

HENNINGSEN
Aus fernen Zonen.
NEUE FOLGE.



Springer-Verlag Berlin Heidelberg GmbH

Aus Sernen Zonen

Originalberichte
berühmter Forscher und Reisenden

Neue Folge

Herausgegeben

von

Johannes Benningfen

Dweite Auflage

Mit zahlreichen Abbildungen und zwei Farbendruckbildern



Springer-Verlag Berlin Heidelberg GmbH

Softcover reprint of the hardcover 2nd edition 1914

ISBN 978-3-662-34985-4

ISBN 978-3-662-35320-2 (eBook)

DOI 10.1007/978-3-662-35320-2

Inhalt.

	Seite
Der Kontinent des eisigen Südens	5
Carsten Borchgrevink, Ein Winter am Kap Adare . . .	17
Otto Nordenfjöld, Zwei Jahre in Schnee und Eis am Südpol	67
Sven v. Hedin, Eine verhängnisvolle Wüstenreise . . .	95
Joachim Freiherr v. Brenner, Bei den Kannibalen Sumatras	123
Axel Preyer, Batavia, die Hauptstadt Javas	168
A. S. Exner, Von Peking bis an die „Große Mauer“ . . .	193
A. Merensky, Deutsche Arbeit am Njassa	249
Carl Ferdinand Appun, La Soledad	299

Farbendruckbilder

Südlucht	zu Seite 26
Kein Wasser	106

Der Kontinent des eisigen Südens.

Immer größere und schnellere Fortschritte verzeichnet unsere Zeit in der Kenntnis unserer Erdoberfläche; immer kleiner werden die „weißen Flecke“ der Erdkarte. Unerhörte Anstrengungen, große Opfer an Gut und Menschenleben waren im letzten Jahrhundert erforderlich, um das nördliche Polargebiet zu erforschen. Aber diese Opfer sind nicht umsonst gebracht worden. Schon sind die Ufer des großen, eisbedeckten Meeres dort oben im Norden fast vollständig in die Karten aufgenommen, und es unterliegt wohl kaum einem Zweifel mehr, daß man in diesem Meere größere und eigenartige Entdeckungen nicht mehr machen wird; das Geheimnis des Nordpols ist beinahe vollständig gelöst.

Aber auf der andern Halbkugel unserer Erde, quer über alle Zonen hinweg, wo das Kreuz des Südens am höchsten am Himmel steht, liegt ein anderes Gebiet, das bei aller Ähnlichkeit mit dem nördlichen doch als ein Gegenstück zu diesem gelten kann. Beiden Gebieten gemeinsam ist die strenge Kälte, die ungeheure Eis- und Schneemassen erzeugt; in beiden treten fürchterliche Schneestürme auf, am Südpol allerdings noch heftiger und eigenartiger als am Nordpol. Große Ähnlichkeiten weisen auch das Tier- und Pflanzenleben auf; denn Wale, Seehunde und Seevögel bilden im Norden wie im Süden die eigenartigen Tierformen. Freilich lebt der Eisbär nur im Norden; dafür besitzt der Süden in der Pinguine, der aufrecht stehenden Fettgans, ein Tier, das der Norden nicht kennt.

Trotzdem unterscheidet sich das südliche Polargebiet, ganz besonders in geographischer Beziehung, sehr wesentlich von dem nördlichen. Um den Nordpol breitet sich ein offenes Meer, das von großen Festlandsmassen umschlossen wird. Im Süden dagegen gelangt man durch das bekannte Weltmeer erst zu dem wirklichen Eisland, der Antarktis. Dieses Festland ist von hohem Inlandeis bedeckt, das in Eismauern, die Hunderte von Kilometern lang sind, senkrecht ins Meer abfällt.

Aus diesem Grunde mußten die Versuche, bis zum Südpol vorzudringen, in ganz anderer Weise unternommen werden als die Nordpolarfahrten. Am Nordpol versuchte man in der Sommerzeit zu Schiff möglichst weit in das offene Meer zu gelangen, wartete dann die völlige Übereisung ab und suchte nun auf Schlitten den Pol zu erreichen.

Das Festland des Südpols ist dagegen von einem Eismeer umgeben, in das möglichst weit vorzudringen zunächst die Aufgabe des Südpolarfahrers ist. Mit Schlittenfahrten scheint dann aber wenig zu erreichen zu sein, da die Antarktis durch die mächtigen, steil abfallenden Eismassen völlig unzugänglich ist.

Schon die Geographen des Altertums vermuteten, daß ein großes Festland — sie nannten es terra australis — um den Südpol liegen müsse. Als der fünfte Weltteil entdeckt wurde, gab man ihm diesen bekannten Namen des Altertums.

Schon die Wahrscheinlichkeit spricht dafür, daß am Südpol ein großes Land sein muß; denn auf der nördlichen Halbkugel kennt man viel mehr Land, und die Aufrechterhaltung des Gleichgewichts der Erde wäre nicht zu erklären, wenn man nicht annehmen wollte, daß auch auf der südlichen Erdhälfte sich entsprechend große Landmassen finden. Außerdem finden sich auf der südlichen Halbkugel die größten Tiefen der Weltmeere, und man mußte deshalb erwarten, daß, wie es auch der Fall ist, ein sehr hohes, zum Teil aus riesigen Gebirgsmassen bestehendes Land um den Südpol liegt.

Der berühmte Weltumsegler James Cook war der erste, der 1772 den südlichen Polarkreis überschritt.

Lange Jahre ruhte darauf die Südpolarforschung, bis im Jahre 1819 der Engländer William Smith die südlich vom Kap Horn belegene Inselgruppe Südshetland entdeckte. Wenige Jahre später erreichte Weddel den 74. Grad südlicher Breite, drang also weiter als Cook vor, sah aber kein Land.

Im Jahre 1841 unternahm von der englischen Regierung aufgefordert Sir James Clark Ross mit den beiden Schiffen „Erebus“ und „Terror“ eine antarktische Expedition. Der Hauptzweck war die Auffindung des magnetischen Südpols. Dieser Zweck wurde zwar nicht erreicht, doch entdeckte er das Viktoria-Land mit seinen gewaltigen Bergketten und mächtigen Vulkanen. Die beiden südlichsten Vulkane nannte er nach seinen Schiffen Erebus und Terror. Freilich glückte es ihm auch nicht, an diesen unbekanntem Küsten zu landen. Doch gelang es ihm, seine starken Schiffe durch das südliche Packeis zu führen, und nun fand er

gegen Süden offenes Wasser, das sich ungefähr 600 Meilen im Durchmesser erstreckte. Von diesem Meere sah er nach Westen zu die gewaltige Gebirgskette mit den schneebedeckten Vulkanen, die die Küste von Süd-Viktorialand bildet.

Nach diesen großen Erfolgen des Engländers Roß ruhte merkwürdigerweise die Südpolarforschung lange Jahre; das Interesse der kühnen Polarforscher wandte sich fast ausschließlich dem Nordpol zu. Erst mit dem Jahre 1894 beginnt ein neuer Zeitabschnitt in der Südpolarforschung, und Carsten Borchgrevink und Otto Nordenfjöld sind die Männer, die sich um die Erforschung des „sechsten Erdteils“ unvergänglichlichen Ruhm erworben haben.

Carsten Borchgrevink ist ein geborener Norweger und wie so viele seiner Landsleute ein leidenschaftlicher Reisender, voller Kühnheit, Begeisterung und Ausdauer. „Diese fernen Gegenden zu erforschen war von Kindheit an das Ziel meiner Träume gewesen. Mit der größten Leidenschaft warf ich mich schon in meinen Schuljahren auf die gesamte arktische und antarktische Literatur und verfolgte mit dem Auge auf der Karte die kleinen schwarzen Linien, die so viele Arbeit, so viel Leiden bezeichnen. Mit dem Globus vor mir betrachtete ich in meiner kleinen Studierkammer die unbekanntenen Teile des Erdballes. Dabei machte ich mir klar, wie sich die Kenntnisse des Menschen von der Erde durch Aufopferung von Energie und Leben nach und nach entwickelt haben und wie die Schwierigkeiten der Erforschung der unbekanntenen Teile gewachsen sind, nachdem diese an Umfang abgenommen haben. Am längsten haben die Länder um den Südpol dem Forscherdrange der Menschen widerstanden! Hier waren Kräfte nötig, hier war noch ein Ziel zu erreichen!“ Im Jahre 1888 hatte sich Borchgrevink eine Stelle als Lehrer in Melbourne verschafft, und als er von einem Fangschiff hörte, daß den Robbenfang im Südpolarmeer untersuchen sollte, ließ er sich auf diesem, der „Antarktik“, als einfacher Matrose anwerben. In seinem Werke „Das Festland am Südpol“ schreibt er darüber:

„Es war eine böse Nacht, die erste auf dem alten Seehundfänger. Die einzige freie Koje hatte soeben ihren früheren Inhaber verloren, der am Abend vorher an Land gewesen und bei der Heimkehr ertrunken war. Die Koje war geschlossen wie ein Sarg und lag gerade über einem Behälter mit Speck. Der Geruch des in der Hitze verderbenden Speckes mischte sich in dem engen Raum mit den Ausdünstungen der schlafenden Matrosen.

Ich beneidete meine australischen Freunde, die es vorgezogen hatten, zu Hause zu bleiben. Beinahe wäre ich wieder an Land zurückgekehrt.

Von den Reisevorbereitungen der letzten Tage ermüdet schlief ich in dessen bald ein. In meinen Träumen war ich schon im fernen Süden und sah die Vulkane Erebus und Terror und die große Eisbarriere, die ich in meinen nebelhaften Plänen erreichen wollte. Der eigentliche Reiseplan der „Antarktik“ war, den Grönlandswal im südlichen Polarmeer zu suchen. Insofern war das Ziel der Expedition verfehlt. Es glückte nämlich nur, zu konstatieren, daß der wertvolle Walfisch der grönländischen Gewässer in diesen Gegenden nicht vorkommt.

Dagegen sollte die „Antarktik“ für die Wissenschaft von großer Bedeutung werden. „Die Antarktik“ hieß früher „Kap Nord“ und ist dasselbe Schiff, das später zu mehreren wissenschaftlichen Expeditionen benutzt und im Jahre 1903 von der Nordenfjöldischen Expedition verloren wurde. Es glückte der „Antarktik“ unter Kapitän Christensen's Führung durch das vor dem Südpolarland lagernde Packeis zu dringen. Die Eisverhältnisse müssen in diesem Jahre besonders günstig gewesen sein. Nie werde ich die alten derben Walfischfänger vergessen, wie sie auf ihren Schiffskisten saßen und mir das eine oder andere erzählten, das mir während meiner späteren Arbeit von unschätzbarem Nutzen werden sollte. In Bord der „Antarktik“ traf ich auch Bernhard Jensen, den ich später zum Kapitän der „Southern Cross“ ernannte. Er war damals zweiter Steuermann. Die „Antarktik“ gelangte bis 74° 10' südlicher Breite. Wir sahen eine Menge des blauen Fimnvals, hatten aber weder die erforderlichen Geräte noch Lust, ihn zu fangen. Als wir kehrt machten, um nicht Gefahr zu laufen, vom Eis eingesperrt zu werden, und auf dem Heimwege nördlich das Kap „Adare“ auf dem Viktorialand passierten, bemerkte ich zu meiner größten Freude oben von der Ausguckstonne durch das Fernglas unter dem Kap an der sonst so unzugänglichen Küste einen kleinen eisfreien Strand.

Dieser Strand sollte für meine spätere Expedition von der größten Bedeutung werden.

Mein Eifer, das unbekante Land zu betreten, steckte Kapitän Christensen an und bewirkte, daß er ein Boot aussetzen ließ, mit dem wir versuchten, durch das Landeis bis zur Küste vorzudringen, während die „Antarktik“ unter Dampf draußen in See lag und auf uns wartete. Im Boot befanden sich Kapitän Christensen, Bull und ich mit drei anderen Seehundsfängern.

Schließlich glückte es uns, nachdem wir das Boot über das Treibeis geschleppt hatten, die öde, unbekante Küste des neuen Landes zu erreichen, das vorher kein menschlicher Fuß betreten hatte.

Es läßt sich schwer sagen, wer zuerst auf dem Lande stand. In meinem jugendlichen Eifer sprang ich in das Wasser, bevor der Bootskiel den Grund berührte und watete ans Land. Kapitän Christensen sprang, als das Boot nahe genug war, vom Steven trockenen Fußes auf den Strand. Beide hatten wir festen Boden unter den Füßen. Kapitän Christensen wählte, glaube ich, den vernünftigsten Weg, jedenfalls den trockensten. Sicher ist, daß es Norweger waren, die zum erstenmal den neuen sechsten Weltteil betraten.

Wir hielten uns einige Stunden an Land auf. Zu Untersuchungen reichte die Zeit nicht aus, ich konnte aber doch verschiedene Samm-



Die erste Landung im sechsten Weltteil 1895.

Nach einer Skizze von E. Borchgrevink.

lungen machen und konstatierte das Vorhandensein von Vegetation auf dem Lande und von Lebewesen im Seewasser an der Küste, wo ich in der Tiefe von ungefähr einem Faden eine Meduse entdeckte. Die Richtigkeit dieser meiner letzten Entdeckung wurde bei meiner Rückkehr nach London verschiedentlich bezweifelt. Die Sammlungen, die „Southern Cross“ 1900 heimbrachte, haben aber bewiesen, daß ich mit meiner ersten Meldung recht hatte.

Nach unserm kurzen Besuch am Lande ging es wieder zum Schiff zurück. Die Maschine der „Antarktik“ setzte sich in Bewegung und mit vollem Dampf steuerten wir dem Norden zu. Nach einer gefährlichen Fahrt in der Dunkelheit und im Schneegestöber zwischen mächtigen Eisbergen passierten wir den Polarkreis und kehrten im Mai 1895 wieder glücklich nach Melbourne zurück. Groß waren die Erfolge allerdings

nicht, die ich von meiner ersten antarktischen Reise nach Hause brachte. Als Seehundsfängermatrose hat man nicht viel Zeit zu wissenschaftlichen Arbeiten. Jeden Augenblick wurde ich zu der einen oder zu der anderen Tätigkeit abgerufen. Entweder war ein Tau zu teeren, ein Seehund zu zerschneiden, ein Kartoffelkessel zu reinigen, oder ich hatte als Arzt auch wohl ein gebrochenes Bein einzuschienen, eine Beschäftigung, zu der ich während jener Reise einmal zugezogen wurde.

Indessen sollte die Reise mit der „Antarktik“ insofern von Bedeutung für mich sein, als ich Gelegenheit fand, in der Nähe die antarktischen Probleme zu betrachten, mit denen sich die ersten Geographen der Welt beschäftigten. Die Entdeckung des kleinen eisfreien Strandes bei Kap Adare ermöglichte es mir, schon auf dem Wege nach Melbourne in großen Zügen eine wissenschaftliche Expedition nach dem Südpolarlande zu entwerfen. Alle Strapazen und Streitigkeiten sind vergangen. Nur die Arbeit als solche bleibt unvergessen. Der alte prächtige Kommandant Svend Foyn, der die Expedition ausandte, hat sich dadurch auch in der Forschung über den südlichen Polarkreis einen unsterblichen Namen gemacht, und der Disponent Bull und Kapitän Christensen, die mit großen Schwierigkeiten zu kämpfen hatten und in ihren eigenen Erwartungen in betreff des Walfischfanges arg enttäuscht wurden, haben sich unbestreitbare Verdienste um die Wissenschaft dadurch erworben, daß sie trotz der vielen damit verbundenen Gefahren die Expedition der „Antarktik“ durchgeführt haben und so weit gegen Süden vorgedrungen sind. Und diese Fahrt mit der „Antarktik“ ermöglichte meine eigenen ersten Beobachtungen innerhalb des südlichen Polarkreises und bereitete mich auf meine spätere antarktische Arbeit vor. Der Plan, den ich bereits auf dem Wege nach Melbourne ausarbeitete, bestand darin, daß ich eine größere wissenschaftliche Expedition bilden wollte, die auf dem großen unbekanntem Südpolarlande landen und dort überwintern sollte. Glücke dies, so wollten wir das Land im Innern wie an der Küste untersuchen.

Im nächsten Jahr sollte dann die Expedition so weit als möglich nach Süden vordringen, um das Land und Meer zu untersuchen. In bezug auf geologische, zoologische und botanische Untersuchungen würde eine solche Expedition eine sehr wertvolle Arbeit in diesen unbekanntem Gegenden der Erde verrichten können. Ebenso auf dem Gebiete der Meteorologie. Mein besonderes Augenmerk hatte ich auf Beobachtungen über den Erdmagnetismus gerichtet.

Magnetische Beobachtungen in der Nähe des süd magnetischen Pols waren lange ein fehlendes Glied in der menschlichen Kenntnis einer

der eigenartigsten und nützlichsten Kräfte der Erde gewesen. Sollten die Höhenverhältnisse es gestatten, so war es meine Absicht, so nahe als möglich nach dem magnetischen Südpol, dem variierenden Punkt oder den Punkten vorzudringen, wo der Erdmagnetismus mit der größten Intensität auftritt.

Ich sah damals noch nicht die großen Schwierigkeiten voraus, die ich zu überwinden hatte, bis es mir glückte, diese Expedition auszurüsten. Ich war jung und in der wissenschaftlichen Welt verhältnismäßig unbekannt. Es war ein steiler Felsen, über den meinen antarktischen Wanderstein hinwegzurollen ich im Laufe der nächsten Jahre immer und immer wieder den Versuch machen mußte.“

Nach rastlosen Bemühungen gelang es ihm endlich, in dem großen Londoner Verlagsbuchhändler Newnes einen Gönner zu finden, der 700 000 Mk. für die Ausrüstung einer Expedition zur Verfügung stellte. Am 31. August 1898 verließ die „Southern Cross“, zu deutsch „Südkreuz“, mit 31 Menschen und 90 sibirischen Schlittenhunden das St. Catharine Dock in London. Die Schiffsmannschaft bestand zum größten Teil aus Norwegern, unter ihnen zwei Lappen, Savio und Muft, beide ausgezeichnete Skiläufer, die von großer Bedeutung für die Expedition waren. Borchgrevink beabsichtigte zu versuchen, auf dem südlichen Polarland zu landen; dann wollte er das Schiff nördlich senden, damit es sich während des Winters im offenen Wasser aufhalten und dadurch den Pressungen des Polareises entgehen könne.

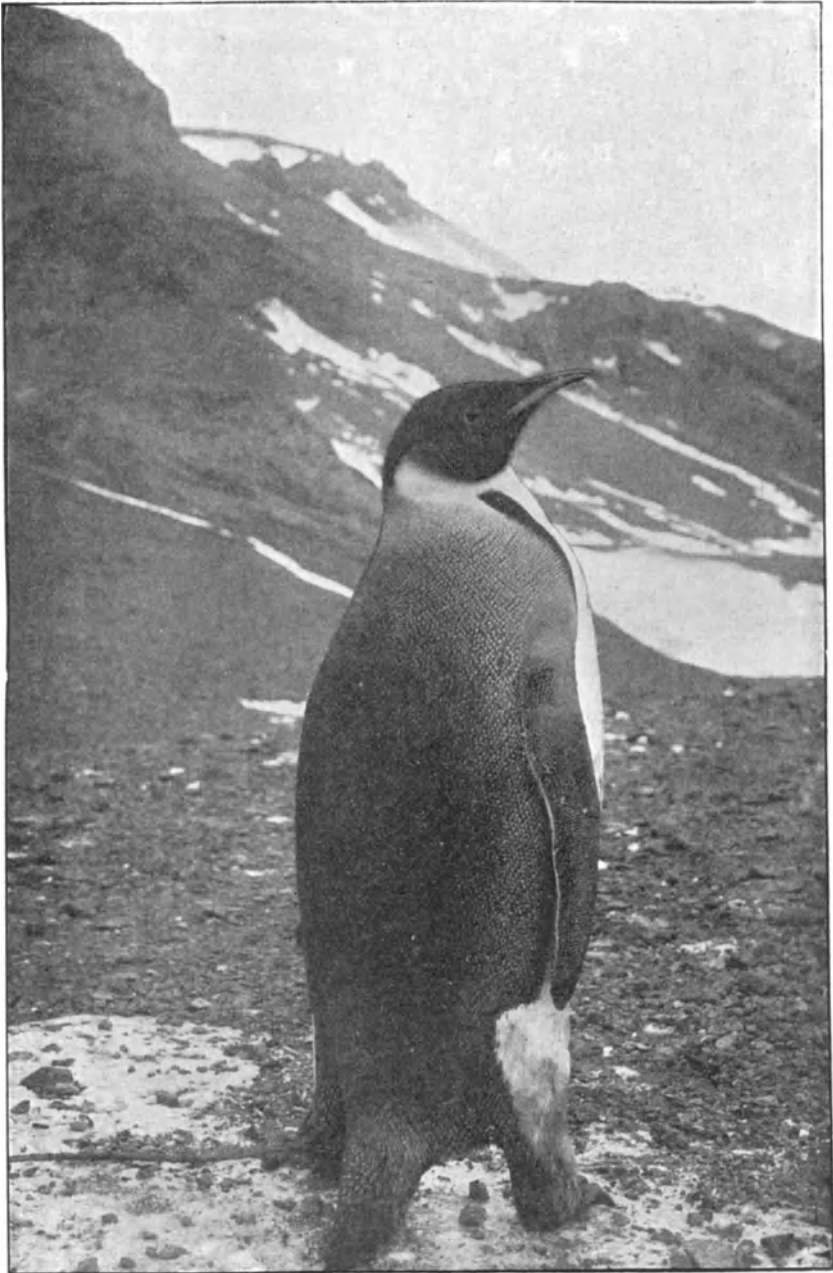
Die „Southern Cross“ fuhr um die Südspitze Afrikas herum zunächst nach Australien, um dann von Tasmanien, der im Süden von Melbourne liegenden Insel aus geradeswegs auf den Südpol loszusteuern. Schon auf dem 50. Breitengrade begegnete man im Meere auf der Südhalbkugel ungeheuren Eisbergen von tafelförmiger Gestalt und oft kilometergroßer Ausdehnung. Sie sind vom Inlandeis des Südkontinents ins Meer vorgeschoben, wurden dann vom Druck des Wassers emporgehoben, brachen ab, und die Meeresströmungen trieben sie nach Norden. Auf dem 62. Grad südlicher Breite traf man dann auf das Packeis. So nennt man die Unmasse von Eisschollen, die auf der Meeresoberfläche selbst entstanden sind. Zwischen ihnen befinden sich im Sommer vielfach Lücken und Rinnen, durch die das Schiff sich hindurchwinden muß. Sechs Wochen lang dauerte der Kampf der „Southern Cross“ mit diesem Packeis, bis es ihr endlich gelang auf Kap Adare unter 71 Grad 18 Minuten südlicher Breite glücklich zu landen. Nachdem man hier eine Hütte erbaut hatte für jene zehn kühnen Männer, die sich entschlossen hatten,

zum ersten Male auf dem Südkontinente zu überwintern, ging das Schiff nach Neuseeland zurück. Die „Southern Cross“ trat im nächsten Jahre wieder die Fahrt nach Süden an, wand sich wieder durch den schlimmen Packeisgürtel hindurch, nahm die todesmutigen Männer, leider waren ihrer nur noch neun, auf und führte sie glücklich der Heimat zu. Eine reiche Fülle von Beobachtungen in bezug auf Erdmagnetismus, Eisbildung, Witterungskunde usw. war von der Expedition gemacht worden. Ganz besonders war auch das Tierleben des Südkontinents eifrig erforscht worden. Dasselbe ist sehr artenarm. Robben und Pinguine sind die charakteristischen Tierformen. Interessante Schilderungen entwirft Borchgrevink von den possierlichen Pinguinen: „Der Frühling stand vor uns mit der Aussicht auf lichte Tage, Arbeit und Leben. Das Vogelvolk rückte heran. In unendlich langen Reihen kam es über den gefrorenen Ozean auf das Polarland zugewandert.

Als wir der Vögel vom Strande aus gewahr wurden, konnten wir nur die schwarzen Köpfe über dem Schnee auf dem weißen Hintergrunde sehen. Die ganze vordere Seite der Pinguine ist silberweiß, weiß wie der Schnee. Einer nach dem anderen gingen sie hintereinander her, und sahen wir sie von hinten, so erinnerten sie an eine Trauerprozession. Die kurzen, rudimentären Flügel hielten sie, um das Gleichgewicht zu halten, wie Arme ausgestreckt. In ihrem Gang glichen sie den alten Matrosen, die, weil sie sich immer auf Deck bewegen, wie der Ozean rollen. Die Vögel traten mit dem ganzen Fuß auf, der dick und fleischig ist und ihnen das Aussehen gibt, als gingen sie in Galoschen.

Kurz nachdem der erste Pinguin auf der Halbinsel angekommen war, hatten ihre Kolonnen einen vollständigen Weg, hart und eben, niedergetreten. Ständig wuchs die Menge der Pinguine, die täglich am Kap Adare ankamen. Wir gingen hinaus und studierten ihre Reihen in höflichem Abstand. Sobald nun ein Pinguin aus der Reihe uns entdeckte, verließ er den Weg und arbeitete sich, von seinen Kameraden gefolgt, vorsichtig in dem losen Schnee zu uns durch, indem er bei jedem Schritt seine Galoschen so hoch hob, daß wir sie über dem Schnee sehen konnten.

Als der erste an uns herangekommen war, machte er halt und wandte sich nach seinen Kameraden um. Da entstand dann sofort eine laute wissenschaftliche Auseinandersetzung. Sie hatten mit ihren Schnäbeln auf uns los, zogen an unsern Kleidern, untersuchten uns genau, und nachdem der erste Pinguin seine zoologische Ansicht über uns geäußert hatte, schritt er, von den anderen gefolgt, in einigem Abstand um uns herum, bis die Neugierde aller scheinbar befriedigt war. In der stolzen Über-



Ein Kaiserpinguin.
Aus „Antarktis“ von Otto Nordenfjöld.

zeugung, daß sie eine neue Art von Pinguinen entdeckt hatten, setzten sie dann ihren Weg zu ihren alten Brutplätzen fort."

Auf ähnliche Weise wie Carsten Borchgrevink versuchte Professor Otto Nordenskjöld, ein Neffe des berühmten Entdeckers der „nordöstlichen Durchfahrt“, das Problem der Südpolarforschung zu lösen. Im Oktober 1901 verließ er, wie er in seinem Werke „Antarktis, zwei Jahre in Schnee und Eis am Südpol“ berichtet, mit der „Antarktis“ den Hafen von Göteborg und fuhr zunächst nach Buenos Aires. Die argentinische Regierung förderte das Unternehmen und gestattete einem jungen Offizier die Teilnahme an der Expedition. Die „Antarktis“ drang in den

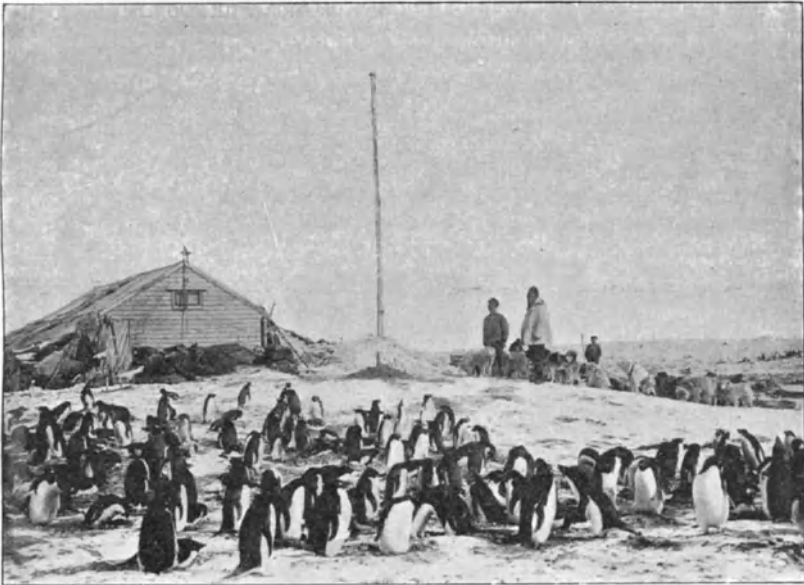


Das Vogelvolk kommt.

Packeisgürtel bis zum 66° südlicher Breite vor, kehrte dann aber, da man kein Land sah, wieder um und richtete auf Snow-Hill, einer kleinen Insel im Süden des Ludwig Philipp Landes, das Winterquartier ein. Hier blieben sechs Personen, während das Schiff nach den Falklandinseln zurückkehrte. Die Zurückgebliebenen unternahmen interessante Schlittenreisen zu Lande und auf dem nunmehr völlig vereisten Meer, die ein reiches wissenschaftliches Material erbrachten. Vergebens erhoffte man im nächsten Frühjahr die Rückkehr der „Antarktis“, es wurde wieder Winter, ein neues Frühjahr kam, aber immer noch kein Schiff. Da auf einer Schlittenreise, die man nach Norden hin über das Meereis unternommen hatte, begegnete man drei schwarzen Gestalten, die sich als Kameraden von der „Antarktis“ entpuppten. Das Schiff hatte im November 1902 die Reise nach dem hohen Süden zum Entsatze der Zurückgebliebenen angetreten, aber der schwierigen Eisverhältnisse we-

gen mußte man befürchten, daß es unmöglich sei, die Winterstation zu erreichen. Die drei Männer hatten die „Antarktis“ verlassen, um mit einem Schlitten über das Eis nach Snow-Hill zu gelangen. Aber auch ein solches Vordringen erwies sich als unmöglich, und man mußte an den Ausgangspunkt zurückkehren. Aus Steinen errichteten sie hier eine Hütte und erwarteten vergeblich die Rückkehr der „Antarktis“.

Auf Snow-Hill warteten jetzt 9 Menschen sehnsüchtig und bang auf Entsaß. Am 8. November 1903 erscheinen wieder neue Gestalten auf



Die Pinguine unterhalten sich über uns.

dem Eise. Mit Jubel werden sie begrüßt; man vermutete natürlich in ihnen die Gefährten der „Antarktis“. Aber siehe da, es sind fremde Männer: Argentinier. Die argentinische Regierung war um das Schicksal der Expedition besorgt geworden und hatte zu ihrem Entsaße die „Uruguay“ geschickt, die glücklich nach Snow-Hill gelangt war.

Wo aber war die „Antarktis“ und welches Schicksal hatte die Besatzung derselben getroffen? Das war die bange Frage, die alle beschäftigte.

Da, noch am Nachmittage desselben Tages — es klingt wie ein Märchen — ereignet sich das wunderbarste Zusammentreffen. Die noch

vermißten sechs Kameraden von der „Antarktik“ erscheinen gleichfalls auf diesem für die Südpolarforschung denkwürdigen Plage. Sie erzählen, daß ihr Schiff, bald nachdem jene drei Mitglieder es verlassen, von furchtbaren Eispressungen erdrückt, vor ihren Augen untergegangen ist. So waren sie gezwungen, an einem dritten Ort zu überwintern. Nun sind alle, die vor zwei Jahren in diese unerforschten Eiswüsten eindrangten, auf wunderbare Weise wieder hier vereinigt, und das Entsatzschiff führt alle wohlbehalten in die liebe Heimat zurück.

Die beiden folgenden Abschnitte schildern von der Borchgrevink'schen Expedition das Leben in der Hütte auf Kap Adare und von der Nordenskjöld'schen das Zusammentreffen bei Snow-Hill.

Ein Winter am Kap Adare

von

Carsten Borchgrevink.*)

Der Winter stand jetzt vor uns, die Temperatur sank schnell, als die Sonne uns verließ, und die Kälte wurde empfindlich.

Als der Winter richtig einsetzte, wurden die Beobachtungen eine kalte Arbeit. Die Handschuhe mußten abgezogen werden, und wenn wir die Hände mit dem Metall in Berührung brachten, saß die Haut der Finger am Instrument fest.

Um schlimmsten waren vielleicht die magnetischen Arbeiten. Colbeck und Bernachi mußten stundenlang in der Kälte in dem kleinen lappländischen Zelte sitzen. Sie mußten so entsetzlich stille sitzen und unaufhörlich ihre volle Aufmerksamkeit auf den empfindlichen Magnetometer richten. Und mitten in ihrer Arbeit kam Aurora mit ihren schönen Strahlen und zerstörte alles unbarmherzig.

Die magnetischen Arbeiten mußten immer eingestellt werden, wenn das Südlicht in der Polarnacht glänzte. Es war, als fordere diese Erscheinung unsere volle Bewunderung, unsere ungeteilte Aufmerksamkeit, trotzdem wir wenig Versuche machten, in ihr Geheimnis einzudringen, während sie doch ständig in unsere Arbeiten eingriff und sie aufhielt. Nahmen wir unsere besten Ferngläser und richteten sie gegen das Farbenspiel, so sahen wir nur die Sterne auf der anderen Seite, während die spielenden Luftgeister mit ihren störenden Zauberstäben verschwunden waren. Es war, als zögen die Geister Auroras sich zurück, damit die Menschen nicht die Verbindung zwischen den Kräften der Erde und des Äthers verfolgen sollten.

*) Aus: Das Festland am Südpol. Die Expedition zum Südpolarland in den Jahren 1898—1900 von Carsten Borchgrevink. Nach Skizzen und Zeichnungen des Verfassers illustriert von Otto Sindig und E. Ditlevsen und mit Reproduktionen photographischer Originalaufnahmen. (321 Text, 5 bunte Abbildungen und 6 Karten). Breslau, Schlesiische Verlagsanstalt von S. Schottlaender 1905.

Der Schnee bedeckte jetzt vollständig den Eingang unserer Hütte, und wenn wir hinein wollten, mußten wir durch eine Art Trichter im Schnee kriechen und erreichten so unsern unterirdischen Palast.

Unsere Schlittenhunde gruben sich in Schneeschanzen ein oder ließen sich einschneien. Gegen rauhes Wetter rollten sie sich gern mit dem Kopf und Schwanz zusammen und lagen ganz stille, bis der Schneeteppich sie vollständig zudeckte. Dann fingen sie an, sich etwas zu bewegen, um Raum zu bekommen, und hielt der Schneefall mehrere Tage an, so mußten wir sie ausgraben. Nicht selten kam es vor, daß wir einzelne Hunde längere Zeit vermißten, die wir später beim Ausgraben in den Schneeschanzen wiederfanden.

Die Hunde, die sich auf diese Weise einschneien ließen, versorgten sich immer vor dem Ausbruch der Schneestürme mit dem nötigen Proviant und blieben ruhig in ihrem Schneehaus, um somit den anstrengenden und unbequemen Schlittentouren aus dem Wege zu gehen.

Im Winter wurden unsere Schlittenhunde bissig wie Wölfe. Solange sie genügend Seehundfleisch hatten, waren sie leicht zu regieren, nahm aber die Kälte zu und wurde das Futter knapp, so verschwand alle Freundschaft zwischen ihnen. Aber nicht immer war es der Stärkste, der in den Kämpfen um das tägliche Brot Sieger blieb.

Vollständig planmäßig schienen die Hunde einen ihrer Kameraden zum Tode zu verurteilen, und dieser Hund konnte zweifellos sein ihm bevorstehendes Schicksal.

Er hielt sich meistens in der Nähe unserer Hütten, und bot sich ihm Gelegenheit, so kroch er, den Schwanz zwischen den Beinen, in die Hütte und versteckte sich dort. Er wagte es nicht, an den bescheidenen Mahlzeiten teilzunehmen, die wir den Tieren aus Hundekuchen bereiteten. Er magerte sichtlich ab und wurde melancholisch, während der Zeit wurde er aber von den anderen Hunden aufmerksam bewacht und verfolgt. Sobald sie ihn in seinem Versteck ausfindig gemacht hatten, setzte sich die ganze Gesellschaft in Bewegung, um ihn zu überfallen und ihm den Garaus zu machen. Wehe dem Hunde, wenn er sich den Rückzug nicht offen hielt, und floh er vor ihnen, so begann ein wildes Rennen auf Leben und Tod.

Fort ging es im Mondschein über die ungeheure Eisfläche, bis wir die ganze Horde nur noch als schwarze Punkte auf der weißen Decke sahen. Oder sie verschwanden im Dunkel, und wir hörten nur ihr fernes Geheul, bis es plötzlich stille wurde. Dann wußten wir, daß alles vorbei war. Wenn wir dann auf Ski mit der Peitsche und den Skistöcken die



Carſten Borðgrevink.

Над Фігард Евінстадс Мемалбе Royal Academy 1900.

Stätte erreichten, so waren von dem zum Tode verurteilten Kameraden nur noch die Knochen übrig geblieben.

Das Eigentümliche war, daß sich in der Zeit, wenn ein Hund auf diese Weise zur Nahrung auserwählt schien, die übrigen Hunde sich gut untereinander vertrugen. Es war, als wenn sie im Bewußtsein ihrer bösen Pläne die Geheimhaltung der Verschwörung für nötig hielten.



Die Hütte zur Winterzeit.

Wir verloren auf diese Weise viele unserer besten und stärksten Schlittenhunde.

Am 17. Mai mußten wir als Norweger in dem neuen Lande natürlich unser Nationalfest feiern.

Unsere große norwegische Flagge wurde entfaltet. Wir zogen alle auf Ski aus und hielten eine Art „Holmenkoll-Lauf“ ab.

An diesem Tage hatten wir übrigens einen Schneesturm, wie wir ihn bis dahin noch nicht erlebt hatten. Schlitten, Risten, Steine, alles Bewegliche wirbelte in der Luft umher und verschwand wie Vögel im Schneetreiben. Die eiserne Säule des Anemometers wurde, obgleich sie einen halben Zoll stark war, von der Wucht des Windes zerbrochen. Große Steine donnerten auf unser Dach, und die Wirbel, die sich im Schutze unserer Hütten bildeten, waren so stark, daß viele große Risten von ihnen ergriffen und mit den Schneemassen umhergeschleudert wur-

den, die wie Windhosen über unserm kleinen Heim kreiften. Gleichzeitig wurde der hohle Donner der Eisschraubungen in der Bucht wieder hörbar.

Am 23. Mai war wieder starkes Südlicht, das 6,30 begann. Es erstreckte sich von Ost-Süd-Ost nach Nord-West über Zenit. Wie gewöhnlich folgte ein fürchterlicher Sturm. Vor und während eines Sturmes stieg immer die Temperatur ungefähr in demselben Grade, wie das



Die Hunde vor der Hütte.

Barometer fiel. Von -20° C konnte die Temperatur in einigen Stunden auf Null steigen. Die Kurven des Barographen und Thermographen waren deshalb von großem Interesse.

Zur Mittagszeit sollte Evans das Thermometer in dem kleinen Observatorium ablesen. Wohl eingehüllt und mit der Schneebrille versehen, arbeitete er sich durch den Schneetrichter durch, während er die Sturmlaterne vor sich hielt.

In dem Augenblick, als wir ihm die kleine Tür öffneten, sauste der Schnee durch den Trichter, und weg war Evans. Wir hatten uns aber vorher davon überzeugt, daß er sich an dem Tau festhielt, das wir zwischen den Hütten und dem Observatorium gezogen hatten.

Wie gewöhnlich in jenen Tagen, spielten wir nach Tisch unsere Partie Karten oder Schach, und die Lappländer saßen beisammen und unterhielten sich in ihrer eigenen Sprache, wie sie es immer taten, wenn die

Naturkräfte sich in ihrer ganzen Wucht zeigten. Wir waren an diesen täglichen Ausgang zum Ablesen des Thermometers selbst bei den fürchterlichsten Stürmen und an das Verschwinden des einen oder anderen schon so gewöhnt, daß etwa drei Stunden vergingen, bis wir „Jumbo“ vermißten. So nannten wir gewöhnlich Evans, da er der größte und dickste von uns allen war.

Da fiel uns plötzlich ein, daß die Zeit für eine neue Ablefung des Thermometers gekommen war.

Nachdem wir erst Evans in seiner Kabine gesucht und nicht gefunden hatten, beeilten wir uns, unsere Sturmkleider anzuziehen. Der Doktor war der einzige, der in der Hütte zurückblieb, da wir annahmen, daß wir Evans in dem vernichtenden Sturm halb erfroren und in einer solchen Verfassung finden würden, daß er nach seiner Rückkehr ins Lager der sofortigen ärztlichen Behandlung bedürfe. Warmes Wasser wurde von geschmolzenem Schnee gemacht und die Medikamente bereitgestellt.

Einer nach dem anderen verschwanden wir im Sturm aus der Tür, um uns am Ende des Trichters paarweise zusammenzufinden. Wir faßten uns an den Händen und begaben uns zu zwei und zwei nach einem von mir vorgeschlagenen Plan auf die Suche nach dem Vermißten.

Es war fast unmöglich, sich zu bewegen, selbst mit einem Tuch vor Nase und Mund konnten wir in dem Sturm kaum atmen. Wir mußten auf allen vieren kriechen, und wenn wir die kleinen Lagunen, die auf der Spitze unserer Halbinsel lagen und mit Eis bedeckt waren, kreuzten, so glitten wir willenlos Hand in Hand über die Oberfläche hin, ohne uns aber gegenseitig im Schneewehen und bei der Finsternis sehen zu können. Dazu kam, daß die Temperatur sehr niedrig war. Wir suchten und suchten ohne Erfolg. Kleine Steine und Schnee erfüllten die Luft in gleicher Mischung. Wir stolperten und glitten aus, kletterten an den Anhöhen hinauf und wurden von der Halbinsel auf das Eis in der Bucht geweht, zerfchlugen uns, bis das Blut durch die Handschuhe rann, und arbeiteten uns auf allen vieren wieder hinauf, während wir uns im Dunkel, so gut es ging, vorwärtstasteten. Das Rufen hatte keinen Zweck, da wir ja nicht einmal zwei und zwei miteinander sprechen konnten.

Ich begann Evans wegen besorgt zu werden.

Wir selbst wußten nur sehr selten, wo wir uns befanden, und konnten nur mutmaßen, wo die Hütten unter dem Schnee begabten waren.

Während Hanson und ich zusammen gingen, stolperten wir plötzlich über eine Hundehütte, die am Eingang unserer Hütte verankert lag. Sofort wußten wir, wo wir waren. Als ich mich vorwärtstastete, berührte

ich einen lebenden Gegenstand. Anfänglich glaubte ich, daß es ein Hund sei. Bald fühlte ich aber, daß ich den Fuß eines Mannes in der Hand hatte. Es war der Lappe Savio.



Am Eingang der Hütte beim Schneefurm.

Ich hielt ihm vor, daß es doch im höchsten Grade unfkameradschaftlich sei, sich hier in der Hundehütte zu verkriechen, während wir anderen nach dem wahrscheinlich in Lebensgefahr schwebenden Evans suchten.

Er wandte darauf ein, daß wir seiner Ansicht nach von ihm, der nur halb so groß und schwer als Zumbo sei, doch nicht erwarten dürften,

daß er sich einer solchen Gefahr aussetze, und wenn der Wind Evans von dem antarktischen Festlande fortgeweht hätte, so sei es doch ganz sicher, daß er bei seinem Gewicht der Stärke des Sturmes nicht gewachsen sei. Es war die Philosophie eines Naturfindes.

Mehrmals trafen sich einzelne Paare der Suchenden in der Hütte, wenn der Zufall über den Trichter sie in den Schnee führte. Nachdem sie sich etwas gewärmt hatten und davon überzeugt waren, daß Evans noch nicht gefunden war, begaben sie sich wieder in das fürchterliche Wetter hinaus und setzten das Suchen fort. Aus verschiedenen Berichten ersah ich, daß außer einem kleinen Teile am Abhang nördlich von der Hütte die ganze Halbinsel abgesehen war; deshalb veranlaßte ich den Lappländer Must und Fougner, sich dorthin zu begeben. Ich nahm an, daß Evans sich möglicherweise auf dem Rückwege vom Observatorium dorthin verirrt habe. Jedenfalls wußte ich, daß er, um die Hütte zu erreichen, gegen den Wind angehen würde, und aus meinen persönlichen Erfahrungen, die ich in den australischen Urwäldern gesammelt hatte, schloß ich, daß Evans, wie so viele andere vor ihm, links von dem Punkt, den er suchte, abgewichen sei.

Mit dieser Theorie vor Augen fanden Fougner und Must bei der Durchsuchung dieses einzigen noch nicht abgestreiften Teils der Halbinsel den vermißten Evans unmittelbar unter der Felswand auf einer kleinen Anhöhe.

Da stand er erfroren und ratlos. Stundenlang war er kreuz und quer umhergeirrt. Einmal war er auf seinem Wege dem Thermometerbehälter begegnet und hatte wieder die Richtung nach der Hütte eingeschlagen, war aber auch diesmal links abgebogen und hatte sie nicht gefunden. Schließlich hatte er, gänzlich ermattet, fast jede Hoffnung, die Hütte zu finden, aufgegeben; es war die höchste Zeit, daß Hilfe kam.

Als er durch den Trichter in die Hütte hinabgelassen wurde, nahm der Doktor ihn in Empfang.

Er litt an starkem Erbrechen und hatte Schüttelfrost. Am nächsten Tage war Evans wieder einigermaßen frisch, aber Hanson war nach den Anstrengungen, denen er sich beim Suchen ausgesetzt hatte, noch elender als vorher.

Am 1. Juni kamen die Lappen ins Lager und meldeten, daß die Expedition einen Zuwachs von 16 neuen Mitgliedern bekommen habe. Es waren 16 junge Hunde, die in ihrer kalten Umgebung sich lustig und munter tummelten und mit ihrem eisigen Heim zufrieden zu sein schienen. Die Mütter aber waren außerordentlich bissig den anderen Hunden gegen-

über, die auf die erste beste Gelegenheit warteten, die Kleinen zu verpeisen.

In Veranlassung der Ankunft der neuen Mitglieder fand große Festtafel statt.

Am 3. Juni ungefähr 10 Uhr nachmittags wurden wir wieder durch den herrlichen Anblick von Aurora entzückt. Diesmal war sie schöner als je zuvor.

Anfangs spielte sie in kleinen Flammen in Nord, bald wurde aber die Farbenpracht lebhafter, und prächtige Strahlen wogten in schnellem und eigenartigem Farbenwechsel gegen den Zenit empor.

Zuerst war das Licht fast weiß, wurde aber mit seiner Zunahme röter. Beim Zenit erreichte es seine größte Intensivität. Gewaltige Gardinen von blendendem und wechselndem Licht schienen sich wie in einem leichten Wind zu bewegen.

Große Wolken von rosenrotem und rotem Licht fielen plötzlich schnell gegen die Erde nieder, so schnell, daß es dem Auge nicht möglich war, ihrer Bahn zu folgen, und so blendend war das Licht, daß es, als die Erscheinung vorüber war, selbst wenn wir die Augen schlossen, noch klar und scharf vor unseren Pupillen stand. Einmal sammelten sich die Strahlen nahe dem Zenit und bildeten einen zusammenhängenden Ring von tiefroten Farben. Dieser Ring bewegte sich in Wellen schnell umher.

Jrgend einen Laut vernahmen wir nicht.

Die eigenartige Erscheinung starb nach einer Stunde hin, obgleich kleine Lichtwellen fortwährend in südlicher Richtung weit über das Land flackerten. Am nächsten Tage hatten wir einen Orkan von Ost=Süd=Ost.

Das Thermometer zeigte — 35° C.

Am 4. Juni bestiegen wir wieder das Kap, wo wir in einer Höhe von 700 m unsern Thermographen aussetzten, da wir die Temperaturverhältnisse nicht nur an der Oberfläche des Meeres, sondern auch in der genannten Höhe zu untersuchen wünschten.

Am 14. Juni erstieg ich selbst wieder die Spitze von Kap Adare, um den Thermographen zu holen.

Es herrschte eine intensive Dunkelheit und die Winterstürme waren so stark gewesen, daß wir eine Zeitlang den Thermographen oben auf dem Kap nicht untersuchen konnten. Während die anderen schliefen, begab ich mich an dem genannten Tage um 6 Uhr morgens hinauf, da das Wetter mir etwas besser schien.

Ich hätte ebensogut um Mitternacht gehen können, da zwischen Tag und Nacht kein Unterschied war. Mit großer Mühe bestieg ich die steilen

Felsen. Die Temperatur war sehr niedrig, und während des Aufstieges hatte ich verschiedene Anfälle von Erbrechen. Indessen glückte es mir, bis zu dem Instrument vorzubringen. Ich packte es in meinen Rucksack, und da das Barometer niedrig war, beeilte ich mich, so schnell wie möglich in das Lager zurückzukommen.

Raum war ich bei dem Trichter der Hütte angelangt, als der Südpol wieder seinen Blasebalg öffnete, und einen Augenblick darauf wehte es so stark und mit einem so dicken Schneetreiben, daß es unmöglich war, unser Observatorium zu erreichen, ohne sich an dem Seil festzuhalten.

Evans und Bernacchi versuchten später am Tage hinüberzugehen, kamen aber auf allen vieren kriechend, vollständig ermattet und erfroren zurück. Bernacchi's eine Hand war wie ein Stück Eis, weiß und hart. Der Doktor meinte anfänglich, daß er gezwungen sein würde, die Hand zu amputieren; er fürchtete, daß nach dem Auftauen kalter Brand entstehen könne. Bernacchi aber bat eifrig für seine erfrorene Hand, und der Doktor wagte es, sie auf ihrem Platz zu lassen. In die Hütte durfte aber Bernacchi nicht kommen.

Der Doktor nahm ihn in dem kalten überdachten Raum zwischen den Hütten in ärztliche Behandlung. Er rieb die erfrorene Hand fortwährend mit Schnee und hielt sie längere Zeit in eiskaltes Wasser. Nach und nach setzte sich eine Eiskruste auf die Teile der Hand, die nicht geknetet wurden. Allmählich begann das Blut wieder zu zirkulieren, es dauerte indessen lange, bis Bernacchi seine Hand wieder gebrauchen konnte.

Später versuchte ich und der Lappe Savio wieder das Observatorium zu erreichen.

Wir krochen auf allen vieren, während man uns von der Hütte aus an einer Leine festhielt, die für den Fall, daß wir in der Dunkelheit weggeweht würden, um unsere Brust geschlungen war.

Es erwies sich aber als vollständig unmöglich, vorwärts zu kommen, und jedesmal, wenn ich die kleine Sturmlaterne hervorzog, die ich zum Ablesen des Thermometers an meiner Brust befestigt hatte, verlöschte das Licht in ihr; so stark war der Sturm.

Abends 8 Uhr hatten wir eine Windgeschwindigkeit von 85 englischen Meilen in der Stunde, und Schnee und Steine erfüllten scheinbar in gleichmäßiger Mischung die Luft.

Im Laufe der Nacht nahm der Sturm zu.

Die Hütten zitterten unter seinem Druck. Wir stellten fest, daß aller Schnee von der südöstlichen Seite weggeweht war. Denn die Steine,



Südlischt.

die vom Kap heruntergeschleudert wurden, fielen wie ein ununterbrochener Regen trommelnd auf das Dach nieder.

Von Zeit zu Zeit untersuchten wir das Barometer, aber immer mit demselben Erfolge. Es fiel, fiel fortwährend, und wir begannen wirklich mit der Möglichkeit zu rechnen, daß unser Lager plötzlich in ein Luftschiff verwandelt würde.

Trotz unserer bedenklichen Lage herrschte ein guter Humor unter den Mitgliedern. Vielleicht war es bei manchen nur ein „Galgenhumor“. Einige meinten, daß die Stahltrassen später in der Luft als Steuertau zu verwenden seien, andere wieder, daß das Anemometer, das sich in größter Eile auf dem Dache drehte, einen ausgezeichneten Propeller abgeben würde! Und wirklich schien es manchmal, als wenn wir in die Lüfte flögen, denn die Hütten hoben sich sichtbar von der Erde. Das Barometer fiel schließlich bis auf 27. Das merkwürdigste bei diesen Stürmen war, daß, gerade wenn sie am stärksten rasten, der Wind bisweilen 2—3 Minuten gänzlich aufhörte.

Der Lärm auf dem Dach verstummte plötzlich, eine absolute Stille herrschte für einige Augenblicke.

Ich konnte die Atemzüge der Mitglieder aus ihren Kabinen hören, die sich im Takte mit dem einförmigen Tick Tick des Barographen vereinigten, wenn er die Kurven des Atmosphärendrucks registrierte.

Dann begann aber das Ganze wieder aufs neue, ebenso schnell, als es aufgehört hatte.

Dieser Sturm währte bis zum 15. Juni.

Bei solchem Wetter erschien uns das Leben in unserm kleinen Raum oft unerträglich.

Wir hatten weder Luft noch Bewegung noch Licht. Es war, als säßen wir da und sähen uns selbst alt werden. Das Haar des Doktors war ganz weiß geworden und dabei war er ein Mann von kaum 30 Jahren. Er war immer schlechter Laune. Vielleicht drückte ihn auch die Sorge um den Zustand der anderen. Als Arzt sah er ja die Veränderung der Mitglieder schneller, als sie es selbst taten.

Die Lieder der Musikdose kannten wir zur Genüge; ihr ganzes Repertoire war ausgespielt, und wenn einzelne Mitglieder die eine Melodie vorzogen, so hatten andere Mitglieder wieder eine andere Auffassung und was den einen belustigte, langweilte und ärgerte den andern.

Dann folgten gewöhnlich lange Auseinandersetzungen und Streitigkeiten, die im Grunde unsere beste Unterhaltung bildeten. Ich weiß nicht, wie wir die lange Polarnacht überstanden hätten, wenn nicht der-

artige kleine Kriege geführt worden wären. Das Dunkel und die Eintönigkeit drückten unsern Sinn. Die Stille donnerte bisweilen in unseren Ohren, jede Unterbrechung in der fürchterlichen Einsamkeit und Öde war eine Erleichterung. Der Doktor und ich spielten viel Schach miteinander, wenn wir nicht gerade unsere ausgezeichnete Bibliothek benutzten. Die anderen spielten Karten oder Schach. Die Lappen begnügten sich oft mit einem „Saffo“ genannten Spiel, einer Art Schach mit kleinen geschnittenen hölzernen Figuren, die Zelte, Kirchen, Lappländerinnen und Lappen vorstellten.

Während des Spiels waren Savio und Wust sehr eifrig. Es gab immer einen großen Lärm, wenn eine Lappländerin nach der Seite gezogen wurde, wo der Lappe stand, oder die kleine Kirche geschlagen wurde und vom Brett verschwand. Während sie die verschiedenen Figuren von dem einen Feld zum anderen zogen, hatten sie ganze Formeln herzusagen. Wie sie überhaupt die Figuren auf dem Brett halten konnten, war mir ein Rätsel, da sie in ihrem Eifer ihnen oft schwere Stöße versetzten.

Der Verlierende mied gewöhnlich den anderen einige Tage, und sie bedienten sich dann gegenseitig eines Tones, aus dem wir, die wir der lappländischen Sprache unkundig waren, schlossen, daß sie sich gerade keine Komplimente sagten.

Die Lappländer waren im großen und ganzen diejenigen von uns, die am wenigsten unter der Dunkelheit litten. Aus ihrem Heim im hohen Norden waren sie daran gewöhnt.

Savio war sehr fleißig und nähte in der Winterzeit 50 Paar lappländische Schuhe für uns. Obgleich er noch ganz ungeübt in der Arbeit war, gelang ihm schon sein erster Versuch sehr gut.

Beide betrachteten mich förmlich als ihren Vater und sagten „du“ zu mir; sie machten mich vertraut mit ihren Sorgen und Freuden, namentlich war Savio während der Winterzeit sehr mitteilhaft.

Er trug überhaupt sehr zur Unterhaltung bei und ich werde nie eine kleine Szene vergessen, bei der Savio beinahe vor Lachen krank wurde.

Wir waren mehr als gewöhnlich einander überdrüssig geworden und benutzten jede Angelegenheit zu gegenseitigen Reibungen. Da kam eines Tages der Doktor als Deputierter der übrigen zu mir. Die Sache kam mir nicht ganz überraschend, da mir aufgefallen war, daß man in der Kabine des Doktors gemeinsame Zusammenkünfte hatte. Er überbrachte mir die Forderung der Mitglieder, daß ich mich bei ihrer Titulatur des Wortes „Mister“, des englischen Herr, bedienen möge.

Ich war natürlich sofort dazu bereit und der Doktor brachte meine zustimmende Antwort dem Komitee.

Da kam der Mittag mit dem gemeinsamen Mahl.

Es herrschte eine etwas gedrückte Feierlichkeit zwischen uns zehn unter dem Schnee Lebenden.

Um meinem Versprechen die Tat sofort folgen zu lassen, verteilte ich mit großer Freigebigkeit die gewünschten Titulaturen. Obgleich ich



Borborevink mit seinem Hund „Sembla“ in der Hütte.

in den verschiedenen Gesichtern eine gewisse Freude über den gewonnenen Sieg wahrnahm, blickten die Mitglieder einander nicht an, sondern vertieften sich mehr als gewöhnlich in die zweifelhaften Genüsse der Tafel.

Alles ging gut, bis ich den Lappländer Must mit „Mister“ titulierte. Da brach Savio in ein lautschallendes Gelächter aus. Er lachte so herzlich, daß die Tränen ihm in die Augen traten und der feierliche Ernst einer wohlthuenden Fröhlichkeit Platz machte.

Derartige Kleinigkeiten waren große Ereignisse.

Wir hatten auch manchen gemütlichen Abend, wenn der Grog auf dem Tische stand.

Dann erleichterten wir unser Herz, und ich fand, daß der Grog wie auch der Wein einen ausgezeichneten Einfluß auf die Mitglieder aus-

übte, und auch der Doktor bat dringend darum, daß gelegentlich ein Gläschen getrunken werde. Natürlich geschah dies mit großer Vorsicht. Der Wein wurde nur im Hauptlager gestattet und nicht dazu benutzt, um uns warm zu machen, sondern um die Unterhaltung in unserem einsamen Leben zu fördern.

Ich halte die Verwendung von Spirituosen für Schlittentouren für höchst verwerflich. Nur scheinbar wird man wärmer und kräftiger; ist die anregende Wirkung aber erst vorüber, so widersteht man dem Einfluß der Kälte schwerer, weil die forzierte Anreizung einen Zustand der Schläfheit im Gefolge hat.

Aber im Hauptlager, wo jeder warm werden konnte, wirkte der Wein wie wohltuende Medizin auf die Stimmung. Wir rauchten im Laufe der dunklen Tage auch viel Tabak.

Der Präparant Hanson war der einzige von uns, der weder Wein trank, noch Tabak rauchte.

Armer Hanson, er war in der Winterzeit oft sehr niedergeschlagen, namentlich als er das Gefühl in den Beinen verlor. Zu anderen Zeiten konnte er wieder voll guten Humors mit fester Hoffnung auf den Frühling sein. Zu seinem Unglück hatte er auch noch schlechte Zähne. Es wurde ihm schwer, das frische Seehundsfleisch zu kauen, wenn es uns, was nicht oft der Fall war, in der dunklen Zeit glückte, einen Seehund zu töten. Der Doktor behandelte ihn mit Elektrizität, aber ohne weiteren Erfolg, und er kam immer seltener aus seiner Kabine heraus.

Schlimm war das Leben in der Hütte, wenn gebacken wurde. Dann feuerte Kolbein Elfen so stark ein, daß wir in den oberen Kojen fast briesen, während man in den unteren froz, und Kolbein mußte derartig angestrengt arbeiten, daß er ausfah, als befände er sich in einem Dampfbad.

Die schwere Arbeit, die im Laufe des Winters auf seinen Schultern ruhte, war gleichzeitig auch eine recht undankbare; denn war das Backwerk einmal nicht geraten, oder schmeckte uns der Inhalt der blechernen Dosen nicht, so ging es immer über ihn her. Wir waren im Laufe der Zeit der eingemachten Sachen herzlich überdrüssig geworden.

Auch Evans konnte vorzüglich backen; wie bekamen ihn aber nur selten dazu, und dann streute er das Mehl über die ganze Hütte aus, so daß, wenn der Wind durch den Schornstein hereinschlug, der Mehlstaub in der Hütte ebenso dicht wie draußen das Schneetreiben war. Seine Kuchen waren aber gut und verschwanden wie der Tau vor der Sonne. Anders war es mit meinem Brot, das nach australischer Art

in der Asche gebacken wurde. Es liegt dort gewiß noch als Reserveproviand für kommende Expeditionen.

Es entspann sich nach und nach eine große Vertraulichkeit zwischen den Mitgliedern und ihren Lieblingen, den Hunden. Fougner war besonders glücklich über einen jungen Hund, den ich ihm geschenkt hatte. Ich erinnere mich noch, wie betrübt er war, als das Tier einging. —

Es liegt etwas Übernatürliches in einer antarktischen Nacht! Vielleicht trägt das Bewußtsein der großen Entfernung von der menschlichen Welt das Seine zu dem Zauber der unveränderlichen Einsamkeit bei. Es war interessant, den Mond zu beobachten, wenn er in dem Blau über uns einen vollständigen Kreis beschrieb. Mehrere Tage ging er nicht unter, sondern berührte nur die Bergspitzen, wo er die phantastischsten Licht- und Schattenspiele hervorrief.

Wir waren jetzt bis zur Mitte des antarktischen Winters gelangt. Er ist länger als die entsprechende dunkle Zeit auf der nördlichen Halbkugel. Die Sonne bleibt nämlich eine Woche ($7\frac{3}{4}$ Tage) länger auf der Nordseite des Äquators als auf der Südseite, und der Winter ist hier somit länger. Der Grund hierfür liegt darin, daß die Erde ihren größten Abstand von der Sonne gerade dann hat, wenn sie sich langsamer in ihrem Orbit bewegt.

Orion und der herrliche Sirius drehten sich in einem großen Kreise herum, während sie den Meridian erst im Norden und dann wieder im Süden die ganze Zeit sichtbar kreuzten.

Wir sahen in der That die Umdrehung der Erde in 24 Stunden vor uns! —

Wie ähnlich die Landschaft, in der wir uns befanden, dem Monde war! —

Tiefe Stille überall — rings um uns — tiefe Stille in der Welt dort oben — — — Drüben die weißen Mondberge, um uns die bleichen Spitzen des Südpols.

Aber vielleicht ist es dort oben zwischen den Mondbergen wärmer, wo einzelne Bergspitzen immer im Strahlenglanz der Sonne stehen. Rings um uns hatten wir dunkle Einsamkeit und Kälte.

Aber wie herrlich waren trotzdem die mondklaren Nächte! Ich lernte den Mond lieben, wie ich die Sonne geliebt hatte. Sie waren entzückend, diese lichten bleichen Tage auf den weiten Einöden des Südpols! — —

Eines Tages erschienen die Lappländer sehr entzückt mit unserm Hunde „Chapras“, der lange Zeit verschwunden war. Ja, er war es in der That! Chapras war zwei Monate weg gewesen! Zuletzt sahen

wir ihn, wie er auf einer kleinen Eiszähle, als das Eis während eines starken Sturmes aufbrach, in das Meer hinaustrieb.

Damals hielten wir ihn für rettungslos verloren. Jetzt stand er munter, lebendig, von den Lappländern geliebt, vor uns.

Ganz rein und weiß war er, und was am meisten auffiel, war seine Wohlgenährtheit. Wo war er gewesen, wovon hatte er während dieser Zeit gelebt? Das eine war klar, nämlich, daß er sich von Pinguinen ernährt haben mußte. Um einen Seehund zu töten, wären mindestens drei Hunde nötig gewesen.

Er brachte denn auch in der Tat eine wichtige zoologische Mitteilung mit. Er war jedenfalls dort gewesen, wo die Pinguine sich zur Winterzeit aufhielten, und dieses konnte nur an der Wasserkante, an dem äußersten Ende des Eiszürtels sein. Also war das offene Wasser nicht weiter vom Kap Adare entfernt, als daß der Hund in einigen wenigen Tagen von dort aus das Lager erreichen konnte.

Natürlich hatte er im Laufe der beiden Monate verschiedentlich den Versuch gemacht, uns aufzufinden. Von dem Augenblick an, als die kleine Eiszähle, von der er ins Meer hinaustrieb, an der großen Fläche festfror, war er sicher bestrebt gewesen, sich zu seinen Kameraden zurückzunavigieren. Der Nahrung wegen hatte er aber immer wieder nach der Eiskante am offenen Wasser, wo die Pinguine waren, zurück gemußt.

Am 23. Juli 1899 hatten wir eine totale Mondfinsternis 10,58 Uhr.

Es war klar. Wir hatten unsere Ferngläser und Instrumente in Bereitschaft, und Bernacchi hielt unaufhörlich Wache. Leider trat Nebel ein, so daß der Mond im Augenblick der Verdunkelung nur unklar zu sehen war. Es war so neblig, daß wir anfänglich nur mit Schwierigkeit Jupiter erkennen konnten.

Die Oberfläche des Mondes konnten wir durch unser großes Fernrohr einigermaßen scharf sehen. Als der Mond in den Schatten trat, blieb der östliche Teil ganz fort und wir konnten ihn nicht einmal durch das Glas sehen. Als die Finsternis zunahm, sahen wir die kleinen Sterne von Sagitta und Crux durch den Nebelschleier scheinen.

Die totale Finsternis dauerte ungefähr $1\frac{1}{2}$ Stunden. Im Laufe dieser Zeit konnten wir selbst mit unserem besten Glas den Gang der geographischen Details auf der Oberfläche des Mondes nicht erkennen. Während des ersten Teils der totalen Finsternis war der westliche Teil des Mondes rot und der östliche unsichtbar. Während der zweiten Hälfte war es umgekehrt. Der östliche war dann hell und der westliche verdeckt.

Am 1. Juli zeigte Aurora sich um 7 Uhr nachmittags und erstreckte sich von Ost nach Südwest. Temperatur war -25° C. Um 9 Uhr nachmittag erreichte die Erscheinung ihre größte Schönheit. Um 1 Uhr fing sie an abzufterben, kurz darauf brach der gewöhnliche Sturm über uns ein.

Am 3. Juli stieg die Temperatur plötzlich bis 0° . In der folgenden Nacht hatten wir beinahe alles, was wir besaßen, verloren.

Wir hatten uns frühzeitig zur Ruhe gelegt; wie gewöhnlich lasen einige der Mitglieder noch, und nach und nach schlief einer nach dem andern ein. Um Mitternacht erwachte ich plötzlich; ich war nahe daran, am Rauch zu ersticken, und die Flammen eines starken Feuers züngelten von der Seite, an der Colbeck lag, zu mir empor. Mit einem Satz war ich aus der kleinen Öffnung meiner Kabine und sah, als ich draußen war, Colbeck damit beschäftigt, das erste beste Eiswasser, das er zur Hand hatte, auf seine in hellen Flammen stehenden Betten zu gießen. Er war bei einem brennenden Talglicht, das er, um zu lesen, neben seinem Bett stehen hatte, eingeschlafen.

Es war umgefallen und das Feuer hatte sich schnell verbreitet; das ganze Dach brannte schon. Colbeck versuchte in seiner Bestürzung das Feuer allein zu löschen, es gelang ihm aber nicht, und bald waren alle Mann auf den Beinen, jeder mit seiner Decke, womit wir die Flammen schließlich erstickten. Es dauerte aber lange, bis wir Herr des Feuers wurden.

Ein Glück war es, daß wir in der Hütte so wenig Luft hatten, so daß uns selbst das Athemholen schwer wurde. Hätte das Feuer mehr Luftzug gehabt, so hätten wir sicher alles verloren und wären in die schlimme Notlage gekommen.

Am folgenden Tage richteten wir ein Proviantdepot unter der Felswand östlich von unserm Lager ein. Hierhin schafften wir auch einige Zelte, Brennholz, Pulver, so daß wir, wenn ein Feuer unser Hauptlager vernichten sollte, nicht aller Mittel entblößt wären. Außerdem ordnete ich an, daß immer zehn wohlgefüllte Rucksäcke an bestimmten Stellen am Haupteingang des Wohnhauses hingen.

Jeder dieser Rucksäcke enthielt außer Nahrungsmitteln Streichhölzer und andere Gegenstände, die man sonst leicht in der Eile vergessen konnte.

Am 14. Juli unternahm ich, von Fougner und den beiden Lappen begleitet, eine Schlittentour nach der östlichen Seite des Kap Adare. Das Kap stieg auch auf der nordöstlichen Seite lotrecht aus dem Meer empor.

Am nördlichen Ende ragen zwei einsame Klippen aus dem Meer hervor. Sie erheben sich etwa 25 m über das Meer und haben ungefähr ein Meter im Durchschnitt. Wie zwei gewaltige Riesen stehen sie mit ihren steilen knorrigen Wänden da, und das Meer hat im Laufe der Zeit auf diesen einsamen Basaltsäulen die wunderschönsten Physiognomien geformt. Sie bildeten ein gutes Seezeichen, und ich habe sie in die Karte eingetragen und sie „die zwei Schwestern“ genannt.

Wir schlugen erst die Richtung nach Südsüdost ein. Da ich aber einfah, daß unsere Schlitten in dem schwierigen Terrain leiden würden, sandte ich Fougner und den Savio nach dem Lager zurück, um Material zur event. Reparatur der Schlitten zu holen. Der Lappe Must und ich versuchten, als die beiden anderen uns verlassen hatten, uns südlich durch die scharfen Eisblöcke durchzuarbeiten; sie trögten aber selbst den energischsten Anstrengungen.

Als wir schließlich ein flaches Eisstück erreichten, legten wir uns ärgerlich darauf nieder. Wir hatten keine Schlaffsäcke und schliefen, auf Fougner und Savio wartend, in unseren Pelzen ein.

Da lagen wir Tausende von Meilen südlich von Australien. Der Mond hing wie eine große Lampe über uns und blickte uns jedesmal, wenn die Kälte uns aufweckte, an, während große weiße Eisberge wie Gespenster im Mondlicht umhertanzten.

Der Lappländer Must und ich schliefen, als Fougner und Savio zurückkamen. Die Temperatur war -27° C, als ich aufwachte. Der Himmel war gänzlich klar und im Osten schien das Süddlicht.

Wir setzten jetzt alle vier unsern Weg südlich fort, die Schraubungen wurden aber immer schlimmer. Die aufeinandergetürmten Eisblöcke machten das Vordringen mit Schlitten unmöglich. Es war schon schwierig, uns allein einige Meter zwischen den Eisblöcken durchzuarbeiten.

Da schlugen wir dann mißmutig und erschöpft unser Lager auf. Hier waren die energischsten Anstrengungen vergebens.

Der Lappländer Must war besonders mürrisch und schläfrig, er kroch in seinen Schlaffack, wo er das Atemloch fast ganz schloß. Kurz darauf schlief er so fest, daß er selbst dann nicht aufwachte, als Savio, der so lange mit dem Kochen beschäftigt war und nicht wußte, daß Must im Sacke lag, sich auf den Kopf des Freundes setzte, und Savio glaubte lange Zeit, daß er auf einem unserer holländischen Käse sitze, bis Must plötzlich unter ihm zu schnarchen begann. So kann man nur nach einer harten Tagesarbeit im Polareise schlafen.

Während der Nacht begannen die Eisfelder sich nach Osten zu bewegen, obgleich sie vorher so unbeweglich wie das Land selbst waren.

Die Eisschraubungen nahmen zu und näherten sich uns bedenklich. Es war wie ein Erdbeben. Die kalten, harten trockenen Eismassen standen in Aufruhr, krachten und brachen sich gegeneinander. Ungeheure Eisblöcke zersplitterten mit lautem Knall und mächtige Eisstücke wurden uns entgegengesprengt.



Eine Eishöhle.

Während der ganzen Zeit lagen die großen Eisberge selbst still und unbeweglich und vom Lärm des Naturspiels unangefochten da.

Gegen Osten erstreckte das Festland sich fast lotrecht bis zu 1600 m hinauf. Hätte die Eisschraubung uns erreicht, so wären wir wahrscheinlich zerdrückt worden, da die Küste leider keine sichere Zufluchtsstätte bot. Die aufgehäuften Eisblöcke an der Felswand zeigten nur zu deutlich, welcher fürchterlicher Druck geherrscht haben mußte, als seinerzeit die Schraubung das Land erreichte.

Die einzige Möglichkeit, uns im Falle einer weiteren Zunahme der Schraubung zu retten, bestand darin, daß wir unsere Zuflucht zu einem Eisberg nahmen. Die meisten waren aber schwer zu erklettern. Denn die antarktischen Eisberge haben fast immer ganz steile Seiten und

schwimmen außerdem, wie bereits erwähnt, in einem weichen Lager von aufgebrochenem Eis.

Nur an einer Stelle der Küste zwischen dem Kap Adare und unserem Lager entdeckte ich später eine Höhle, wo wir uns möglicherweise hätten retten können. Diese lag aber so tief, daß die Eisschraubung sie leicht hinter uns geschlossen hätte, eine Annahme, von deren Richtigkeit ich mich später überzeugte, als ich wieder einmal hierher kam. Der Eingang der Höhle war vollständig von einem ungeheuren Eishaufen geschlossen, der durch den Druck der Schraubungen eine Höhe von 20 m erreicht hatte. Die ganze Schraubung hörte indessen plötzlich auf, nachdem sie sich zu einem Abstand von einigen hundert Metern genähert hatte.

Da wir mit unsern Schlitten in südlicher Richtung nichts ausrichten konnten, beschloßen wir, nach dem Hauptlager zurückzukehren.

Um uns aber überhaupt bewegen zu können, mußten wir Ski unter die Schlitten binden, da die alten Rufen auf der kurzen Reise beim Ziehen über die harten scharfen Eisblöcke ganz abgenutzt waren.

Das Reparieren der zerbrochenen Schlitten war eine kalte und schwierige Arbeit; sobald wir die Hände mit dem Metall in Berührung brachten, saß die Haut daran fest. Die Riemen, die wir benutzten, um die Ski an dem Schlitten zu befestigen, waren hart wie Holz, und zogen wir sie mit aller Kraft an, so blieben die Finger noch lange krumm und starr. Wir waren gänzlich außerstande, sie so fest zu binden, wie es nötig war. Erst als wir sie auf unserer Brust aufgetaut hatten, wurden wir ihrer Herr.

Unsere flüssige Medizin mußten wir bei dieser Kälte an einem wollenen Band um den Hals auf der Brust tragen. Nur auf diese Weise vermochten wir es, sie in brauchbarem Zustande zu erhalten.

Auf dem Wege nach dem Lager bestiegen wir eines Morgens einen ungefähr 100 m hohen Eisberg. Hier bot sich uns eine herrliche Aussicht dar. Die Sonne war noch nicht über dem Horizont, ihre Strahlen trafen aber schon die höchsten Spitzen des Polarlandes, die unter den Liebkosungen des jungen Tages erröteten.

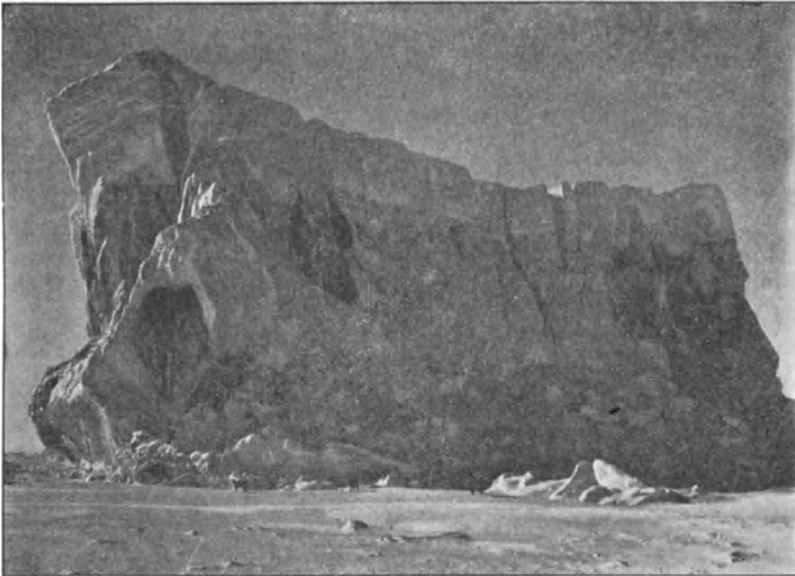
Wir selbst standen noch in einem kalten blauen Licht, das jetzt um so viel dunkler erschien, als der Tag sein Kommen schon angemeldet hatte.

Von der Spitze des Eisberges entdeckten wir gegen Süden eine dunkle Wolke, die wegen ihrer Farbe auf offenes Wasser schließen ließ, und während wir sie betrachteten, bildete sich eine Wasserthose.

Wir konnten deutlich sehen, wie die dunkle Wolke unaufhörlich ihren Wasservorrat aus einer offenen Stelle im Eise erneuerte. Bisweilen

wurde die Wasserfäule unterbrochen, sie bildete sich aber schnell wieder und wirbelte mit großer Geschwindigkeit umher. Dies war für mich ein sicheres Zeichen, daß sich zwischen uns und dem Meere ungeheure Eisflächen befanden.

Auf dieser Schlittentour trafen wir viele weiße Seehunde (Labodon Carcinopaga) in der Nähe der Eisberge und wir sicherten uns einige sehr schöne Kranien.



Eisberg in der antarktischen Nacht.

Kurz nachdem wir am Abend unser Lager aufgeschlagen hatten, verschwand Savio. Wie die meisten Naturmenschen hatten die Lappländer einen angeborenen Instinkt, der ihnen zu sagen schien, wo sie Wild finden, und ich war keinen Augenblick im Zweifel darüber, daß Savio Seehunde gewittert hatte. Wir waren gerade im Begriff, in unseren Säcken einzuschlafen, als wir Savio draußen vor dem Zelt laut schreien und rufen hörten. Es klang, als sei er in Schlägerei verwickelt.

Raum hatten wir unsere Schlaffäcke verlassen, als wir Savios ansichtig wurden, wie er einen großen Seehund etwa in der Weise vor sich hertrieb, wie die norwegischen Bauern ihr Vieh auf den Markt treiben. Als der Seehund getötet war, bereiteten wir aus dem frischen Fleisch

zuerst unseren Hunden eine gute Mahlzeit, und dann zündeten wir ein herrliches Feuer aus seinem Speck an.

Darauf legten wir unsere Schlaffäcke rund um das Feuer und steckten uns unsere Pfeifen an, während die Lappländer Geschichten erzählten und mit ihren großen Seehundsmessern spielten.

Es war interessant, die Lappen beim Töten der Seehunde zu beobachten.

Sie zeigten hierbei die charakteristische Freude, die den Naturvölkern beim Erlegen eines Tieres eigen ist.

Diese findet sich ja aber auch bei den zivilisiertesten Völkern unter dem Namen Jagdleidenschaft.

Wenn die Lappländer den Seehund vor sich auf der Erde liegen sahen, betrachteten sie ihn mit leidenschaftlichen Augen; darauf zogen sie das Seehundsmesser heraus, gaben dem Seehund einen kleinen warnenden Stoß, damit er sich zur Wehr setzte, und tanzten dann entzückt um das Tier herum, während sie von Zeit zu Zeit das Messer wie zum Stoße auf seine Brust setzten, es aber wieder zurückzogen. Dieses Spiel wiederholte sich mehrmals, um ihre Jägererven zu reizen. Dann fuhr das Seehundsmesser plötzlich blitzschnell nieder und drang bis zum Schaft in das Fleisch des Tieres ein, und ebenso schnell wurde es wieder herausgezogen, während das Blut aus der klaffenden Wunde spritzte. Dieser Anblick versetzte die Lappländer geradezu in Entzücken.

Der Seehund wand sich oft lange im Schnee und es konnte vorkommen, daß das Seehundsmesser sitzen blieb, wenn der Stoß zu stark gewesen war. Dann bissen die unglücklichen Tiere in den Handgriff, und während sie sich auf der Erde wälzten verschwanden Blatt und Schaft in den Seehundsmuskeln.

Nur mit größter Mühe gelingt es, den Grausamkeiten bei der Seehundsjagd vorzubeugen. Wir töteten die Tiere so schnell als möglich.

Bei unserer Rückkehr ins Hauptlager waren die Hütten vollständig mit Schnee bedeckt.

Wir hatten auf der letzten Reise viel gefroren. Wangen, Nase und Ohren waren vielfach vom Frost ganz weiß, obgleich unsere Gesichter und Hände mit einer dicken Fettschicht bedeckt waren.

Gewöhnlich hielten wir eine Art Wäsche ab, wenn wir nach langen Reisen zu den Hütten zurückkehrten. Diese beschränkte sich aber meistens auf das Gesicht und die Hände und oft ließ sich auch dieses nicht machen.

Von einem richtigen Bad konnte, da wir dazu keine Einrichtung hatten, nicht die Rede sein, und wir mußten uns vorsehen, daß wir unsere Haut

Muit.

Quais.

Gebrü.

Küstrabt.

Bordig



Sanfon. Gilleffen.

Geugner.

Sanfo.

Am Eingang der Hütte.

Letzte Photographie von Präparant Sanfon 1899.

nicht empfindlich für die Einwirkung der Kälte machten. Ohne Frage waren die Lappländer die Reinlichsten, jedenfalls ging Savio in dieser Beziehung mit gutem Beispiel voran.

Mitten im Winter, wenn die Temperatur sehr niedrig war, richtete er sich unter dem Schnee eine Badestube ein. Es war mir aufgefallen, daß er längere Zeit in einem sehr großen Schneehaufen eifrig grub, und als er hiermit fertig war, verschwand er eines Tages in seiner Höhle, nachdem er einen kleinen Ofen und einen dazu gehörigen Kessel herbeigeschafft hatte, die wir sonst zum Abkochen des Fleisches von den Kranien gebrauchten.

Diesen nahm er mit sich in seine Schneehöhle, und kurz darauf sahen wir das schwarze Rohr des Ofens aus dem großen Schneehaufen hervorschauen. Um das Rohr hatte er Holzstücke und Abbestplatten gelegt.

Nachdem er verschiedene hölzerne Kisten und einige Kohlen in die Schneehöhle gebracht hatte, schloß er die Öffnung hermetisch ab, und kurz darauf zeigten dichte Rauchwolken aus dem Rohr, daß Savio geheizt hatte.

Mehrere Stunden sahen wir ihn nicht, aber am Abend zeigte er sich in unserer Hütte lächelnd und rein wie ein kleines Kind. Draußen waren 40° Kälte C. Trotzdem hatte der Lappe, ohne zu frieren, mehrere Stunden unter dem Schnee entkleidet gegessen.

Für die Lappländer schien diese Methode indessen die natürlichste, und sie wird in der That von den Eingeborenen des nördlichen Norwegens häufig angewandt, obgleich ihre Badestuben meistens in steinernen oder Erdhütten eingerichtet sind.

Das Dampfbad schien Savio gut zu bekommen. Ich untersuchte kurz darauf die Badestube und fand, daß Savio einen großen Raum ausgehöhlt und den Ofen in die Mitte gesetzt hatte, während er für sich auf den leeren Kisten eine Art Lager einrichtete. Er hatte so stark als möglich gefeuert, und der Schnee war an manchen Stellen geschmolzen. Das kalte Dach war aber so dick, daß es nichts schadete, und die warme Luft, die gegen die Wände schlug, machte das Dampfbad nach Savios Ansicht vollkommen.

Für unsere Mahlzeiten hatten wir damals folgende Einteilung: 8 Uhr Frühstück, 12 Uhr Mittag, um 8 Uhr abends wieder ein leichtes Abendessen.

Ja, leicht waren jetzt alle Mahlzeiten mit Ausnahme des rohen Seehundfleisches oder wenn das Brot einmal, was wohl vorkam, nicht ganz durchgebacken war. Dann wollte es uns scheinen, als trügen wir einen Mauerstein im Magen mit uns herum.

Die Zeit, die wir zu unseren Mahlzeiten benutzten, wurde immer kürzer. Bei festlichen Veranstaltungen dauerten sie zehn Minuten, oft noch weniger als fünf Minuten.

Der Inhalt der Blechdosen ekelte uns an, mochte er nun aus Fisch, Fleisch, Gemüse oder Früchten bestehen. Der eigenartig metallische Geschmack, den die Nahrung bei längerem Stehen in den Zinndosen erhält, rief nach und nach einen fürchterlichen Widerwillen hervor, und die trockenen Zwiebacke, die an Stelle des Brotes gebraucht wurden, waren so hart wie Stein.

Ich sehe heute noch Benacchi vor mir, der sich seine gute Laune sonst bis zuletzt bewahrte, wie er eines Morgens nach seinem Zwieback griff und mit ihm auf den Tisch schlug, um ihn zu zerbrechen, und wie er, als dieser standhielt, etwas vor sich her murmelte, das besser von den anderen nicht gehört wurde.

Wir aßen oft nur aus reinem Pflichtgefühl, weil wir wußten, daß es für unsere interessante Arbeit nötig war. Es war aber, als steckten wir das Essen in einen leeren Rucksack; einen Genuß hatten wir nicht davon.

Es schnitt mir oft ins Herz, wenn ich Hanson mit seinen schlechten Zähnen und seinem noch schlechteren Appetit bei den Mahlzeiten beobachtete.

Um diese Zeit hatte ich eine ernste Unterredung mit dem Doktor unter vier Augen betreffs Hansons Gesundheitszustand.

Hanson hatte mir gegenüber nämlich die Ansicht ausgesprochen, daß er am Skorbut leide. Der Arzt erklärte aber, daß für Skorbut kein Anhalt sei; deshalb glaube er auch nicht, daß Hanson diese Krankheit habe. Was ihm eigentlich fehlte, vermochte er nicht zu sagen.

Ich war persönlich der Überzeugung, daß Hanson an Berri-Berri leide, und teilte dem Doktor meine Anschauung mit, der indessen ganz offen gestand, daß ihm noch nie ein Fall dieser Krankheit vorgekommen sei, daß er Hansons Leiden den Symptomen nach nicht für Berri-Berri halte.

Der Doktor war in seinen Untersuchungen und seiner Fürsorge für Hanson unermüdet, er hegte die beste Hoffnung, ich selbst hatte dagegen das Gefühl, als habe der Tod ihm schon seinen Stempel aufgedrückt*).

*) Borögrevink hatte sich nicht getäuscht. Hanson starb am 15. Oktober. Seine Kameraden bereiteten ihm das Grab am Kap Adare. „Dort im Schutze des Wandersteins auf der Spitze des Kap Adare in einer Höhe von 350 Meter liegt das erste menschliche Grab im Südpolarland. — Da soll er ruhen, unser

Wir wurden zu dieser Zeit mit unseren Mahlzeiten immer mißvergnügter, namentlich, wenn die Rede auf die Speisen der Zivilisation kam.

Besonders wurde viel von frischen Gemüsen gesprochen. Unsere Augen hungerten förmlich, wenn wir die Namen: Kohl, Spinat usw. hörten. Wir gedachten mit Sehnsucht des Fruchtreichthums der Tropen. Während wir bei Tisch verdrießlich und mißgestimmt waren, frischten unsere Speisen nach den Mahlzeiten den Humor auf. Dann saß der arme Nichtraucher Hanson gewissermaßen einsam und verlassen da.



In memoriam.

Hansons Grab auf dem Kap Adare.

Der Nichtraucher ahnt nicht, welche Gesellschaft man an seiner Pfeife hat und welche sammelnde Kraft im Tabak liegt, mag es nun im Kreise rauchender Männer in einem Zimmer oder zwischen Tabak kauenden und speienden Seehundsfängern in einem Schiffsroof sein.

Die Friedenspfeife der Indianer schuldet keinem Zufall ihren bezeichnenden Namen. Der Tabak hat uns manche Schwierigkeiten gegeben, manchen Kummer gemildert und mancher schlechten Verdauung auf die Beine geholfen.

treuer Kamerad, unverändert, in Frieden soll er hier unter den funkelnden Sternen des Südkreuzes schlummern, während die Orgelpfeifen der Aurora sich durch die Polarnacht heben und senken, bis die ewige Sonne dermaleinst kommen und den Wanderstein dort oben mit einem unvergänglichen Lichtmeer umschließen wird.“

Es wurde aber mit dem Rauchen wie mit dem Schlafen in der langen Winterzeit. Wir fühlten es schließlich als eine Pflicht und ein Teil des Vergnügens war dahin.

Ich halte es für besser, daß man auf einer arktischen oder antarktischen Forschungsreise zwei Ärzte mitnimmt. Die Erfahrung lehrt, daß die Ärzte bei den Expeditionen mehr als die anderen Mitglieder leiden. Immer wieder ist eine Expedition aus den Polargegenden ohne Arzt oder mit einem Arzt zurückgekehrt, dessen Verstand gelitten hat. Morphinismus und Kokainismus mit folgendem Selbstmord sind auf diesen Reisen mehrfach unter ihnen vorgekommen.

Vielleicht erklärt sich dieses dadurch, daß ihr Spezialberuf nicht immer Raum für andere Interessen läßt und daß ihnen deshalb die Zeit besonders lang erscheint.

Dabei ruht bei einer Polarfahrt auf den Schultern des Arztes naturgemäß eine außerordentliche Verantwortung.

Jedenfalls zeigt die Geschichte der Entdeckungsreisen nur zu oft traurige Züge aus dem Leben der begleitenden Ärzte.

Deshalb ist es auch dringend nötig, daß der Leiter der Expedition in der Wahl der Ärzte, schon in ihrem eigenen Interesse, große Vorsicht anwendet, und dieses um so mehr, als ihre Stellung eine außerordentlich schwierige und einflußreiche ist.

Bei einer großen Expedition, wie die von mir geleitete, die aus nicht weniger als 31 Mann bestand, ist von seiten des Arztes viel Takt und Diskretion nötig, um seine Position würdig auszufüllen. Bei so vielen Menschen an Bord ist strenge Disziplin geboten und der Doktor wird sich fortwährend abwechselnd zwischen Offizieren und Mannschaften bewegen müssen.

Während ein tüchtiger und diskreter Arzt den größten Nutzen auch außerhalb seines Berufes zu stiften vermag, kann er andererseits durch Unvorsichtigkeit oft ohne seine Absicht großen Schaden anrichten.

Abnorme Fälle haben gezeigt, daß der Arzt auch wohl seine Stellung und die damit verbundene Macht mißbraucht.

Ich darf nur einen Fall erwähnen, der sich an Bord eines in den australischen Gewässern kreuzenden englischen Kriegsschiffes ereignete.

Der Arzt haßte seinen Chef. Unterwegs erklärte er ohne Grund den Kapitän für geisteskrank und benutzte das Recht seiner Stellung dazu, um ihn auf die Krankenliste zu setzen, während der erste Offizier das Kommando übernahm. Später stellte sich heraus, daß der Kapitän ganz gesund war.

Dieser Fall zeigt die Eigentümlichkeit der Stellung des Arztes bei einer Schiffsexpedition, die nur zu leicht Gefahren für ihn selbst und für andere im Gefolge haben kann. Er hat freien Zutritt zur Apotheke mit ihren Giften und Stimulanzien. Es erscheint sonderbar, daß große Polarexpeditionen nicht früher die Notwendigkeit, zwei Ärzte mitzunehmen, eingesehen haben, so daß der eine den anderen beaufsichtigen kann. Der Austausch der fachlichen Ideen würde auch zur geistigen Unterhaltung beider beitragen.

In der dunklen Zeit leidet der gebildete Mensch mehr, während der geistig weniger entwickelte die Untätigkeit und Dunkelheit scheinbar leichter verträgt.

Aber selbst unter denen, die infolge der Fruchtbarkeit ihrer Gedanken Zerstreuung und Veränderung verlangen, gibt es einzelne Naturen, die längere Zeit in einer Schneehöhle, fast ohne Arbeit, ohne Lektüre und mit nur geringer Nahrung leben können und trotz aller Entbehrungen zufrieden sind und gedeihen.

Der Humor bildet einen wesentlichen Faktor im Leben und in der Arbeit des Polarforschers. Wer von ihm die größte Portion mitbringt, steht sich am besten.

Im Laufe des Winters veranstalteten wir die verschiedenartigsten Zerstreuungen und sie frischten uns auf. Wir hatten sowohl musikalische Abendunterhaltungen, bei denen jedes der Mitglieder mit der Spielboxe konkurrierte, wie Vorträge, die sich auf unsere Arbeit, auf literarische Themata, auf Religion und Politik erstreckten.

Alles wurde denn zu einer mehr oder weniger verdaulichen Masse zusammengemührt, und die wichtigsten politischen Fragen in Europa wurden geklärt und mit der größten Leichtigkeit von dem „antarktischen Konzert“ entschieden. Die Hauptsache war aber damit erreicht; die eingeschläferten Gedanken wurden von neuem in Bewegung gesetzt.

Aus folgendem wird sich der Leser von dem Inhalt unserer winterlichen Abendunterhaltungen einen Begriff machen.

Program m.

Borchgrevink: Vortrag über die ausgeführten Arbeiten unserer Expedition.

Der Doktor: Vorführung von Lichtbildern, die Annoncen der verschiedenen Nahrungsmittel und Arzneien darstellend — mit Hilfe einer Schiffslaterne ausgeführt.

Fougner: Bekam Lampenfieber während des Vortrages des englischen Liedes „Padling down the stream“.

Hanson: Fischerlieder.

Colbein Elleffen: Norwegischer patriotischer Gesang.

Evans: Zwei komische Lieder.

Bernacchi: Gesang und Vortrag von australischen Gedichten.

Colbeck: Lieder und Vorträge.

Per Savio und Ole Must: Lappländisches Duett (schwermütige geistliche Lieder).

Fast alle zehn litten an langsamer Blutzirkulation. Mehrmals hatte ich das Gefühl, als schlafe mein linker Arm. Es war ganz dieselbe Empfindung, als hätte ich längere Zeit mit einer harten Unterlage auf ihm geruht. Stundenlang war mein Arm fast gefühllos.

Es ging vielen unserer Mitglieber so, am schlimmsten aber war es mit Hanson.

Das Gefühl in seinen Beinen ließ mehr und mehr nach, und übte er mit den Fingern einen Druck auf die Haut aus, so blieben Vertiefungen im Fleisch zurück. Seine Gesichtsfarbe wurde von Tag zu Tag gelblicher, seine Augen sanken ein. Dabei magerte er aber nicht ab, sondern war seit dem Herbst stärker geworden.

So schlichen die langen dunklen Wintertage ohne Veränderung hin. Langsam und schwer ging die Zeit und nur das vorgeschriebene Ablefen der Instrumente bot eine geringe Abwechslung dar.

Erst gegen den Schluß des Juli, während die Sonne noch unter dem Horizont stand, konnte ich daran denken, eine größere Schlittentour zu unternehmen, um den westlichen Teil auf Kap Adare zu untersuchen.

Wir hatten schon lange Vorbereitungen zu dieser Tour gemacht.

Der Doktor und Colbeck hatten Kisten und Kasten durchsucht und den leichten Schlittenproviandt herausgeschafft.

Bernacchi hatte die Instrumente, die ich auswählte, in Ordnung gebracht. Fougner hatte Schlitten und Zelte nachgesehen. Die Lappländer hatten mit größter Sorgfalt die Hundesohlen repariert, unsere kleinen Säcke mit Gras gefüllt, das wir jetzt an Stelle der Strümpfe brauchten, und das Reservefutter für die Hunde gepackt. Elleffen hatte gebacken und eine Blechdose mit frischen Roggenkuchen gefüllt.

Und als alles fertig gewogen, zu schwer befunden und von neuem bis in die kleinsten Details ausgemessen und verpackt war, beeilten wir uns, unser Proviand in lange große, den Schlitten angepaßte Segeltuchsäcke zu stecken. Als das Ganze aufgebaut war, schlossen wir die

Säcke und befestigten sie mit Tauen auf den Schlitten, dann kamen Reserverefäcke, Eisärte, Eispicken und Seile und schließlich unsere großen Renntierpelze, auf denen wieder unsere Gewehre thronten.

Im Lager wurde es lebhaft, die Schlittenhunde begriffen, was ihnen bevorstand. Einige hatten schon früher Unrat gewittert und sich rechtzeitig verkrochen und waren nicht aufzufinden, während die Reiselustigen vor Freude bellten. Es war eine bunte Szene vor der Schneehöhle. Das Heulen der Hunde, das Schreien der Lappländer, das Knallen der Peitschen, alles klingt mir noch heute in den Ohren, wenn ich an jene Zeit zurückdenke.

Es war ein lustiges Leben und Treiben nach einer schweren Nacht. Wir, die wir auf die Reise gingen, sahen der Zukunft mit froher Hoffnung entgegen, diejenigen, die zurückblieben, wünschten uns von Herzen alles Gute.

Vor den Schlittenreisen herrschte immer das beste Einvernehmen zwischen den Mitgliedern. Unsere wahren Gefühle füreinander kamen zum Ausdruck, während wir im Innern daran dachten, daß es vielleicht das leztmal sein würde, daß wir uns voneinander verabschiedeten. Wir hatten die ganze Macht der Naturkräfte innerhalb des südlichen Polarlandes kennen gelernt und wußten, wie kurz der Raum zwischen Leben und Vernichtung in diesen Gegenden ist.

Ich nahm mit mir auf die Reise die beiden Lappländer und Evans, sowie Proviant für 30 Tage, 29 Hunde und drei Schlitten.

Es war meine Absicht, die ich auch vorläufig ausführte, eine Tagesreise weit vorzudringen, um die Eisverhältnisse zu untersuchen, und, wenn die Aussicht sich günstig gestaltete, Evans mit einem Schlitten zurückzuschicken, damit er Colbeck mit noch drei Mann, zwei Schlitten und weiterem Proviant für ein zu gründendes Depot hole, das ich auf der anderen Seite des Meeresbucht errichten wollte.

Die ersten Meilen wurden nur langsam zurückgelegt. Das Eis hatte sich zu einer mächtigen Höhe zusammengeschraubt. Wir mußten unsere Schlitten über die starken Eisflächen heben und sie auf der anderen Seite wieder niederlassen.

Langsam ging es vorwärts, während wir einem großen Eisberg entgegenstrebten, der sich als glitzernder Punkt draußen auf der ungeheuren Fläche zeigte. Die Hunde zogen, daß ihnen die Zunge lang zum Halse heraushing. Der Lappländer Savio schritt voran, so ging es am besten, die Hunde hingen an ihm, und wir brauchten unsere Peitschen nicht so viel zu benutzen, als wenn die Hunde an der Spitze gewesen wären.

Obgleich das Barometer verhältnismäßig hoch stand, gefiel mir das Aussehen der Luft nicht; denn sie war im Südosten grau und trübe.

Als wir den großen Eisberg erreichten, der uns so lange aus der Ferne gewinkt hatte, aber nicht näher zu kommen schien, war es bereits Abend geworden.

Auf der östlichen Seite des Eisberges, der ungefähr 100 m hoch war, fanden wir eine Höhle etwa 4 m über der Meeresoberfläche. Hier schlugen wir unser Lager auf, aber keiner von uns kam während der Nacht so richtig zur Ruhe; es war, als hätten wir eine Vorahnung, daß wir wieder unerwarteten Schwierigkeiten begegnen würden, diesen eigenartigen Instinkt bei dem Menschen, der sich zu einer unglaublichen Empfindlichkeit, um nicht zu sagen, Vorausahnung, bei Reisenden zu Land und zu Wasser in den Regionen entwickelt, in welchen die Naturkräfte immer auf der Lauer nach dem Leben liegen.

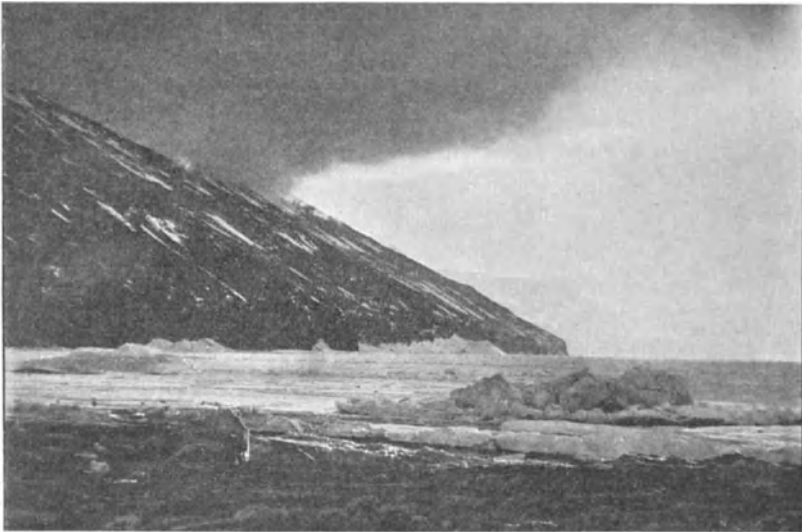
Wir standen zwei und zwei in unseren großen Pelzen Posten. Hin und wieder kamen im Laufe der Nacht Windstöße, die einen Augenblick die Schneemassen umherwirbelten und in die unbedeckten Teile unseres Körpers förmlich bissen. Sie starben aber schnell wieder hin, und es wurde von neuem ganz still. Diese Windstöße waren indessen so ungewöhnlich, daß sie nur zu der Unruhe, die wir im Körper empfanden, beitrugen. Obgleich kein Wort von dem geredet wurde, was, wie ich wußte, jeder dachte, so herrschte doch ein stillschweigendes Einverständnis darüber, daß unten in Südost etwas Gefährliches im Anzuge sein mußte.

Der Morgen brach herein, heller, als er seit langer Zeit gewesen war, und das Barometer stand noch unbeweglich hoch, so daß ich daran zu zweifeln begann, ob meine Mutmaßung in betreff des Wetters diesmal richtig war.

Wir bestiegen den Eisberg, der auf der Spitze ein Plateau bildete. Der Zugang hierzu wurde durch die wunderbarsten kleinen Schluchten und Täler gebildet. Wir hatten eine herrliche Aussicht nach Süden und die Eisverhältnisse schienen günstig; deshalb entschloß ich mich, Evans mit den Instruktionen, die ich am Abend vorher erteilt hatte, ins Hauptlager zurückzusenden.

Evans nahm vier starke Hunde, einen Schlitten und Proviant mit und begab sich nach Nordost. Kaum hatte er uns verlassen, als die Lappländer und ich von unserm Lager aufbrachen und unsere Bagage auf den Schlitten befestigten. Dann knallten die Peitschen, die Hunde bellten und wieder glitten die schwer bepackten Schlitten über die unendliche Fläche gegen Süden.

Den größten Teil des Tages fanden wir einigermassen glattes Eis. Wir mußten aber oft im Zickzack gehen, und bisweilen stießen wir, wo sich das Eis zusammengeschraubt hatte, auf große Hindernisse, die uns Zeit und Geduld raubten. Wir gingen auf Ski neben den Schlitten her und hatten, um den Hunden beim Ziehen zu helfen, ein am vorderen Ende befestigtes Seil über die Schulter geworfen. Am Nachmittag stießen wir auf sehr unebenes Eis und kamen nur langsam von der Stelle. Als



Naben eines Schneeturmes.

die Unebenheiten zu stark wurden, mußten wir die Ski abnehmen. Trotzdem setzten wir unsern Weg ohne Unterbrechung fort, denn wir hofften, auf der anderen Seite der Meeresbucht Land zu erreichen, ehe die Veränderung im Wetter eintreten würde.

Beim Untergang der Sonne war die Temperatur — 34° C. Große Eiszapfen hingen, von unserm warmen Atem gebildet, an unsern Bärten nieder. Auch als es ganz schwarze Nacht wurde, setzten wir unsern Weg mit Hilfe des Kompasses südöstlich fort.

Um Mitternacht begannen die Hunde zu heulen, die Ohren zu spitzen und besser zu ziehen, als sie es auf der ganzen Reise getan hatten. Kurz darauf standen wir mit unserm Schlitten bei einem großen Seehund (Weddells). Die Hunde waren kaum zu halten, da sie lange kein frisches Fleisch bekommen hatten. Die Lappländer ver-

richteten ihre blutige Arbeit, und bald fielen die Hunde über ihre Festmahlzeit her.

Nachdem wir uns das Herz des Seehundes und die besten Fleischteile für unseren Gebrauch gesichert hatten, zündeten wir von dem Speck und Fell ein Feuer an und legten die Reste des Körpers auch auf die Flammen, die mit ihren hellen Feuerzungen hoch in die Luft emporloderten. Den Speck zum Brennen zu bringen, verursacht immer einige Schwierigkeiten.

Man muß das Feuer erst mit Holz oder einem anderen leicht brennbaren Material anfachen, da der Speck nicht eher Feuer fängt, als bis er wenigstens an einer Stelle zum Schmelzen und Kochen gebracht ist. Wir hatten immer einige Tadeln aus trockenem, leichtem Holz bei uns, und diese bewährten sich vorzüglich.

Nachdem wir uns gewärmt, geruht und Kakaο gekocht hatten, mit dem wir uns stärkten, setzten wir unsern Weg in der finsternen Nacht fort, die uns jetzt noch undurchdringlicher erschien, nachdem wir so lange in die klaren Flammen des Feuers geschaut hatten. Je weiter wir uns entfernten, desto kleiner wurde das Licht von dem Seehundspeck, bis es schließlich unter dem Horizont verschwand.

Beim Anbruch des Morgens hatten wir dichten Nebel mit sehr niedriger Temperatur. Hunde, Schlitten, Ski, Gewehre, Menschen, alles zeigte sich jetzt in derselben Farbe, alles war infolge des Nebels mit einem dicken Reif bedeckt, alles war weiß wie Schnee.

Da ich keine Beobachtungen machen konnte und das Eis sehr zusammengeschraubt war, entschloß ich mich zu einer kurzen Raft. Nach Verlauf einer Stunde lichtetete sich der Nebel aber plötzlich, und sofort setzte unsere kleine Karawane sich wieder in Bewegung, während die Ski leicht über die Schneedecke dahinglitten.

Das Barometer war den ganzen Tag gesunken; darum erwartete ich eine Veränderung des Wetters und daselbe taten die beiden Lappen gewiß auch, denn ich merkte, daß sie ungewöhnlich viel Lappländisch miteinander sprachen und von Zeit zu Zeit ängstliche Blicke gegen Süden warfen, wo die Wolkendecke nach und nach ein drohendes Aussehen genommen hatte.

Das Unwetter kam schneller als wir ahnten; ehe einer von uns dreien Zeit hatte, seine Meinung in bezug auf die Witterungsverhältnisse zu äußern, standen die hohen Spitzen der Berge an der Küste in einem Wirbel von Schnee, der schnell das Aussehen einer Lawine annahm und wie eine vulkanische Wolke an den Abhängen hernieder schoß, während alles oben in den Höhen plötzlich verschwand.

Die ersten Windstöße hatten uns schon erreicht, ehe wir die Laue lösten, mit denen unsere Zelte und unsere Ausrüstung auf den Schlitten befestigt waren.

Unsere Hunde fühlten zweifellos das Nahen eines Unwetters; denn kaum hatten wir Halt gemacht, als sie sich unbeweglich zu einem Ring zusammenrollten, wie sie es immer machten, wenn sie einen Schneesturm erwarteten.

Raum hatten wir unsere Schlaffäcke in unser kleines seidenes Zelt gesteckt, als der Sturm mit einem so starken Schneetreiben über uns losbrach, wie wir Ähnliches noch nicht erlebt hatten. Der Wind raubte uns den Atem, und während wir auf allen vieren umherkrochen, um etwas Proviant und unsere Kochapparate zu sammeln, hatten wir alle drei verschiedentlich das Gefühl, als müßten wir ersticken. Jede Naht unserer Kleidung merkten wir an unserem Körper, es war, als wenn Nadeln dort in unsere Haut stächen, wo die Renntierpelze zusammengenäht waren. Es gelang uns nicht mehr, unsere Zeltpfähle einzuschlagen. Wir mußten uns beeilen, in unsere Schlaffäcke zu kommen, ehe die beißende Kälte es uns unmöglich machte. So krochen wir einer nach dem anderen unter die seidene Decke, unter der unsere Schlaffäcke nebeneinander lagen, und bald begannen wir in den Renntierhaaren aufzutauen. Eine Weile hörten wir noch das Heulen des Orkans, der über die Eisfelder hinwegte, dann wurde es schwächer und schwächer, während der Druck auf unsere Decke sich verstärkte.

Eine ungeheure weiße Decke wurde über den kleinen schwarzen Fleck, den wir auf der weiten Ebene bildeten, gelegt, und der antarktische Sturm fand nichts Neues, nur kalte Einsamkeit.

Während der Lärm in der Luft hinzusterben schien, begann es unter uns zu toben. Es war das Meereis, das unter dem Druck des Windes krachte; es klang wie Kanonensalven, die abgefeuert wurden. Jeden Augenblick glaubten wir, daß das Eis aufbrechen würde, wie es während unserer ersten Schlittentour an der unbekanntem Küste geschehen war. Wäre das Eis in die See hinausgetrieben oder zermahlen worden, so wären wir hoffnungslos verloren gewesen, da die Entfernung von der Küste bis zu unserem Lager zu groß war, als daß wir früher als in zwölf Stunden einen Zufluchtsort hätten erreichen können.

Der auf uns lastende Schneedruck wurde schließlich so stark und brachte einen solchen Luftmangel in unserem seidenen Zelt hervor, daß wir Platz und Luft schaffen mußten.

Erst stellten wir uns alle auf die Beine, während wir mit dem Rücken gegen die Schneedecke drückten, bis wir das Zelt einige Fuß hoch heben konnten. Dann steckten wir einen Skistab durch den Schnee und bewegten diesen von Zeit zu Zeit, so daß die Luft hereinkommen konnte. Das Schneetreiben über uns war aber so stark, daß das Loch fast augenblicklich ausgefüllt wurde und unaufhörlich mußten wir den Skistab in Bewegung setzen. Einer von uns mußte jetzt die ganze Zeit das seidene Zelt mit dem Rücken hochhalten, während die beiden anderen eine Mahlzeit zu bereiten versuchten. Wir hatten zwei gefrorene Seehundsherzen bei uns, diese hackten wir erst und dann aßen wir sie. Dieses Gericht war nach und nach Savios und meine Lieblingsspeise geworden. Außerdem versuchten wir mit Hilfe der Spirituslampe eine warme Mahlzeit herzustellen.

Als unsere kleine Kochmaschine im Gange kam, wurde es in unserer Behausung förmlich warm. Dabei wurde das Zelt naß, wo es der Schnee berührte. Dies half uns in unerwarteter Weise und sparte uns die Mühe des auf allen vieren Stehens, wodurch wir, wie bereits gesagt, das Zelt aufrecht hielten. Sobald die Spirituslampe nämlich gelöscht war, sank die Temperatur und die Seide fror an der Schneewand draußen fest. Hierdurch wurde eine niedrige Höhle gebildet, an deren Wände sich Eiskristalle festsetzten. Einige dieser Kristalle waren einen Zoll lang und beim Schein unserer kleinen Leuchte glitzerten die Eiskristalle wie Sterne zu uns in die Schlaffäcke hinein. In den langen drei Tagen, während wir eingeschnit lagen, wirkten diese schönen Kristalle wie eine Unterhaltung und verursachten die eigenartigsten Gedanken und Berechnungen in unseren Gemütern.

Wir waren alle drei so schnell wie möglich in die Schlaffäcke gekrochen und hatten eine Menge Schnee mit hineingezogen. Als wir in den Schlaffäcken warm wurden, schmolz der Schnee, so daß wir feucht und wenig angenehm zwischen den Renttierhaaren lagen. Diese Feuchtigkeit und unser Atem bewirkten auch, daß sich lange Eiszapfen auf den Renttierhaaren rings um die Atemlöcher in unseren Schlaffäcken bildeten.

Beneidenswert war unsere Lage einstweilen nicht, wir freuten uns aber doch, daß wir vor dem Schneesturm geschützt waren, der mit ungeschwächter Kraft über unsere Höhle hinweggraste. Wenn wir nicht aßen oder an unseren kurzen Pfeifen saßen, sangen wir, bis wir einschliefen.

Aber das starke Getöse im Eise unter uns und der beschränkte Platz, den wir zur Verfügung hatten, bewirkte, daß unser Schlaf kurz war und häufig unterbrochen wurde. Savio fragte wie gewöhnlich jeden Augenblick nach der Uhr. Ich selbst wurde bei dem Gedanken an die Schlitten-

expedition beunruhigt, die uns unter Leutnant Colbeck mit Proviantverstärkung folgen sollte.

Der Lappländer Must litt in diesen Tagen am meisten unter dem Schnee. In der Nacht zum 31. Juli hatten wir — 40° C. Das Quecksilber gefror, und wir mußten unser „Spiritusthermometer“ benutzen. Diese Nacht fürchtete ich für Musts Leben.

Wir hatten kurz vor Mitternacht eine Öffnung durch die Schneedecke gegraben, um Luft zuzuführen und Beobachtungen zu machen. Must hatte kaum den Kopf durch den Trichter in den Schnee gesteckt, als er im Zelt zusammenfiel. Seine Lippen wurden ganz blau und er bekam einen Schüttelfrost, daß die Zähne klapperten. Savio und ich wärmten mit vieler Schwierigkeit über eine Spirituslampe Katao für ihn und dann massierten wir, so gut es ging, seine Glieder, bis er wieder zum Leben erwachte. Er war aber sehr mißgestimmt und fing wieder an, seine lappländischen Lieder, die hier tief unter dem Schnee einförmig und traurig klangen, zu singen, während das Heulen des Sturmes von neuem zu uns durch die Öffnung drang.

Ich ließ Must in die Laterne hineinatmen, wodurch er etwas warme Luft in sich aufnahm. Dies war ein Genuß, den wir uns von Zeit zu Zeit bereiteten. Wir unterhielten uns über die unglaublichsten Dinge. Die Lappen erzählten mir viele interessante Erlebnisse aus ihrem Leben im hohen Norden. Sie vertrauten mir Freud und Leid an, und in den Tagen, in denen wir drei in unseren Schlaffäcken lagen, lernten wir uns gegenseitig gut kennen.

Glücklicherweise hatten wir einen Sack mit „Sennegras“ für unsere Lappenschuhe mitgebracht, sonst hätten wir alle unsere Behen verloren. Strümpfe sind auf den Schlittenreisen in den antarktischen Regionen nicht zu gebrauchen. Wurden die Strümpfe naß, so gefroren beim Stillstehen ihre Spitzen zu Eis und die Behen folgten bald ihrem Beispiel. Anders war es mit dem Sennegras, diesem feinen, weichen, dabei aber starken Gras, das die Lappländer immer anstatt der Strümpfe benutzten. Es wächst im Norden an den Ufern der Landseen. Die Lappländer trocknen es schnell und stopfen es dann in ihre geräumigen Schuhe, in denen sie mit charakteristischer traditioneller Tüchtigkeit das Gras so verteilen, daß es die Sohlen bedeckt und sich in einer dünnen, aber gleichmäßigen Schicht im Schuh ausbreitet.

Wurden wir mit dieser Fußbekleidung naß, so froren wir nie. Durch die Feuchtigkeit entstand Selbstverbrennung im Gras und dann entwickelte sich eine angenehme Wärme. So zogen wir später alle Nutzen aus der

Fußbekleidung der Lappländer. Wir steckten den nackten Fuß ins Sennegras und waren gegen Frost geschützt. Die Hauptsache aber ist, daß das Gras in den Schuhen richtig verteilt wird, und obgleich wir hierin allmählich einige Übung erlangten, freuten wir uns doch, wenn die Lappländer die Lappenschuhe für uns ausfütterten, da die Füllung dann gleichmäßiger verteilt und ausgebreitet wurde.

Ich erinnere mich noch, wie die Lappländer in jener kalten Nacht mir erzählten, daß sie nach ihrer Rückkehr nach Norwegen ihrer Dienstpflicht genügen müßten. Sie klagten mir ihre bittere Not, daß man sie in Uniform stecken würde, und baten mich inständig, ein gutes Wort für sie einzulegen. Gegen die Wehrpflicht hatten sie nichts einzuwenden, von der Uniform wollten sie aber nichts wissen.

Ich löse mein gegebenes Versprechen ein, wenn ich hier mitteile, daß wir alle in bezug auf Schuhzeug und Kleidung die Hilfe der Lappländer in Anspruch nahmen. Weshalb diesen Leuten unser hartes Schuhzeug aufzwingen? Generationen sind die Lappenschuhe und ihre eigenartige, aber praktische Kleidung eine Art Lebensfrage für sie geworden. Der Lappländer hängt an seiner Kleidung mit mehr Zärtlichkeit als der Schotte an seinem Kilt. Weshalb läßt man ihnen auch nicht während ihrer Dienstzeit ihre hübsche praktische Tracht? Sie würden mit ihren Ski und Lappenschuhen viel länger gehen können als in der barbarischen Fußbekleidung der Zivilisation. Im Winter würden sie jeden Frost ertragen und von großem Nutzen sein, während sie sonst sicher der Ambulanz zur Last fallen würden. In seinem kleidsamen losen Wams kann der Lappländer für mehrere Tage Nahrung mit sich führen, in einer strammen Uniform wird er sich aber nie wohl fühlen. Gebt dem Lappen ein Abzeichen in unseren Nationalfarben, gebt ihm ein Gewehr, übt ihn in den soldatischen Pflichten und er wird in einem Kriege dasselbe leisten, was Savio und Muft für die Südpolarexpedition geleistet haben. —

Der Morgen des 31. Juli war inzwischen dahingegangen. Als wir uns aus dem Schnee herausgruben, fanden wir, daß der Sturm sich gelegt hatte. Es waren — 35° C.

Aber die Luft war grau und dicht, so daß es unmöglich wurde, Beobachtungen zu machen. Unsere Schlittenhunde, unsere Ausrüstung und alles war weg, eingeschneit und unsichtbar.

Wir schickten uns gleich an, alles vorsichtig abzusuchen. Den einen Gegenstand nach dem andern brachten wir zum Vorschein. Das ging aber nicht schnell. Als wir unser Lager aufschlugen, war das Eis an den meisten Stellen noch schneefrei, oder es war alter Schnee, der durch den

Druck und die Kälte hart gefroren war. Als das Schneetreiben begann, waren die Hunde liegen geblieben und hatten sich ruhig einschneien lassen. Sie mußten gesucht werden und wir fanden einige dadurch, daß wir mit den Skistöben in den Schneeschanzen dort einstachen, wo wir annahmen, daß sie liegen mußten. Andere fanden wir, indem wir den Schlittentauen folgten. Einzelne Tiere hatten sich von den Schlitten förmlich losgespeißt. Sie hatten ihre eigenen, aus Seehundsfellen gearbeiteten Sielen gefressen, bis die Mahlzeit am Halsband, an dem die Sielen festsaßen, plötzlich ein Ende fand. Einige Hunde lagen noch mit einem Teil ihrer Riemen im Magen am Eise festgefroren da, während der Rest der Riemen vom Halsband aus, wo die Enden festsaßen, durch den Hals der Hunde lief. Von diesem Futter hatten die Hunde drei Tage lang gelebt.

Es war nicht so leicht, dieses alles wieder instand zu setzen; die Sielen und Geschirre mußten repariert und in Ordnung gebracht werden. Nach einem schnellen Frühstück von Konservenfleisch, Kafao und Zwieback und nachdem wir den Hunden



Ein Schlittenhund sitzt mit der Zunge an einer Blechdose fest.

etwas Hundekuchen und die Reste unserer Mahlzeit gegeben hatten, machten wir uns wieder auf den Weg nach Süden. Nachdem wir eine halbe Stunde gefahren waren, merkten wir, daß einer unserer Hunde eine leere Konservenbüchse an der Zunge hängen hatte. Er hatte die Zinndose auslecken wollen und infolge der Kälte mußte sie an seiner Zunge festgefroren sein.

Am Nachmittag klärte sich die Luft auf; wir sahen plötzlich die herrlichen Gletscher der Gebirgskette, die sich nordwestlich von der Sabinekuppel erstreckt, die hoch und mächtig als ein geographisches Zentrum einen vorzüglichen Ausgangspunkt für die topographischen Aufnahmen in der nordwestlichen Ecke des Süd-Viktorialandes bildete.

Sowohl zur See, wie auf dem Lande wird der Reisende in diesen Breiten unwillkürlich zur „Sabinespitze“ und den sie umgebenden Berggipfeln als Wegweiser greifen.

Unzählige Gletscher laufen wie große, weiße Flüsse zwischen den steilen Felsen dahin, während wir schon viele Meilen auf See die dunkelblauen Schluchten der Gletscherspalten unterscheiden konnten, die in der Ferne wie große, die weite Meeresfläche kräuselnde Wogenkämme aussahen.

In der Entfernung erschienen diese Gletscher wie die prächtigsten und geradesten Landwege, kamen wir aber näher, so sahen wir die fürchterlichsten steilen Abhänge, über welche die Gletscher an der Küste sich ins Meer stürzten.

Ohne Ausnahme bewegten sich alle Gletscher in der Robertsonbucht unter einem sehr starken Grad dem Meere zu, so daß sie schließlich in einem steilen Abhange endigten. Unzählige blaue, klaffende Spalten entstanden dadurch in den Gletschern. Ehe die Dunkelheit hereinbrach, entdeckte ich im Süden ein dunkel vorspringendes Land, das ich im ersten Augenblick für eine Halbinsel hielt. Es schien gänzlich schneefrei zu sein.

Deshalb und wegen der merkwürdigen Form des Landes nahm ich an, daß es viel geologisches Interesse darbieten müsse. Ich dachte mir auch, daß wir bei der Lage des Landes einen verhältnismäßig geschützten Lagerplatz auf seiner linken Seite finden würden, wo sich eine Bucht in südlicher Richtung zu erstrecken schien. Aber ehe es mir geglückt war, eine weitere geographische Übersicht zu erlangen, hatte das Dunkel sich über das Ganze gelegt.

Inzwischen hatte ich den Kompaß fleißig benutzt, und mit Sehnsucht arbeiteten wir uns in den immer schwieriger werdenden Schraubungen vorwärts. Wir liefen und schrien, hoben und zogen die schweren Schlitten, die unaufhörlich umstürzten und zwischen den großen Eisblöcken festsaßen.

Bald wurden die Schraubungen im Eise so mächtig, daß wir kaum einen Weg fanden. Hieraus schlossen wir, daß wir uns nicht weit vom Land befanden. Die Hunde fingen trotz des schwierigen Weges an, williger als vorher zu werden, sie heulten und bellten unausgesetzt und sehnten sich ebenso nach dem unbekanntem Lande als wir. Um 10 Uhr abends standen die Felsen plötzlich gerade über uns, so daß wir den Kopf zurücklegen mußten, um das Südkreuz zu sehen, das hoch oben über den dunklen, sich scharf gegen den blauen Sternenhimmel abzeichnenden Umrissen des Landes funkelte.

Um Mitternacht erreichten wir die Mündung eines Einschnittes, den wir für einen kleinen Fjord hielten, der sich aber nach näherer Untersuchung bei Tageslicht als ein Sund entpuppte. Von diesem Sund erstreckte sich ein kleiner Fjord weiter östlich zwischen den Klippen bis in das Land, das ich mir schon bei Eintritt der Dunkelheit gemerkt hatte.

Hier fanden wir einen ausgezeichneten Lagerplatz, der einen vorzüglichen Schutz gegen die Stürme aus Südost bot, und wir wußten ja bereits aus Erfahrung, daß von dieser Seite die schlimmsten Angriffe zu kommen pflegten. Die Hunde heulten vor Freude. Aber kaum hatten wir einige von ihnen frei gemacht, als sie im Dunkel dem Meer zueilten, und kurz darauf hörten wir, daß sie sich im wütenden Kampfe mit einem Seehund nicht weit entfernt am Ende der Eismauer befanden, die von einem niedergestürzten Gletscher gebildet wurde und wo in der Eislage durch den Druck des Gletschereises Öffnungen entstanden waren.

Ehe wir das Lager aufschlugen, sicherten wir uns zwei große Seehunde (Weddells) und brachten sie zum Lagerplatz, wo wir sie zerlegten und den Hunden eine reiche Mahlzeit gaben, nachdem wir die Herzen und Brustmuskeln für den eigenen Bedarf ausgeschnitten hatten. Dann zündeten wir ein Speckfeuer an, und während Ole die Seehundsherzen kochte, errichteten Savio und ich unser seidenes Zelt mitten zwischen den Schlitten. Dann nahmen wir unsere nächtliche Mahlzeit ein, während das Speckfeuer brannte und hinter uns die dunklen Felswände leuchteten, an denen wir unsere Schatten sich in natürlicher Größe bewegen sahen. Die ersten menschlichen Schatten in einem neu entdeckten Lande!

Es waren — 45° C, als die Lappen in ihre Säcke krochen und sich wenige Augenblicke darauf in festem Schlaf befanden. Die Hunde waren schon, ehe wir unsere Mahlzeit beendet hatten, im Schnee eingeschlafen. Mir war es aber noch nicht möglich, zur Ruhe zu kommen. Die Nacht war zu überwältigend schön und erfüllte meinen Sinn mit einer natürlichen Andacht. Ein Gefühl der Dankbarkeit für das Dasein. — Die klaren Sterne dort oben! Das große, dunkle, geheimnisvolle Land, das wir erreicht hatten und das noch im Dunkel dalag — die Arbeit, Einsamkeit, Entbehrungen, Sehnsucht und Kälte der letzten Tage, alles dies erhob den Sinn zu einer Hingebung an das Dasein, die im Überfluß der Zivilisation unbekannt und verkrüppelt ist. — Die reinsten, die klarsten Gedanken stiegen unwillkürlich auf und schwebten wie selbständige Wesen umher und vereinten sich mit den Orgelpfeifen des Südlichts im Himmelsraum. Alles war herrlich — die Menschen und alles! Das Häßliche konnte in dieser reinen Luft nicht leben, wie die Mikroben hier keine Bedingungen für ihr Dasein fanden.

Es war schon spät und der kurze, kalte Wintertag begann bereits zu grauen, als ich in meinen steif gefrorenen Schlaffack kroch, der flach und wenig einladend zwischen den Säcken der Lappländer lag. Diese schloßen so fest, daß mein Rücken und Strecken, um mir in meinem

Schlaffad eine bequeme Lage zu verschaffen, ihr Schnarchen keinen Augenblick unterbrach.

Als ich gegen 11 Uhr vormittags aufwachte, hatten wir — 43° C; alles war in der Nacht steif gefroren. Die Schlaffäcke hatten nach unserm Körper eine harte und bestimmte Form angenommen und lagen jetzt Futteralen ähnlich da.

Obgleich wir verhältnismäßig gut geschlafen hatten, war uns doch zu Mute, als wenn wir stark gefroren hätten. Der Lappländer Muft ging mit blauen Lippen umher und zitterte am ganzen Körper, bis er sich an die Arbeit machte und die in der vorigen Nacht von dem Seehund abgeschnittenen schmalen Speckstreifen aufeinander häufte. Auch diese waren vollständig steif gefroren und mußten wie große Holzklöße behandelt werden.

Savio schmolz „Schokoladeneis“ in einer zinnernen Dose über einer Spirituslampe, während er laut erklärte, daß er eine zweite Nacht wie die letzte im Zelt nicht wieder durchmachen wolle. Er hatte neue Pläne, die sich später bewährten und als gut herausstellten.

Als der Lappe Muft und ich so viel Speck aufgetürmt hatten, als wir mit gutem Gewissen opfern durften, zündeten wir ihn mit unseren unschätzbaren „Thrifadeln“ an, die wir immer mit auf die Reise nahmen, und schnitten etwas trockenes Holz, um damit den Speck in Brand zu setzen. Bald brieten die beiden Seehundsherzen in der Pfanne über dem Speckfeuer. Wir wendeten und drehten sowohl uns wie die Seehundsherzen, um die Hitze möglichst gleichmäßig zu verteilen. Der dem Feuer zugekehrte Teil unseres Körpers war immer siedend heiß, während die andere Seite eiskalt sein konnte. Wir drehten uns an jenem Morgen so fleißig, als säßen wir am Spieß.

Nachdem wir unsere Mahlzeit zu uns genommen und in- und auswendig etwas aufgetaut waren, zogen der Lappe Muft und ich mit zehn Hunden, Proviant und Instrumenten aus, um die nächste Umgebung zu untersuchen.

Savio ließ ich beim Zelt zurück, wo er sich gleich nach unserer Abreise ansiedelte, nach eigener Erfindung ein wärmeres Lager einzurichten.

Der Lappe Muft und ich fanden an einer nur sehr schwer zugänglichen Stelle südlich von unserm Lager ungeheure Gletscher, die gegen Westen ins Meer hinausliefen und einen Winkel oder eine Bucht bildeten, welche von dem neuen im Westen von uns entdeckten Land begrenzt wurde. Hier lief das Gletschereis an einem 25 m hohen Abhang hinab und erreichte die Meeresoberfläche ungefähr in einem Winkel von 30°.

Im Westen lag die lotrechte Eiszwand des Gletschers, der ungefähr eine halbe Meile ins Meer hinausragte, wo er dann wieder in einem rechten Winkel gegen Westen abbog und sich in einer steilen Eiszwand ungefähr zwei Meilen weiter erstreckte, bis er den hohen Gebirgskamm erreichte, der den westlichen Teil dieses ungeheuren Gletschers begrenzt.

Als Muft und ich mit unseren Schlitten die Oberfläche des Gletschers erreicht hatten, lag eine großartige und seltsame Landschaft vor uns. Das Land, das wir am Tage vorher entdeckt hatten und wo wir Savio



Unser erstes Nachtlager auf der Herzog von York-Insel.

zurückließen, entpuppte sich als eine Insel, die ungefähr vier Meilen im Meer gerade an der Stelle lag, wo zwei ungeheure Gletscher sich vereinten und dem Meere zuströmten.

Die Insel, die ich nach dem jetzigen Kronprinzen von England „Herzog von York-Insel“ nannte, verhinderte den vollen Auslauf der Gletscher und bewirkte, daß sich ungeheure Eismassen auf der westlichen Seite der Insel sammelten, wo sie ein zusammenhängendes, sich hoch aufstürmendes „Eismeer“ bildeten; dieses erhielt wieder auf beiden Seiten der Insel freien Auslauf, wo sich neue Gletscher bildeten, die mit ungeheuren Spalten ins Polarmeer hinausstürzten.

Dort, von diesen Eisarmen umschlungen, lag die dunkle, schneefreie Insel in dem herrlichen Weiß und Blau mit dem sich bis zu einer Höhe

von 25 m aufstürmenden Gletscher auf der westlichen und südlichen Seite, während sie in Nord und Ost von der Eisdecke der Meeresoberfläche begrenzt war.

Die neue Insel, die wir entdeckt hatten, erstreckte sich bis zu einer Höhe von 650 m und bestand aus graugrünem, von zahlreichen, mehr oder weniger breiten Quarzadern und hier und da von Eisenpyrit durchzogenem Schiefer. Die Schieferlagen erstreckten sich ungefähr von Nord nach Süd und zeigten die interessantesten geologischen Bildungen. Der verschiedene Druck, der geherrscht hatte, war deutlich zu erkennen und konnte sehr weit verfolgt werden. Sie hatte einen Umkreis von etwa fünf Meilen. Mitten auf der Insel schnitt von Norden her eine ungefähr eine Meile tiefe, halbmondförmige Bucht hinein, und auf der Ostseite wurde die Insel auch halbwegs von einer tiefen Bucht und zur anderen Hälfte, wie bereits erwähnt, von einem Gletscherarm begrenzt.

Von dort aus, wo Mußt und ich standen, konnten wir meilenweit ins Land hineinschauen, in dem sich eine unendliche Menge von Bergspitzen und Gletschern zeigten, Bergspitzen, die eine Höhe von 4000 m erreichten und von ungeheuren Gletschern umgeben waren, die mit ihrem blendenden Weiß die blaue Landschaft zu erleuchten schienen, die aber dort, wo die Abhänge tiefe Risse und Schluchten bildeten, mit noch stärkeren blauen und grünen Farben hervortraten.

Während die Gebirgskämme nach Süden scharf und teilweise schneefrei in die blaue Luft emporragten, waren die Konturen der Bergspitzen gegen Westen weicher und gingen an einzelnen Stellen in weiße und wie jungfräuliche Brüste gerundete Kuppeln über.

Durch den blauen, durchsichtigen Schleier wirkte das Bild, das vor uns lag, überwältigend und entzückend.

Nachdem der Lappe Mußt und ich die notwendigen Voruntersuchungen betreffs der neuen Insel und ihrer Lage gemacht hatten, begaben wir uns in das Lager zurück, wo wir gerade zu der Zeit eintrafen, als der blaue Wintertag zur schwarzen Nacht wurde.

Savio hatte inzwischen die Zeit benutzt. Mit Hilfe von Skileder und Stäben hatte er das Gerippe zu einem „konischen“ Finnenzelt konstruiert. Er hatte dieses „Skelett“ mit unseren kleinen Proviantsäcken und Seehundsfellen bedeckt und oben an der Spitze des improvisierten Zeltes eine Öffnung gelassen, aus der sich der Rauch eines großen Speckfeuers herauswälzte. Das Zelt war unmittelbar an der Felswand und ungefähr 3 m von der Meeresoberfläche entfernt an einer geschützten Stelle errichtet, wo das Gestein und der Schnee uns gegen die Süd-

oststürme schützten, die wir als einen viel schlimmeren Feind als ruhige Kälte betrachteten. Beim Ablefen abends um 8 Uhr zeigte das Thermometer — 44° C. Trotzdem war es diese Nacht in unseren Schlafsäcken ganz gemütlich. So „warm“ war es, oder richtiger gesagt, so wenig froren wir, daß wir nicht schlafen konnten, sondern in unseren Säcken, unsere Köpfe dem lustig brennenden Speckfeuer zugekehrt, miteinander scherzten und plauderten. Savio erzählte von seinem Leben im hohen Norden, von seinen regelmäßigen Reisen nach den russischen Märkten, wo die norwegischen Lappländer billige Einkäufe machten und viele Gaben und gute Verpflegung erhielten, und wie sie nach beendigtem Fest mit ihren Renttieren über die weiten Schneeflächen dahinjagten. Und während Savio erzählte, stiegen die Orgelpfeifen des Südlichts in langen Reihen und wechselnden Farben am Zenit empor. Wir sahen es durch die kleine Öffnung im Zelt, und da half alles nichts, trotz des ungewohnten Genusses der leidlichen Wärme mußten wir auf die Beine und das Südllicht beobachten.

Am nächsten Tage setzten wir unsere Untersuchungen fort und besuchten das Innere der „Herzog von York-Insel“, wo uns überall Anzeichen davon entgegentraten, daß die vereinigten Gletscher, die hier von der Insel in zwei Arme geteilt wurden, sich in einer nicht zu fernem Vergangenheit über diese bewegt und die losen Teile des Schiefers mit sich fortgerissen hatten. Die Umrisse der Herzog von York-Insel zeigten im Süden der Insel, namentlich in der Mitte, auch Schieferreihen, die sich wie Zähne in regelmäßigen Zwischenräumen von Nord nach Süd erstreckten. Nur dort, wo die Quarzadern liefen, hat sich das Gletschereis, ohne Spuren zu hinterlassen, bewegt.

Leider wurde ich in meiner Hoffnung, Versteinerungen zu finden, enttäuscht, eine Hoffnung, die natürlich bei Entdeckung dieser neuen Insel von grauem Schiefer in Anbetracht des Umstandes, daß Kapitän Larsen Versteinerungen in derselben Gesteinsart in Grahamsland gefunden hatte, bestärkt worden war.

Inzwischen konnte ich mir nicht erklären, weshalb die Hilfsexpedition unter Colbeck ausblieb. Wahrscheinlich war die Expedition durch den heftigen Schneesturm, der die Lappen und mich drei Tage unter sich begrub, zum Hauptlager zurückgetrieben; seitdem hätten sie uns aber doch schon erreichen können. Zum weiteren Vordringen bedurften wir dringend des Materials, das sie uns nachbringen sollten. Nachdem ich nach neuntägiger Arbeit nichts von ihnen gesehen und gehört hatte, beschloß ich, nach dem Hauptlager zurückzukehren. Unmöglich war es ja

nicht, daß der Hilfsexpedition etwas zugestoßen war. Als wir nach einer verhältnismäßig leichten Heimkehr Kap Adare wieder erreichten, fanden wir indessen alles im besten Wohlergehen vor. Colbeck war mit seiner Hilfsexpedition, wie ich vermutete, vom Schneesturm überrascht worden und hatte die Vorkehrungen zu einer zweiten Reise noch nicht beendet. Die Kameraden waren unferetwegen besorgt gewesen, und wir wurden mit großer Freude begrüßt, als wir, ohne daß uns nur der geringste Unfall zugestoßen war, mit unseren Schlitten unerwartet am Kap Adare erschienen.

Ich entschloß mich jetzt, eine feste Station auf der York-Insel zu errichten, die uns als Ausgangspunkt für weitere Expeditionen dienen sollte, und am 14. August sandte ich zu diesem Zweck eine neue Schlittenexpedition unter Bernacchi mit dem Auftrag hinaus, daß er auf der York-Insel eine sich zu längerem Aufenthalt eignende steinerne Hütte bauen sollte. Bernacchi erhielt als Begleiter Evans, Fougner und Ollesen. Sie nahmen vier Schlitten und Proviant für 14 Tage mit. 28 Hunde zogen die Schlitten.

Schon am 27. August kehrte indessen Bernacchi, von Evans begleitet, zum Lager zurück, während er Ollesen und Fougner auf der York-Insel zurückgelassen hatte, um wenn möglich die Hütte zu bauen. Als Bernacchi die Insel verließ, war es ihnen noch nicht geglückt, das zum Hüttenbau geeignete Material zu finden. Vielleicht trug die Kälte, die in diesen Tagen sehr ernst war, die Hauptschuld, daß nichts ausgerichtet wurde. Bei der Heimkehr ins Lager gab Bernacchi folgenden Bericht über die ganze Tour:

„Nachdem wir zum Schutz gegen die Kälte Gesicht und Hände mit Ölzerin eingerieben hatten und den Kameraden im Lager ein herzliches Lebewohl zugerufen hatten, begann unsere beschwerliche Reise zwischen den großen zusammengeschraubten Eismassen.

Schon wenige Stunden nach unserer Abfahrt brachen die Rufen eines unserer Schlitten und wir verloren mehrere Stunden mit der notwendigen Reparatur.

Der Zustand des Eises war ein derartiger, daß wir jeden Augenblick Halt machen mußten, um die Schlitten mit ihrer schweren Ladung über die unseren Weg versperrenden Eisschraubungen zu ziehen. Sobald wir auf ein solches Eishindernis stießen, legten sich die Hunde glücklich zum Ausruhen nieder und betrachteten uns mitleidig, während wir, um die Karawane wieder in Gang zu bringen, angestrengt arbeiten mußten. Ich hatte persönlich wenig Geduld mit den Tieren. Ich schlug sie mit

meinen großen Pelzhandschuhen — dies war aber für die Handschuhe schlimmer als für die Hunde und verursachte nur eine allgemeine Verwirrung. Sobald ich mit den Handschuhen zuschlug, sprangen die Hunde, um den Schlägen zu entgehen, durcheinander und dadurch verwickelten sich ihre Geschirre zu fürchterlichen Knoten. Mit unseren halb erfrorenen Fingern mußten wir dann die beißenden Hunde auseinanderbringen und die Knäule lösen.

Um Mitternacht erreichten wir einen Eisberg und schlugen unser Lager auf. Die Temperatur war -40°C , und unsere Finger froren stark beim Auspacken des Proviantes und der Ausrüstungsgegenstände.

Am 15. August war es kalt und klar. Um 11 Uhr krochen wir aus den Schlaffäcken; ich selbst hatte vor Kälte wenig geschlafen.

Wir nahmen eine schnelle Mahlzeit in einer Höhle im Eisberg ein. Die Strahlen der Sonne drangen in die Höhle und wurden von den Eiskristallen in allen Farben zurückgeworfen und füllten die Grotten in einem warmen Licht, während der Kaffee im Kochapparat dampfte.

Während des Frühstückes ereignete sich folgender seltsame Fall. Evans, der bekanntlich ein großer Freund von Süßigkeiten ist, war wie gewöhnlich mit dem Kauen eines großen Stückes gefrorenen Malzextraktes beschäftigt. Dieser Malzextrakt ist ja schon im Naturzustand zäh, ist er aber erst gefroren, so hält er hartnäckig alles fest, was mit ihm in Berührung kommt. Diesmal hatte der Malzextrakt sich Evans Vorderzähne bemächtigt. Er mochte so viel ziehen, als er wollte, es nützte ihm alles nichts, bis der gefrorene Malzextrakt schließlich den Kampf gewann und sich mit einem von Evans vier Vorderzähnen entfernte. Es entstand ein allgemeiner Jubel, als der Unfall sich aufklärte. Der Zahn war nämlich falsch und auf einer abgebrochenen Wurzel festgeschraubt gewesen und hatte sich jetzt mit dem Malzextrakt von seiner Unterlage gelöst.

Um 1 Uhr nachmittags zeigte sich im Norden eine sehr interessante Luftspiegelung. Große Eisberge, die wohl 30—40 Meilen entfernt sein mochten und die unter normalen Verhältnissen selbst vom Hauptlager nicht zu sehen waren, spiegelten sich durch die Refraktion deutlich in einer Höhe von 300 m ungefähr in gleicher Höhe mit der im Norden am Kap Adare auslaufenden Landspitze wider. Die Erscheinung veränderte sich unaufhörlich. Erst war ein Teil des Horizonts gehoben, dann sank dieser wieder, während ein anderer Teil plötzlich in die Höhe stieg. In dieser Zeit konnten wir oft die Küstenlinien gegen Nordwest in einer Länge von über hundert Meilen sehen, während der Widerchein die Landschaft hob.

Der Tag war klar, und wir hätten unsere Reise fortsetzen können; der zerbrochene Schlitten mußte aber repariert werden. Es war eine schwere Arbeit, die rauhen, hart gefrorenen Riemen zu handhaben, mit denen die neuen Rufen am Schlitten festgebunden wurden.

Die folgende Nacht warteten wir die ganze Zeit auf einen kommenden Sturm und sicherten alles so gut als möglich. Das Zelt wurde „zum Sturm“ aufgerichtet, die Hunde bekamen reichlich zu fressen, und dann nahmen wir selbst unsere Abendmahlzeit ein und rauchten unsere kurzen Pfeifen, während wir über den Verkaufswert der großen Eisberge in den australischen Gewässern nachdachten, wo das Pfund Eis mit sechs Pence bezahlt wird.

Am folgenden Tage wehte ein Sturm von Ostsüdost und wir waren gezwungen, in unserem kleinen seidenen Zelt zu bleiben. Hier im Zelt lagen wir vier Mann wie Sardellen in einer Dose und wurden ebenso wie die Hunde vom Schnee begraben. Es war unmöglich herauszukommen. Die Luft war so mit Schnee gefüllt, daß wir nicht zu atmen vermochten. Der Dampf unserer Kochmaschine und der Rauch unserer Pfeifen trugen gerade nicht zur Verbesserung der Luft im Zelte bei. Sie wurde so dicht, daß wir sie mit dem Messer hätten schneiden können.

Wir spielten Whist in unseren Schlaffäden, der Verlierer mußte kochen. Am 18. August früh morgens nach einem schnellen Frühstück setzten wir unsere Reise fort. Als ich später am Tage aus einer Aluminiumflasche trinken wollte, blieb die Haut meiner Lippen am Metall fest hängen, und mehrere Tage hatte ich fürchterliche Schmerzen. Das Quecksilber gefror im Thermometer und das Spiritusthermometer kam wieder zur Verwendung. Gefriert das Quecksilber in einem gewöhnlichen Thermometer, so zieht es sich so sehr zusammen, daß es in der Tube verschwindet, so daß sich die Temperatur nicht mehr an den Graden der Säule ablesen läßt. Wir gossen einiges Quecksilber in eine Schale. Im Laufe einer Stunde war es zu einer festen Masse gefroren und beim Schlag darauf gab es einen metallischen Klang. Die Kristallisierung begann von unten nach aufwärts. Wir versuchten das flüssige Quecksilber, ehe alles gefroren war, umzugießen. Sofort würfelten sich aber eine Menge kleiner Oktahedrons am Rande der Tube zusammen.

Wir untersuchten auch, wie sich der Übergang von Whisky in feste Form vollzog. Bis der Whisky in der Schale vollständig gefroren war, vergingen zehn Minuten. Da unser Chef uns den Genuß von Whisky ohne seine spezielle Erlaubnis verboten hatte, benutzten wir dieses Experiment zur Überschreitung des Gesetzes. Wir aßen nämlich die „verbotene Frucht“.

Die stärkste Kälte herrschte gerade dann, als die Sonne zurückkehrte. Im Herbst gaben die Eismassen noch eine Menge Wärme vom Sommer ab; jetzt assimilierten die Eisfelder aber die Wärme und hielten den Sommer ebenso zurück, wie im Herbst der Winter noch eine Zeitlang zurückgehalten zu werden scheint.

Der 19. August war klar und herrlich. Als wir aus unseren Zelten krochen, erhob die Sonne sich gerade über dem Horizont, und die leichten Wolken wechselten zwischen Scharlach und Orange, vom glänzenden Gold



Seehund am äußersten Ende der Eiswand.

am Horizont bis zum lichten Rosa am Zenit. Steile Eiswände, die wir nicht bemerkt hatten, umgaben uns auf allen Seiten.

Die Eismauern machten uns in bezug auf die eingeschlagene Richtung unruhig. Nach Borchgrevink's Beschreibung und Anordnung vor unserer Abreise zu urteilen, mußten wir uns verirrt haben. Indessen glückte es uns, einen Eisberg zu besteigen, von dem aus wir gute Beobachtungen machen konnten, und ich entdeckte dann auch, daß wir uns verlaufen hatten und mit einer Abweichung von 6 Meilen nordwestlich vom richtigen Kurs zwischen zwei ungeheure Eiszungen geraten waren. Wir befanden uns in einer Art „Cul de sac“.

Diese Eiszungen wurden von ungeheuren Gletschern gebildet. Der Gletscher, der in einer zusammenhängenden Fläche ohne Unterbrechung

vom Gletscherlager ins Meer läuft, war in zwei Arme gespalten. Im Dunklen hatten wir uns mehrere Meilen weit hinein verirrt. Am Ende der einen Eiszunge lag ein großer „Wanderstein“, der wahrscheinlich einmal einem Eisberg in den offenen Ozean folgen wird, wo er dann zugrunde gehen muß. Wir maßen die Höhe der Eiszände und stellten sie auf ungefähr 30 m fest.

Die Hunde zogen an diesem Morgen schlecht; sie hatten am vorhergehenden Tage in den Eiszschraubungen stark arbeiten müssen und hatten scheinbar durch die starke Kälte gelitten.

Wir mußten jetzt zu unserem nicht geringen Ärger umkehren, um aus dem Cul de sac, in dem wir uns befanden, herauszukommen. Wir entdeckten mehrere Seehunde auf der östlichen Seite der Eiszunge und verschafften uns damit Futter für unsere Hunde.

In den nächsten fünf Tagen raste ein ungeheurer Sturm. Das Thermometer stieg bis -10° C, so daß wir nicht mehr in den Schlaffäden froren, und wir hatten das erstemal wieder Freude an unserem Schlaf. Das Schneegestöber war aber unangenehm und drang überall ein. Inzwischen glückte es uns, die westliche Seite der Meeresbucht und das Ziel unserer Reise, die York-Insel, zu erreichen, wo wir wertvolle geologische Sammlungen machten. Wir fanden aber nicht genügendes Baumaterial zu einer steinernen Hütte, und die Kälte und der Wind erschwerten uns das Leben. Der Zweck unserer Reise war also verfehlt.

Während unseres Aufenthalts auf der York-Insel unternahmen wir inzwischen eine Expedition in das Admiraltätsgebirge und erreichten eine Höhe von fast 700 m, von wo wir einen guten Überblick über die Gegend erhielten.

Die Kälte und der drohende Himmel trieben uns indessen bald nach der York-Insel zurück. Es ging schneller heimwärts als bergauf, bisweilen viel zu schnell. Wir rutschten so vorsichtig als möglich unter Benützung unseres Sigfleisches als Schlitten die Abhänge hinab, was nicht immer ungefährlich war. Doch erreichten wir glücklich die York-Insel.

Am 26. August nahmen Ellessen und ich Abschied von Fougner und Evans, die auf der Insel zurückblieben. Wir legten 22 englische Meilen in 8 Stunden 15 Minuten zurück, eine Geschwindigkeit, die nur von Borchgrevink einige Wochen später geschlagen wurde, als er 46 englische Meilen in 15 Stunden machte.

Zwei Jahre in Schnee und Eis am Südpol

von

Dr. Otto Nordenskjöld.*)

Daß ich auch in diesem Jahr eine Schlittenfahrt unternehmen würde, daran zweifelte ich keinen Augenblick. Eine solche Fahrt hatte jetzt, wo die uns umgebende Natur mir nicht mehr neu und unbekannt war, einen ganz anderen Reiz für mich. Auch bedeutete der Einsatz an harter Arbeit, deren Lohn je nach den Verhältnissen das große Los oder nur eine Riete werden konnte, unter allen Umständen die herrlichste Befreiung aus der langen Einförmigkeit. In bezug auf das Ziel meiner Fahrt war ich keineswegs unschlüssig. Es erschien allerdings sehr verlockend, an der Hand der gewonnenen Erfahrungen einen abermaligen Versuch zu machen, in derselben Richtung wie im vergangenen Jahr nach Süden vorzudringen, aber weder in geographischer, noch in naturwissenschaftlicher Beziehung schien dieser Plan so viel zu versprechen wie ein anderer, den ich während des Winters entworfen hatte. Beim Betrachten der Karte von der Küste, die wir besucht hatten, trat ganz deutlich hervor, wie völlig unbekannt das nördlich von der Station gelegene Gebiet noch war. In geologischer Beziehung konnte man deswegen auf besonders reiche Ergebnisse rechnen, in bezug auf die Geographie dieser Gegend war ich, ohne jedoch hinreichende Beweise für die Richtigkeit meiner Annahme zu besitzen, zu der Überzeugung gelangt, daß die große Bucht, die wir im vorigen Jahre hinter Kap Förster entdeckt hatten, sich mit der Bucht hinter Kap Gordon zu einem mächtigen, durchgehenden Kanal vereinige. Und diesen wollte ich nun in erster Linie erforschen.

*) Aus „Antarktis“. Zwei Jahre in Schnee und Eis am Südpol. Von Dr. Otto Nordenskjöld. J. Gunnar Anderssen, E. A. Larzen und E. Skottsberg. Nach dem schwedischen Original ins Deutsche übertragen von Mathilde Mann. Zwei Bände. Mit 4 Karten, 300 Abbildungen und mehreren Kartenstizzen. Bd. 1. Berlin 1904, Dietrich Reimer (Ernst Bohsen).

Noch ein anderes Ziel hatte ich bei dieser Schlittenfahrt vor Augen, ein Ziel, das sich anscheinend nur im Winter erreichen ließ. Wie bereits erwähnt, hatten wir erwogen, ob es für den Fall, daß sich die Eisverhältnisse während des kommenden Sommers als ebenso ungünstig erwiesen wie im vergangenen, möglich sein würde, später im Jahre über das Eis bis an das offene Meer vorzubringen, um dort im günstigsten Falle mit zu erwartender Entschlagspedition zusammenzutreffen. Um dies ausführen zu können, war es von Bedeutung, die Verhältnisse im Norden im allgemeinen zu rekonoszieren. Außerdem aber war ich von der vorjährigen Entschlagspedition auf zwei Stellen da oben aufmerksam gemacht worden, die ich gern untersuchen wollte, und wo ich dann einen Brief mit Nachrichten über unsere eigenen Pläne zurücklassen wollte, für den Fall, daß ein Schiff früher dorthin kommen sollte als zu uns. Nachträglich ist es höchst wunderbar, wenn man daran denkt, daß die beiden Plätze, die ich auf der Schlittenfahrt möglicherweise besuchen wollte, die Hoffnungsbucht und die Paulet-Insel waren, gerade die beiden Orte, wo unsere Kameraden um diese Zeit in düsterer Einsamkeit den Zeitpunkt erwarteten, an dem sie ihre Vereinigungsversuche mit uns beginnen konnten.

In bezug auf die Schlittenfahrten waren wir in diesem Jahre in mehr als in einer Hinsicht ungleich günstiger gestellt als im vergangenen. Unser Hundestamm war bedeutend größer, die vier Veteranen von der früheren Fahrt waren noch alle am Leben und als Ersatz für Kurre hatten wir zwei prächtige grönländische Hunde. Leider hatte Suggen, unser bester Hund, seinen Fuß an einem scharfen Eisen verletzt, so daß es fraglich war, ob er eine anstrengende Schlittenfahrt aushalten würde. Die jüngeren Hunde waren noch nicht zum Ziehen schwerer Lasten zu verwenden, konnten aber unsern zurückbleibenden Kameraden von großem Nutzen sein bei der Herbeischaffung der Häute und des Fleisches der getöteten Seehunde und Pinguine.

Mit unseren Vorräten stand es nicht wesentlich schlechter als im Vorjahre. Der wichtigste Artikel für Menschen und Hunde, Pemikan, war noch in ausreichender Menge vorhanden, ebenso konnten wir jederzeit auf Linsensuppe zur Nachkost rechnen. In bezug auf die anderen Artikel mußten wir freilich sparsam sein, aber es war doch von allem noch genug vorhanden, um für die Schlittenreise denselben Küchenzettel zu machen wie im vergangenen Jahr, nur den Verbrauch von Kaffee und Zucker mußten wir wesentlich einschränken.



Wobmann. Stattsberg. fr. H. Andersen. Gefelöt.
Oylin. Norberffjöl. Sarfen.

Die Mitglieder der Südpolarexpedition bei der Abfahrt von Götzeberg.

Am meisten aber rechnete ich auf die Erfahrungen, die ich im vergangenen Jahr gewonnen hatte. Es hatte sich gezeigt, von wie unschätzbbarer Bedeutung es ist, über ein ausreichend starkes Hundegespann verfügen zu können, so daß man nicht genötigt ist, noch einen zweiten, wenn auch noch so leicht beladenen Schlitten mitzuführen, der von Menschen gezogen werden muß. Da es mir nicht praktisch erschien, unsere sechs Hunde auf zwei Schlitten zu verteilen, beschloß ich, diesmal nur einen Schlitten mitzunehmen. Gegenüber dem höchst wesentlichen Unterschied in bezug auf Gewicht und Umfang, der darin bestand, statt einer Ausrüstung für drei Personen nur eine solche für zwei mitzunehmen, spielte der Nutzen, den eine dritte Person schaffen konnte, nur eine ganz verschwindende Rolle. Zwar hätten unsere Hunde möglicherweise auch eine Ausrüstung auf einen Monat für drei Personen ziehen können, trafen wir aber gleich zu Anfang auf schwieriges Eis, so hätte uns die schwere Last sicher viel Mühe gemacht, und unter allen Verhältnissen wäre unser Vordringen dadurch sehr verzögert worden.

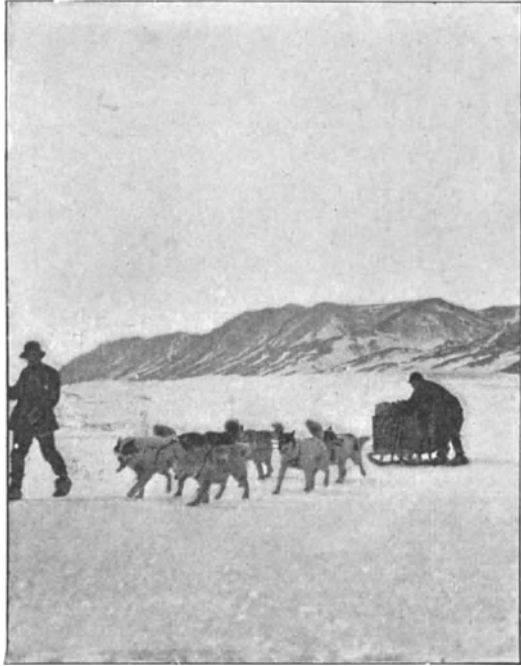
Um das Gepäck noch mehr zu erleichtern und dadurch im Stande zu sein, während der schönen Tage längere Strecken zurückzulegen, als dies sonst möglich gewesen wäre, beschloß ich, die in Aussicht genommenen Arbeiten auf zwei Fahrten zu verteilen. Während der ersten, längeren Tour, auf der mich Jonassen begleiten sollte, wollte ich, falls sich die Eisverhältnisse als besonders günstig erwiesen, entweder durch den Antarktischen Sund oder auf die Paulet-Insel zu vordringen. Nach der Rückkehr auf die Station wollte ich mich dann so bald wie möglich, nach der Sydney Herbert-Bay begeben, um den Einschnitt näher zu untersuchen, den wir auf unserer Fahrt mit der „Antarktis“ im Februar 1902 gesehen hatten und der vielleicht ein Sund war, dessen westliches Ende ich auf der ersten Schlittenfahrt zu erforschen hoffte. Nach Verabredung mit Sobral sollte dieser an der zweiten Expedition teilnehmen.

Abgesehen von dem Umfang, war unsere Ausrüstung dieselbe wie im vergangenen Jahre. Der Proviant war für uns persönlich auf ungefähr 30 Tage, für die Hunde auf ungefähr 20 berechnet. Ferner nahm ich ungefähr 18 l Petroleum mit, zwei Paar Schneeschuhe und einen reichlichen Vorrat an Reservekleidern. Wenn wir unser ganzes Programm ausführen wollten, galt es, unsere Fahrt so schnell wie möglich anzutreten. Indes ging der September bereits zu Ende, und noch hatten wir nicht einmal an einen Aufbruch denken können, obwohl das Gepäck fertig dalag, bereit, an dem ersten schönen Tage auf den Schlitten geladen zu werden. Der 28. September war, ebenso wie die vorhergehenden

den Tage, kalt und stürmisch, bei einer Windstärke von fast 20 m. Es sah also keineswegs ermunternd aus, und ich sagte am Abend zu Ekelöf, der die Morgenwache hatte, daß er gar nicht daran zu denken brauche, mich zu wecken, morgen würde ich auf keinen Fall die Fahrt antreten. Als ich um 6 Uhr erwachte, hörte ich, daß der Sturm nachgelassen hatte, und das Wetter schien auch klar zu sein. Ich stand schnell auf, um mich von den Witterungsverhältnissen zu überzeugen und fand, daß sie sich einigermaßen günstig stellten, obwohl das Thermometer 25° zeigte und das Barometer nur auf 740 mm stand. Wir hatten indes so oft bei niedrigem Barometerstand gutes und bei hohem schlechtes Wetter gehabt, daß ich es fast für meine Pflicht hielt, die Gelegenheit nicht unbenutzt zu lassen. Als sich das Wetter nach einer Stunde noch mehr gebessert hatte, schwankte ich nicht länger, sondern weckte Jonassen und begann schleunigst mein Gepäck zu ordnen.

Noch ehe wir uns indes auf den Weg gemacht hatten, türmten sich an allen Ecken Wolken auf, und der Haddington-Felsen hüllte sich in Nebel. Eigentlich hätte man sich hierdurch sollen warnen lassen; da wir nun aber so weit mit der Ausführung eines Beschlusses gekommen waren, erschien es mir wenig angenehm, ihn wieder zu ändern.

Es war meine Absicht, zuerst bis zur Locher-Insel zu gelangen, wo wir Schutz zu finden hofften, selbst wenn uns ein Sturm überraschen sollte.



Die Schlittenfahrt beginnt.

Von dort sollte der Marsch an Kap Forster vorüber fortgesetzt werden, das Depot bei Kap Hamilton wollten wir dagegen nicht berühren, es sollte als Reserve liegen bleiben für den Fall, daß das Eis auf dem Sund aufbrach.

Auf dem harten, glatten Eis in der Nähe der Station ging der Marsch schnell von statten, und ohne Schwierigkeiten konnte einer von uns auf der Last fahren, während der andere voranging und den Kurs angab. Hinter Kap Hamilton verschlechterte sich das Eis, es war mit einer mehrere Zentimeter dicken, oben gefrorenen Schneeschicht bedeckt. Die Kruste war jedoch so dünn, daß die Menschen, Hunde und Schlitten hindurch sanken. Die Wunde an Suggens Fuß brach wieder auf, infolge der beständigen Reibung gegen die Kante der Schneekruste, und das arme Tier hinterließ deutliche Blutspuren im Schnee. Im übrigen hatte ein beißender Südwestwind angefangen, uns gerade ins Gesicht zu wehen. Jetzt war keine Rede mehr davon, auf dem Schlitten zu sitzen, im Gegenteil, wir mußten den Hunden helfen. Dank den Schneeschuhen konnten wir uns einigermaßen leicht vorwärtsbewegen, und schon um 6 Uhr schlugen wir unser Lager am Fuße einer mächtigen Schneeschanze auf, die sich an der Nordseite der Locher-Insel angesammelt hatte.

Gleich nach 11 Uhr, als wir eben eingeschlafen waren, hörten wir einen brausenden Laut, zuerst aus weiter Ferne, dann immer näherkommend, und ehe wir uns versahen, sauste der Sturm über uns dahin. Er kam in Stößen, die das Zelt erschütterten und Massen von Schnee vor sich hertrieben, wovon wir unser reichliches Teil durch die Zeltöffnung abbekamen. Am nächsten Morgen waren die Ausichten so schlecht wie nur möglich, von einem Verlassen des Lagerplatzes konnte keine Rede sein.

Der Tag ging langsam dahin, war im übrigen aber ganz gemächlich, da es ja zu Anfang einer Fahrt immer viel zu bereden gibt. Aber wir hatten einen schlechten Zeltplatz gewählt; in dem Schnee unter dem Schlaffack bildete sich allmählich eine tiefe Grube, in die wir beide hinabsanken, einander gegenseitig drängend. Die Nacht wurde insolge dessen recht unbehaglich, und trotz der Kälte war es uns viel zu warm in dem zugestopften Schlaffack. In der Schwierigkeit, während der Nacht hinreichend Luft zu bekommen, ohne seinen Kameraden zu stören oder ihm Unbequemlichkeiten zu verursachen, liegt meiner Meinung nach der größte Nachteil dieser für mehrere Personen berechneten Schlaffäcke.

Wir hatten gehofft, daß sich das Wetter bessern würde, aber der nächste Tag, der erste Oktober, wurde in dieser Beziehung fast noch schlimmer.

Die Luft war infolge des Schneegestöbers ganz undurchdringlich, und der Wind kam mit gewaltigen Stößen, zwischen denen regelmäßig eine unheimliche, fast erstickende Ruhe eintrat, eine Ruhe, wie mitten in einem Zyklon, während der man doch von weitem ununterbrochen das rhythmische Brausen des Sturmes vernahm, das an einen Wasserfall oder an die Brandung eines sturmerregten Meeres erinnerte. Wir mußten also ruhig im Schlaffack liegen bleiben. Späterhin am Tage kochten wir unser Mittagessen und versuchten dann, auszufegen und im Zelt ein wenig aufzuräumen, um es so gemütlich wie möglich zu machen.

Wir hatten uns wieder hingelegt und lauschten dem Sturm, dessen Stöße ungewöhnlich heftig waren, als ganz plötzlich, ohne vorhergehende Warnung, ein toller Stoß das ganze Zelt über unsern Köpfen zusammenwarf. Die Öse an der hinteren Zeltstange war losgerissen, wodurch das Zelttuch mehrere Löcher bekommen hatte. Ohne Rock und Schuhe anzuziehen, was unflug genug war, und auch ohne Fausthandschuhe eilte ich hinaus und löste die Stange, während Jonassen von innen Anstalten traf, um die Löcher notdürftig zusammenzunähen. Es war fürchterlich draußen im Sturm; wie kalt es war, weiß ich nicht, — auf der Station zeigte das Thermometer an diesem Tage — 25°, und der Wind wehte so heftig, daß man sich kaum auf den Beinen halten konnte. Die Schäden an dem Zelt waren recht beträchtlich; aber glücklicherweise gelang es uns, es soweit wieder instandzusetzen, daß wir uns in unsern Schlaffack legen konnten; die eine Stange mußten wir freilich herunternehmen und den vorderen Teil herablassen und zum Teil mit Schnee belasten.

Unter diesen Verhältnissen hielten wir es für ratsam, nach der Station zurückzukehren, ehe wir die Fahrt fortsetzten. Es erschien uns auch vorteilhaft, die Vorräte zu ersetzen, die wir während dieser Tage ohne Nutzen verbraucht hatten. Die Hauptsache aber war, daß der Schaden am Zelt ausgebessert werden mußte, nicht nur die notdürftig zugenähten Löcher, sondern auch die eine Bambusstange, die eingeknickt war. Außerdem waren alle unsere Sachen feucht geworden und steif gefroren infolge des vielen Schnees, der in das Zelt hineingeweht war.

Die Nacht mußten wir freilich noch hier bleiben. Als es uns am nächsten Morgen gelungen war, uns aus dem Zelt herauszuarbeiten, das jetzt fast ganz im Schnee begraben lag, fanden wir das Wetter bedeutend besser, wenn auch noch keineswegs einladend zu einem so langen Marsch. Indessen klärte es sich gegen Mittag auf, und nun begaben wir uns auf die Wanderung. Wir hinterließen den größten Teil der Ausrüstung in einem größeren Depot, wodurch unser Schlitten leicht zu ziehen war.

Auf diese Weise ging es schnell heimwärts, und als wir an die alten Spuren in der Nähe der Station gelangten, konnten wir beide aufsitzen und mit dem Schlitten fahren. In $3\frac{1}{2}$ Stunden legten wir auf diese Weise die Strecke von fast 30 km zurück, die uns von unseren Kameraden trennte. Ekelöf war der erste, der uns begegnete und fragte, ob uns ein Unglück zugestoßen sei. Bald war alles erklärt, und nachdem wir für unser Gepäck Sorge getragen hatten, reichten wir uns schnell wieder in die alte Ordnung ein. Ein wenig ärgerlich war es uns, daß unsere so lange vorbereitete Expedition ein so jammervolles Ende gefunden hatte, aber wir redeten nicht viel darüber und nahmen uns vor, daß die Verzögerung nicht lange währen sollte. Schon im Laufe des folgenden Tages konnten wir alle erforderlichen Arbeiten erledigen. Ich übernahm am folgenden Tage die Nachtwache, um mein Tagebuch fertig zu schreiben, in dem unter anderem folgende Reflexion zu lesen war: So unsicher wie in dieser Zeit habe ich mich selten gefühlt, und es war vielleicht ein Glück, daß das Unwetter kam und mir die Entscheidung über den Kopf hinwegnahm.

Während der Nacht nahm der Westwind noch an Stärke zu, aber da wir den Wind im Rücken hatten und die Temperatur sich in der Nähe des Gefrierpunktes hielt, mußten wir doch wohl aufbrechen, um, ehe ein Umschlag in der Witterung eintrat, so weit wie möglich hinausgelangt zu sein; als nun obendrein gegen Morgen Windstille eintrat, war denn auch keine Rede mehr von Warten. Niemand gab uns das Geleit auf den Weg, kein feierlicher Abschied bezeichnete den Anfang der denkwürdigsten Schlittenfahrt, die auf der ganzen Expedition gemacht wurde.

Das Gepäck war leicht, und wir brauchten uns nicht zu beeilen, um die Vöcker-Insel zu erreichen, wo wir auf alle Fälle die Nacht zubringen wollten. Wir schlugen unser Lager ein wenig von der Stelle entfernt auf, wo wir kürzlich so unangenehme Stunden verlebt hatten. Ich fand noch Zeit, eine Serie von Messungen an dem Vorgebirge vorzunehmen. Rings um mich her schwebten Scharen von Eissturmvögeln, die ihre Nester oben auf der steilen, dunklen Basaltwand haben. Ununterbrochen hörte man ihre gurrenden, beinahe krächzenden Töne, die ungewöhnlich hart sind für einen so kleinen und dem Aussehen nach so ätherischen Vogel.

Am nächsten Morgen hatten wir Nebel und Schnee mit schwachem Wind aus Südwesten. Wir konnten uns aber ohne Gefahr auf den Weg machen.

Allmählich kamen wir nach Kap Forster und bogen um das Vorgebirge in die großartige Bucht ein, die wir gerade vor einem Jahr zum ersten Male gesehen hatten. Auf den schwarzen Bergvorsprung hatte

die Sonne sehr stark eingewirkt. Aller Schnee war hier geschmolzen und das Eis blau spiegelblank. Wir kamen über viele große Spalten und sahen eine ganze Herde von Seehunden, beinahe mehr als ich überhaupt seit Verlassen des Schiffes gesehen hatte. Wir sollten später im Kanal noch mehrere ähnliche Scharen antreffen. Eine langgestreckte Bucht schneidet nach Osten zu in das Land ein, eine eigentümliche Bergwand, schmal und zackig, läuft bis an den Strand hinab.

Draußen vor der Bucht lagen Unmengen von Eisblöcken, die in das Meereis eingefroren waren. Sie stammen wahrscheinlich von dem Gletscher drinnen, und es war sehr beschwerlich, sich mit dem Schlitten einen Weg hindurchzubahnen. Wir wählten einen guten Lagerplatz und blieben die Nacht zwischen diesen Eisblöcken liegen. Ganz in unserer Nähe lagen einige Seehunde. Wir töteten ein Junges zur Speise für uns und die Hunde. Die Nacht sollte indes unruhig werden, wie es stets ist, wenn die grönländischen Hunde Seehunde antreffen. Stunde auf Stunde hörten wir ihr Geklaff draußen auf dem Eise, untermischt mit dem klagenden Geheul der Mutter des getöteten Jungen, die allmählich an unser Zelt herangetrochen kam.

Statt die folgenden Tage eingehend zu schildern, will ich hier einige Auszüge aus meinem Tagebuch wiedergeben.

Den 6. Oktober. Der Tag begann trübe und windig, besserte sich dann aber und ist im ganzen brillant gewesen. Das Eis war gut, aber ganz anders wie wir es auf der vorjährigen Schlittenfahrt kennen gelernt haben; wir sind über eine Menge Spalten und Unebenheiten, auch über tiefe Einsenkungen mit Wällen an beiden Seiten glücklich hinweggelangt. Daß es Meereis ist, sieht man an den Seehunden, die wir hier und da treffen, die Unebenheiten stehen vielleicht damit in Zusammenhang, daß das Eis nicht so alt ist, wie das, welches wir weiter südlich passiert haben. Nie werde ich das großartige Panorama vergessen, von dem wir hier umgeben waren. Erst jetzt kann man sehen, welch weit ausgedehntes Wassergebiet wir entdeckt haben, mag es nun eine Bucht sein oder ein Sund. Man merkt, daß sich die Ufer allmählich einander nähern. Das Land auf unserer westlichen Seite, die Fortsetzung von König Oskar-Land, besteht aus einem hohen, zusammenhängenden Eisplateau, das deutlicher hervortritt, je weiter man sich davon entfernt. Davor liegen wilde Zacken und Rämme, auch isolierte Spitzen, oft von sehr regelmäßiger Pyramidenform.

Den 8. Oktober. Volle zwei Tage haben wir hier liegen müssen. Das Wetter kann nicht eigentlich schlecht genannt werden; aber wir haben

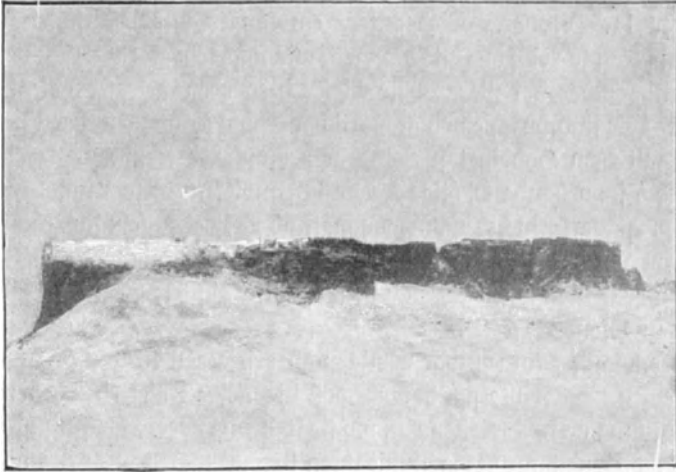
zu viel Wind und Nebel, um unsere Wanderung fortzusetzen, solange es nicht unbedingt nötig ist. Einige kleinere Ausflüge habe ich aber machen können. Es war interessant, auch hier einen Sandstein mit Pflanzenüberresten zu finden, obwohl diese leider ganz unbestimmbar sind.

Den 9. Oktober. Der Tag begann mit einem kleinen Abenteuer, keiner der Hunde war sichtbar, als wir am Morgen hinaus kamen. Sie hatten Jonassen gestern Abend auf einer kleinen Wanderung nach Norden zu begleitet und waren dort sehr in Anspruch genommen durch einige Seehunde, weswegen wir die Vermutung hegten, daß sie jetzt den Platz wieder aufgesucht hatten. Es blieb nichts weiter übrig, als daß sich Jonassen dorthin begab, um sie zu suchen, während ich eine Ortsbestimmung machte und einige andere Arbeiten vornahm. Gegen 12 Uhr kamen die Ausreißer zurück, und nun konnten wir unsern Marsch antreten. Jonassen wie auch die Hunde waren anfangs schlechter Laune nach dieser Promenade, und Kurre richtete allerlei Unheil an, indem er erst Suggens Zügel und dann seinen eigenen durchbiß, was eine bedeutende Unterbrechung unseres Marsches zur Folge hatte. Seither aber ist der Tag um so vorzüglicher gewesen. In der Sonne war die Wärme so drückend, wie ich es in diesen Gegenden kaum je empfunden habe. Ich schnallte meine Schneeschuhe an, denn es lag eine Menge Schnee auf dem Eise. Die Augen wurden durch den blendenden Schnee sehr angegriffen, und ich mußte sie irgendwie schützen; bei dieser Witterung war es fast am vorteilhaftesten, sich einer nur aus einem feinen Netz bestehenden Brille zu bedienen. Wir kamen an einer vorspringenden Halbinsel nach der anderen vorüber, die durch Buchten getrennt sind und in vereinzelt Fällen in eine niedrige Landzunge auslaufen. Auch die geologischen Verhältnisse sind interessant, es wurde mir sofort klar, daß ich hier noch verweilen und sie genauer untersuchen muß, ehe wir diese Gegend verlassen.

Wir nahmen den Kurs auf eine kleine, eigentümlich geformte, fast halbkugelförmige Insel, die stark an die Rosamel-Insel erinnerte. Das Eis war teilweise ganz ausgezeichnet, aber vor jedem Einschnitt zog sich eine der uns jetzt wohlbekannten Reihen von Eisblöcken hin. Schließlich sahen wir das Festland in eine lange, nur 10—20 m hohe Landzunge auslaufen, und hier schlugen wir am Abend unser Lager hinter einer hohen Eiszanze auf. Hier fanden wir auch eine ungewöhnliche Menge teilweise recht großer Eisberge, sowie die Splitter von Eisbergen.

Der Abend war ebenso schön, wie es der Tag gewesen war, er schenkte mir eine der stimmungsvollsten Stunden, die ich seit langer Zeit erlebt hatte. Im Westen und im Norden breitete sich das großartige König

Oskar-Land in der magischen Beleuchtung der Abenddämmerung aus, mit seinen riesenhaften, weißschimmernden Gletschermassen, seinen kühnen Rämmen und Spitzen, die freilich in der Regel sehr hoch, dafür aber steil und eigentümlich geformt sind. Dort würde ein Alpinist eine Lebensaufgabe finden! Viele von den Felsen liegen isoliert, heute aber fügen sie sich zu einer hohen, abschließenden Bergwand zusammen. Im Nordosten erhebt sich die sonderbare, schwarze, rundliche Insel, die ich eben erwähnt habe, und dann folgt ein langes Vorgebirge, das einzige, was



Kap Lagrelius.

jetzt die Aussicht nach der Richtung hin verschließt, wo die Frage entschieden werden kann, ob dies ein Sund ist oder nicht. Im Osten breitet sich das Land aus, dessen Küste wir so lange gefolgt sind, mit seinen vielfarbigen, lotrechten Felsabhängen, wie ich sie ähnlich nur in Grönland gesehen habe. Rings um mich her Eisberge und Eiszanzen, bald massive, burgartige Bierede, bald durchbrochene und bogenförmige Gewölbe, ein zuckerhutähnlich geformter Pfeiler, blau und weiß glitzernd, der aus der blendend weißen Decke des tiefen, frisch gefallenen Schnees aufragt. Und hoch über dem allen wölbt sich der funkelnde Sternenhimmel.

Ich entfernte mich eine Strecke vom Zelt, um mit der Natur allein zu sein. Alles um mich her war so still und friedlich, während ich ein Bild betrachtete, das, wie ich glaubte, noch bisher von keines Menschen Auge erblickt worden war. Ich ahnte ja in dieser Stunde nicht, daß in einer Entfernung von einem Tagemarsche andere Menschen vielleicht um

eben dieselbe Zeit die vor uns liegende Landschaft betrachteten, die ich für die allerunbekannteste in der ganzen Welt hielt. Ein einziger Schritt um die Ecke des Eisberges führte mich wieder unserm Zelt entgegen, das dort so still im Sternenlicht stand, bewacht von den schlafenden Hund-
den, mitten in der öden Natur die Zivilisation und Kultur vertretend, aber auch in den Frieden und die Harmonie ein wenig von dem Un-
frieden hineintragend, der unzertrennlich von menschlichem Verkehr zu sein scheint. Ja Friede liegt freilich nicht immer über dieser Natur, das wissen wir alle!

Den 11. Oktober. Wieder liegt ein langer guter Marschtag hinter uns, ein Tag so reich an Entdeckungen, wie noch kein zweiter. Das Rätsel, das bisher über der Geographie dieser Gegenden gelegen hat, ist jetzt gelöst. Wir sind durch einen großartigen Kanal gekommen, der die große Insel mit dem Haddington-Berge vom Festlande trennt. Die einzige, jetzt noch schwebende wichtige Frage ist, inwiefern dieser Kanal mit der Sidney Herbert-Bucht zusammenhängt, ob es zwei Inseln sind, an denen wir jetzt vorübergekommen sind. Letzteres scheint nicht ausgeschlossen, und ich hege die Hoffnung, auch dieses Rätsel auf der nächsten Schlittenfahrt zu lösen.

Der nächste Morgen war neblig, und erst gegen 10 Uhr konnten wir aufbrechen. Es stellte sich heraus, daß die kleine Insel eine bedeutende Ausdehnung nach Nordosten hat, wo sie steil zum Meere abfällt und einen äußerst wilden Eindruck macht mit ihren turmähnlichen Klippen und ihrer dunkeln Basaltfarbe, unterbrochen von roten, unregelmäßigen Flecken. Die Nordküste der großen Insel sah ähnlich aus wie die Partien, die wir bisher durchzogen hatten, mit zahlreichen Buchten und verhältnismäßig abfallenden Felsabhängen, die oft in leuchtenden Farben spielten.

Das Eis war uneben und voll zahlreicher, kleiner, eingefrorener Eisblöcke. Ich hatte keinen bestimmten Plan in bezug auf die passendste Marschrichtung, hielt mich zu Anfang so nördlich wie möglich, ging dann eine Weile auf die am weitesten im Süden sichtbare äußerste Landzunge zu, wo ich glaubte, daß Kap Gordon liegen müsse, und bog schließlich definitiv nach einer mitten im Sund belegenen hohen Insel ab. Daß nach Osten zu das Meer offen vor uns lag, konnten wir schon jetzt sehen. Während des Nachmittags kamen wir über eine schmale, tief eingeschnittene Bucht, und nun lag der Haddington-Berg in seiner ganzen großartigen Pracht im Hintergrunde sichtbar da. Nach einem sehr schnellen Marsch kamen wir gegen 7 Uhr nach der oben genannten Insel, einem hohen, völlig senkrechten Felsen aus rotem Luff mit unregelmäßigen,

schmalen Basaltgängen. Eissturmbögel und Möwen flogen in Scharen um unsern Lagerplatz zwischen den Eisklippen, wo wir nun zum letzten Male eine Nacht für uns allein verbringen sollten.

Der 12. Oktober brach, wie alle die vorhergehenden Tage, mit Nebel an, aber es war nicht schwer zu sehen, daß die kräftigen Strahlen der Sonne ihn bald zerteilen würden. Jonassen bereitete das Frühstück, während ich mich so schnell wie möglich nach der Insel begab, wo ich ein paar Stunden in den steilen Strandklippen umherkletterte und Proben von dem roten Tuff und von den zahlreichen Blöcken unbekanntes, größtenteils granitischen Gesteins einsammelte, das schwimmende Treibeisstücke am Strande abgesetzt hatten.

Als meine Arbeit beendet war, suchte ich mir zwischen den mächtigen Schraubeistälern am Strande hindurch einen Weg nach dem Lagerplatz, wo das Frühstück schon lange auf mich gewartet hatte. Jonassen hatte währenddessen alles für die Abfahrt vorbereitet.

Als wir so beim Kaffee saßen und unsern Pemmikan dazu aßen, kam das Gespräch darauf, wie wir den noch übrigen Teil der Fahrt am besten anordnen könnten. Nördlich von uns in nächster Nähe lag die Südküste des Ludwig Philipp-Landes, aber dorthin zu gehen, lag keine Veranlassung vor; falls die Fahrt nicht noch ausgedehnt werden sollte, war die Paulet-Insel das Ziel, das ich zu erreichen wünschte. Soweit man in dieser Richtung sehen konnte, lag das Eis eben und ungebrochen, nur einige dünne, dunkle Wolkenstreifen im Osten verrieten, daß man weiterhin auf Gebiete mit offenem Wasser stoßen würde.

Ich selbst hatte große Lust weiterzugehen, und auch Jonassen war keineswegs abgeneigt. Das erträumte Depot der „Antarktik“ lag ihm sehr im Sinn, wohl hauptsächlich weil er hoffte, darin einen guten Vorrat an Tabak zu finden. Niemand hatte mehr als er dieses Genußmittel entbehrt, und auf die unsichere Aussicht hin, diesem Mangel abzuhelpfen, trug er jetzt keine Bedenken, sein Leben aufs Spiel zu setzen.

Unser Proviant war nicht so geplündert, daß dies ein Hindernis gewesen wäre, die Fahrt fortzusetzen, und ich weiß wirklich nicht, wie mein Entschluß ausgefallen wäre, wenn mich nicht das warme Wetter und der viele nördliche Wind bedenklich gemacht hätten. Mich aufs Ungewisse weit vom Lande ab zu begeben, ohne auch nur ein Kanoe zur Hand zu haben, war ein Risiko, das in keinem Verhältnis zu dem stand, was wir da draußen zu gewinnen hofften. Wenigstens mußten wir, ehe die Frage entschieden wurde, erst die Beschaffenheit des Eises weiter südlich studieren, und deshalb hielt ich es für das Vorteilhafteste, wenn

wir unsern Kurs nach dem südlich von unserm jetzigen Lagerplatz gelegenen Lande richteten, von wo aus man bei Kap Corry oder Kap Gordon auf eine freie Aussicht rechnen konnte.

Es war anzunehmen, daß die in Frage kommende Küste keine große Ähnlichkeit mit den bereits vorhandenen Karten aufweisen würde, und wo die erwähnten Vorgebirge lagen, wußte ich noch nicht. Aber in nicht sehr großer Entfernung bemerkte ich eine vorspringende, dunkle, deutlich erkennbare Spitze, die jedesmal, wenn ich meine Blicke darauf richtete, meine besondere Aufmerksamkeit auf sich zog. Es war, als habe mir eine innere Ahnung gesagt, daß gerade dort etwas Merkwürdiges unser harre. Ohne damit unsere Rückfahrt als definitiv angetreten zu betrachten, beschloß ich, zuerst auf diese Landzunge loszusteuern und dann weiterzugehen, bis ich mir eine klare Vorstellung von den Eisverhältnissen in der Erebsbucht machen konnte.

Nun wurden schnell die Kochgerätschaften und der übriggebliebene Proviant auf den Schlitten gepackt, und der kleine Trupp setzte sich in Bewegung. Das Eis war eben, nur hin und wieder mußten wir um der eingefrorenen Eisberge willen unseren Kurs verändern. Wir befolgten wieder unsere gewohnte Marschordnung, ich voran, entweder auf Schneeschuhen oder noch häufiger zu Fuß in kurzem Galopp, Jonassen mit dem Schlitten hinterdrein, den er, wenn das Eis schlecht war, mitziehen mußte, während er sich oft auch wieder während langer Strecken darauffsetzen und fahren konnte. Beim Marsch kann man nicht sprechen, und wenn wir Halt machten, um uns auszuruhen, war ich in der Regel durch Aufzeichnungen und Vermessen der Winkel zwischen den hervorragendsten Punkten mit dem Sextanten in Anspruch genommen. Wir näherten uns dem südlichen Ufer, das hoch und steil aufragt, unten aus Tuff mit stark überhängender Schichtung bestehend, während oben einige völlig horizontale Bänke aus vulkanischem Gestein hervortreten. Wir machten eine unserer gewöhnlichen kleinen Pausen; am Strande lag eine Herde von Seehunden, mindestens 20 an der Zahl, aber ich hatte jetzt keine Zeit, mich damit zu beschäftigen. Jonassen hatte die Unterhaltung von heute Morgen noch nicht vergessen, und auf die Klippen vor uns zeigend sagte er: „Es ist doch wohl nicht möglich, daß da drinnen am Strande ein Depot liegt?“ ein Gedanke, den ich mit einer scherzhaften Äußerung abwies.

Übermals setzten wir unseren Marsch fort und langten bald an dem erwähnten Vorgebirge an. Es wollte mir fast scheinen, als ob drinnen ein paar schwarze Gegenstände von ungewöhnlichem Aussehen auf-

tauchten; aber ich dachte nicht weiter darüber nach, in der Meinung, daß es einige vom Abhang herabgestürzte Steine seien. Da fragte Jonassen plötzlich: „Was ist das da am Ufer eigentlich, was so sonderbar aussieht?“ Ich warf einen Blick nach dem Ufer hinüber und antwortete: „Ja, es sieht allerdings aus wie Menschen, aber es sind natürlich keine, vielleicht sind es ein paar Pinguine“, und ohne weiteres setzte ich den Marsch fort. Jonassen entgegnete jedoch schnell: „Wollen wir nicht lieber Halt machen, damit der Herr Doktor nachsehen können, was es ist?“ Zum dritten Male betrachtete ich die erwähnten Gegenstände, — sie sahen wirklich ganz sonderbar aus und eine Ahnung sagte mir, daß hier etwas von Bedeutung vorgehe. Ich machte Halt und ging an den Schlitten, um das Fernrohr hervorzuholen. Die Hand zitterte mir ein wenig, als ich es vor die Augen hielt, und dies Zittern nahm zu, als ich mich auf den ersten Blick davon überzeugte, daß es wirklich Menschen waren. Ob es zwei oder drei waren, was sie bei sich hatten oder was sie taten, an der gleichen Einzelheiten dachte ich gar nicht.

Schnell packte ich das Fernrohr wieder ein, der Schlitten wurde gewendet und im Galopp steuerten wir auf das Land zu. Ich befand mich in der heftigsten Erregung und konnte kaum einen klaren Gedanken fassen. Vielleicht waren es einige der Kameraden von der Station, was sich nur durch einen eingetretenen größeren Unglücksfall hätte erklären lassen, aber viel glaubhafter noch erschien es mir, daß die „Antarktik“ zurückgekehrt sei und Leute ausgesandt habe, um uns zu suchen oder vielmehr sich nach der Station zu begeben.

Wir kamen einander schnell näher. Jetzt wurde es uns klar, daß es zwei Menschen waren, die uns auf Schneeschuhen entgegenteilten. Bald vernahmen wir einen schwachen Ruf, den ich deutlich als ein „Hurra“ auffaßte. Ich selber antwortete nicht darauf, denn die Sache erschien mir noch zu rätselhaft. Soviel konnte ich jetzt unterscheiden, daß es ein paar wunderliche Gestalten waren, die sich uns näherten. Freilich waren wir hier unten lange abgesperrt gewesen, aber so völlig konnte sich doch die Welt nicht verändert haben, so gründlich konnte mich die Erinnerung an die ganze Umgebung, in der ich einst gelebt, nicht verlassen haben, daß diese beiden Menschen wirklich Wesen derselben Art waren, wie die, die einst meine Begleiter an Bord der „Antarktik“ waren. Auch die Hunde schienen zu begreifen, daß etwas Merkwürdiges bevorstand; sie rannten wie nie zuvor. Jonassen rief mir etwas zu, was ich nicht verstand, hinterher erzählte er mir, er habe gefragt, ob ich nicht der Sicherheit

halber den Revolver herausholen wolle, um auf alle Möglichkeit vorbereitet zu sein.

Das Gefühl der Furcht, wie jeder klare Gedanke lagen mir in diesem Augenblick völlig fern, ich war ganz davon in Anspruch genommen, die uns Entgegenkommenden anzustarren. Denn was sah ich wohl vor mir? Zwei Männer, schwarz wie Ruß, von Kopf zu Fuß mit schwarzen Kleidern, schwarzen Gesichtern und hohen schwarzen Mützen, die bei Jonassen und mir den Gedanken an Zylinder erweckten; die Augen, die mit eigentümlichen Holzfutteralen bedeckt waren, schlossen sich der schwarzen Gesichtsfarbe so genau an, daß das Ganze an eine Art seidener Maske mit hölzernen Öffnungen für die Augen erinnerte. Nie zuvor hatte ich einer solchen Mischung von Zivilisation und dem äußersten denkbaren Grad von Verwilderung gegenübergestanden, mein Mutmaßungsvermögen stand still, als ich mich bemühte, ausfindig zu machen, was für eine Art Menschen dies sein könnte. Jonassens eben angeführter Vorschlag beruhte auf der Vorstellung, daß die Erscheinungen einem unbekanntem antarktischen Naturvolk angehören könnten. Ich selber neigte wohl am meisten zu dem Glauben, daß wir es hier mit den Mitgliedern einer ausländischen Expedition, etwa der Bruce'schen, zu tun hätten, die sich einer hypermodernen Ausrüstung bedienten, verschieden von allem, wovon die Welt sich bei meiner Abreise hatte träumen lassen, oder daß wir Gegenstand eines unerklärlichen Maskeradescherzes seien. Endlich stand ich den rätselhaften Männern von Angesicht zu Angesicht gegenüber, während Jonassen mit den Hunden ein klein wenig zurückblieb. Sie reichten mir die Hand mit einem herzlichen „Guten Tag! Guten Tag!“ in reinstem Schwedisch. — „Guten Tag! Guten Tag!“ lautete meine Antwort. — „Hast du etwas vom Schiff gehört?“ — „Nein.“ — „Ja, wir auch nicht! Wie steht es auf der Station?“ — „Gut, ausgezeichnet in jeder Beziehung.“ — Nun folgte eine kurze Pause, während der mein Gehirn arbeitete, ohne daß es mir jedoch gelang, mir eine klare Auffassung von der Situation zu bilden. Es waren Mitglieder der „Antarktis“-Expedition, und doch wußten sie nichts von dem Schiff. Von der Winterstation kamen sie nicht, warum aber waren sie denn hier? Das Nächstliegende war, an einen Schiffbruch zu denken, warum aber fragen sie nach dem Schiff? Immer mehr drängte sich mir die dunkle Vorstellung auf, daß ich mich vor allen Dingen vergewissern müsse, ob dies sonderbare Abenteuer Wirklichkeit sei, oder nur ein Traum. Wer sie waren, daran dachte ich eigentlich gar nicht, für mich handelte es sich nur um die Frage, warum waren sie hier?

Es währte jedoch nicht lange, bis die Erklärung kam. „Ja, wir versuchten im vergangenen Sommer bis zu euch vorzubringen, aber es gelang uns nicht; wir hatten darauf gerechnet, von der „Antarktis“ abgeholt zu werden, mußten aber den Winter in einer steinernen Hütte nördlich von hier zubringen und befinden uns jetzt auf dem Wege nach der Station.“ Jetzt hatte ich also den Zusammenhang erfahren, war aber noch so in Anspruch genommen von dem Gedanken an dies sonderbare Zusammentreffen, daß ich kaum wußte, was ich antworten sollte, als derjenige, der hauptsächlich das Wort führte, bemerkte: „Aber du kennst mich gewiß nicht wieder!“ — „Nein, allerdings weiß ich nicht recht —“ „Ich bin Dufe und das ist Gunnar Andersson.“

So war denn das Rätsel gelöst, und ich stand wieder in der Mitte der Wirklichkeit, die wunderbarer war als alles, was meine Phantasie hätte erdichten können. Wie unzählige Male hatte mir nicht während der vergangenen Jahre im Wachen wie im Traum eine erste Begegnung mit Personen aus der Außenwelt vorgezeichnet! Ich hatte mir überlegt, welche Fragen ich zuerst stellen sollte, ich hatte darüber nachgedacht, ob man einen großen Unterschied in unserem Aussehen und Auftreten würde bemerken können, wenn wir zum ersten Male wieder mit Menschen in Berührung kamen. Wie anders hatte sich nun nicht alles gestaltet? Hier war ich der Zivilisierte, und diese Männer waren Wilde; dem Aussehen nach erinnerten sie an australische Neger oder einen andern niedrig stehenden Völkerschlag. Auch wirkten natürlich die durch das Ereignis hervorgerufenen Gefühlseindrücke am stärksten auf uns; denn für die anderen lag nichts Erstaunliches in der Sache an sich, obwohl es ihnen eine erfreuliche Überraschung sein mußte, uns so bald zu begegnen.

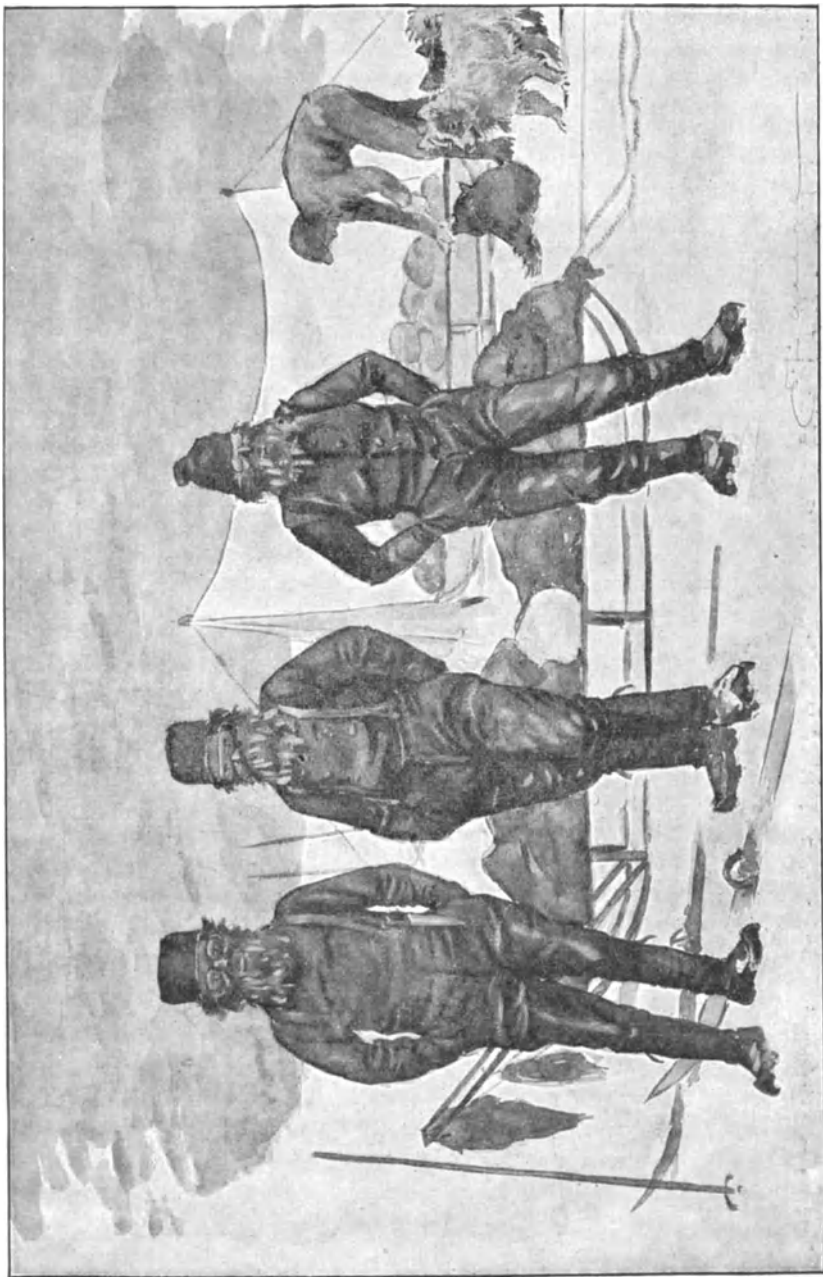
Ich weiß nicht, ob die geschilderte Szene länger währte, als nur einen kurzen Augenblick; denn von der Flüchtigkeit der Zeit hatte ich in diesem Falle nur eine sehr undeutliche Auffassung. Da war noch vielerlei zu erklären. „Grunden ist der dritte in unserm Bunde, er ist beim Schlitten und dem Zelt zurückgeblieben. Ihr kommt wohl mit uns dorthin. Er ist gerade beschäftigt, nach besten Kräften zu kochen.“ Ich selber brauchte nicht viele Fragen zu beantworten. Jetzt kam die Reihe an Jonassen. Beide gingen zu ihm heran, begrüßten ihn freundlich und begannen eine Unterhaltung mit ihm, die jedoch sofort von den Hunden unterbrochen wurde. Sie hatten die ganze Zeit unruhig ausgesehen, und jetzt auf einmal machten sie sich in wilden Sprüngen davon, ohne sich halten zu lassen. Ich mußte hinterherhinken und überließ Jonassen den Eishafen,

mit dem es ihm möglich war, die Fahrt ein wenig zu bremsen. Wir richteten den Kurs auf das am Ufer sichtbare Zelt, und im Anfang lief ich vor den Hunden her. Als sie sich dann ein wenig beruhigt hatten, kehrte ich zu den beiden Kameraden zurück, die auf ihren Schneeschuhen hinterherkamen, während Jonassen allein auf dem Schlitten weiterfuhr und in folgedessen der erste war, der Grunden begrüßte. Es währte jedoch nicht lange, bis auch wir an Ort und Stelle waren und mit unverhohlener Freude von dem fünften in dieser unerwartet zusammengetroffenen Gesellschaft willkommen geheißen wurden.

Die Hunde und den Schlitten sich selbst überlassend, vergaßen wir eine Weile alles um uns her, um dem wunderbaren Märchen zu lauschen, das unsere Freunde uns erzählten. Da sich die Eisverhältnisse im vorigen Sommer als so schwierig erwiesen, daß man befürchten mußte, das Schiff werde unsere Winterstation nicht erreichen, waren die drei Kameraden am 29. Dezember von der „Antarktik“ aufgebrochen, um mit einem Schlitten über das Eis Verbindung mit uns zu erlangen.

Selbst auf diese Weise erwies sich ein Vordringen als unmöglich, weswegen sie nach ihrem Ausgangspunkt zurückkehren mußten, wo sie vergeblich auf die Rückkehr der „Antarktik“ warteten. Anfang März waren sie in eine aus Steinen errichtete Winterhütte gezogen. Ihr Proviant war für neun Mann auf zwei Monate berechnet, aber den ganzen Winter hatten sie sich hauptsächlich von Seehund- und Pinguinfleisch ernährt und den Speck als Brennmaterial verwendet. Glücklicherweise hatten sie keinen Mangel an dieser Nahrung gelitten, im übrigen aber hatten sie unter solchen Verhältnissen gelebt, daß wir, die wir wahrhaftig nicht verwöhnt waren, oder es zu sein glaubten, uns mit Staunen fragten, wie so etwas möglich sei. Auf lange, lange Zeit war das einzige Gefühl, das sich in meinem Innern regte, Mitleid mit diesen Männern, die um unserer willen so viel hatten erdulden müssen.

Erst allmählich fingen wir an, Fragen in bezug auf die Außenwelt zu stellen; denn obwohl diese Männer mehr leiden müssen als wir, so konnten sie uns doch über die Ereignisse eines ganzen Jahres berichten, abgesehen von dem, was sie hier unten erlebt hatten, und zum ersten Male seit langer Zeit drang ein Hauch des Lebens draußen unter den Menschen bis zu uns. Die Beendigung des Burenkrieges, Solas Tod, der Vorschlag der Stimmberechtigung im schwedischen Reichstag, der Vergleich zwischen Argentinien und Chile, Sven Hedins Rückkehr und das Mißlingen der Baldwin-Expedition, das waren einige von den



Wir richteten unter Zelt neben dem Schlitten auf.

Neuigkeiten, die mir jetzt zu hören bekamen. Erst viel später wagte ich eine schüchterne Frage, ob sie irgend welche Nachrichten von meinen nächsten Angehörigen gehabt hätten.

Wir beschloffen, die Nacht hier beim „Vorgebirge des glücklichen Wiedersehens“ zu verweilen. Die Hunde wurden abgeschirrt, unser Zelt neben dem anderen aufgeschlagen, die von mir mitgenommene schwedische Flagge gehißt, und dann verzehrten wir unser erstes gemeinsames Mahl, das Grunden bereitet hatte. Es bestand hauptsächlich aus Konserven und die rußschwarze Farbe der Zuckerstücke zu unserm Kaffee war fast das einzige, was uns daran erinnerte, daß die Zutaten zu den Gerichten, die wir aßen, nicht der Speisekammer auf der Station entnommen waren. Man zeigte uns auch eine große Dose mit Fleisch und erzählte, das sei eingemachter Pemmitan, eigens für die Fahrt bereitet aus gebratenem Seehundfleisch mit Seehundsfett zugeschmolzen. „Und das schmeckt gut, das könnt Ihr glauben!“ lautete ihr Urteil über dies Gericht. Noch war jedoch unser Vorurteil so groß, daß wir nur mit größter Vorsicht einen kleinen Bissen von dieser Leckerei zu kosten wagten.

Nach Tische machten sich Jonassen und Duse auf, um einen jungen Seehund aus der Schar zu töten, die wir am Vormittag gesehen hatten, während Gunnar, Andersson und ich ein paar Stunden in lebhafter Unterhaltung auf und niedergingen. Von ihm erfuhr ich jetzt das wichtigste, was dem Schiff zugestoßen war, ehe er es verlassen hatte; ich erhielt Kenntnis von den Eisaussichten für den kommenden Sommer, soweit sie sich beurteilen ließen an der Hand ihrer auf der Winterstation gemachten Erfahrungen, von den Anordnungen, die für unsern Entschluß getroffen waren, falls die „Antarktis“ von einem Unglück betroffen werden sollte. Ich bekam Antwort auf allerlei Fragen und erfuhr die wissenschaftlichen Ergebnisse, die sie während ihrer Überwinterung in der Steinhütte gewonnen hatten.

Auffallend war es mir indessen, daß wir einander nicht noch viel mehr zu fragen hatten, ich war gewiß überhaupt sehr still. Es waren zu viele Eindrücke, die auf einmal hereinbrachen, und wir hatten nun ja auch Zeit genug, uns über alles zu unterhalten. An diesem Tage gestaltete sich das Abendessen zu einer Festmahlzeit. Es wurde mit einem „Schnaps“ eingeleitet, den unsere Gäste uns boten, da wir selber auf diese Schlittenfahrt keine Spirituosen mitgenommen hatten, dann folgte ein vorzügliches, in Margarine gebratenes Steak von jungem Seehund, Erbsensuppe von Beauvais' guter Zubereitung, Schokolade, sowie Brot und dänische Butter. Es mundete uns allen vorzüglich, namentlich aber unsern

Gästen, und ich habe selten Menschen eine Mahlzeit so genießen sehen, wie unsere neuen Kameraden dies Abendessen.

Da unser Zelt größer war, zog Duse für die Nacht zu uns herüber. Das schwarze, mit Ruß und Schweiß völlig getränkte Bündel, das seinen Schlaffack vorstellen sollte, nahm sich sonderbar aus im Verhältnis zu unserer hellen Umgebung. Lange lagen wir noch wach und schwatzten. Duse schlief zuerst ein, ich versuchte, seinem Beispiel zu folgen, aber Jonassen war ganz aufgeregert und redete ununterbrochen. Auch die Hunde waren ungewöhnlich erregt, sie kläfften und bellten, so daß in dieser Nacht nicht viel aus dem Schlaf wurde.

Trotz der unruhigen Nacht waren wir am nächsten Morgen schon früh auf den Beinen. Nachdem sie sich den ganzen Winter der besten Gesundheit erfreut, waren Duse und Grunden bei einem starken Witterungswechsel am 7. Oktober die Füße erfroren und bedurften jetzt der Ruhe und der ärztlichen Behandlung. Schon allein aus diesem Grunde war jeder Gedanke an eine Fortsetzung der Schlittenfahrt ausgeschlossen. Dies war jetzt überflüssig, da unsere Kameraden auf ihrer Refognoszierung schon Kenntnisse von dieser Gegend eingesammelt und u. a. so nahe von Kap Gordon offenes Wasser festgestellt hatten, daß es mehr als zweifelhaft erschien, dies Vorgebirge mit den Schlitten passieren zu können. Ferner hatten sie entdeckt, daß das Land, auf dem wir uns befanden, eine Insel für sich war und daß in der Tat eine Verbindung zwischen der Sidney Herbert-Bay und der großen Bucht existierte, die ich am 11. Oktober gesehen hatte. Von hier aus hofften wir einen guten Heimweg zu finden, auch versprachen wir uns viel von der Kartenaufnahme dieser Gegenden. So beschloßen wir denn, nach der Station zurückzukehren und den Weg durch die Sidney Herbert-Bay zu nehmen.

Wir kamen ferner überein, daß wir nicht unser ganzes Gepäck mitnehmen wollten, sondern nur soviel, wie absolut notwendig war und auf den Hundeschlitten geladen werden konnte. Schon hier bei dem Lager wurden eine Menge Kleinigkeiten zurückgelassen, u. a. das gebratene Seehundfleisch; die wertvolleren Sachen beschloßen wir aber in einem ordentlichen Depot an einem geschützten Plage am Strande unterzubringen. Es war förmlich rührend, zu sehen, mit welcher Wehmut sich unsere Kameraden von den Gegenständen trennten, die während so langer Zeit ihre größten Kostbarkeiten gewesen waren; namentlich ward es ihnen schwer, den alten Schlitten zurückzulassen, der an Bord der „Antarktis“ angefertigt war und sie so treu begleitet hatte. Er war sehr

stark, aber viel zu schwer für eine solche Expedition. Von allerlei Proviantartikeln konnten wir jetzt ebenfalls eine Menge entbehren, namentlich Hundepemmilkan, wovon wir nur das allernotwendigste für die Schlittenfahrt mitnahmen.

Es währte eine ganze Zeit, bis alle Arbeiten zum Abschluß gebracht waren und wir unsern Marsch antreten konnten. Obwohl die Hunde ungefähr 350 kg zu ziehen hatten, während der andere Schlitten nur mit dem wenigen beladen war, das im Depot untergebracht werden sollte, blieb dieser schon von Anfang an zurück, und erst als wir uns seiner, sowie der darauf befindlichen Bagage entledigt hatten, ging es schneller vorwärts. Andersson, Duse und ich liefen auf Schneeschuhen voran, während Grunden und Jonassen mit dem Schlitten folgten. Das Wetter war schön und warm, das Eis einigermaßen eben. Als wir nach Süden zu in die große Bucht einbogen, trafen wir indes auf zahlreiche Eisberge und Unebenheiten. Die Hunde, namentlich die beiden, die hier unten geboren waren, fürchteten sich noch sehr vor den Neugekommenen, wandten ängstlich den Kopf ab und versuchten zu entfliehen, sobald sie sich ihnen näherten.

Lange sah es sehr unsicher aus, ob es wirklich nach Osten zu einen Durchgang von der Bucht aus gäbe. Die einzige Möglichkeit war, daß wir einen solchen hinter einer weit vorspringenden Landzunge finden würden, und bald glaubten wir, hier vordringen zu können, bald schien es, als ob dort nur ein unbedeutender Einschnitt vorhanden sei. Schließlich lief Andersson auf Schneeschuhen voraus, um zu rekonoszieren, aber auch er mußte weit laufen, ehe er durch einen Hurraruf, der für uns kaum mehr vernehmbar war, das verabredete Zeichen geben konnte, daß der Sund gefunden sei. Bald waren auch wir mit dem Schlitten an Ort und Stelle, und mit einer freien Aussicht nach Osten zu schlugen wir unser Lager auf der Schneeschanze am nördlichen Strand des Sundes auf. Es war ein großartiges Bild, das sich hier vor uns entrollte, nach Nordwesten zu der große Fjord, über den wir soeben gekommen waren, im Süden der mächtige Kolof des Haddington-Berges und im Osten der Sund, der sich in der Mitte zu einer rundlichen Bucht erweiterte, während er an der Außenseite von einer auffallend niedrigen Landzunge, sowie von Inseln und Bergen abgeschlossen wurde. Auch an diesem Abend wanderten wir noch lange plaudernd auf und nieder, aber etwas mehr Schlaf wie in der letzten Nacht bekamen wir trotzdem.

Von dem noch übrigen Teil der Schlittenfahrt lasse ich das Tagebuch erzählen.

Den 14. Oktober. Am nächsten Morgen waren wir früh fertig, wir mußten das gute Wetter, das durchaus keinen beständigen Eindruck machte, ausnutzen, so gut wir konnten. Es lag die Gefahr nahe, daß das Eis aufbrechen würde, was gerade jetzt unangenehm werden konnte, da wir eine so schwere Ausrüstung mit uns führten, auch lag uns sehr daran, nach Hause zurückzukehren, ehe die durch Frost beschädigten Füße unserer Kameraden noch mehr vernachlässigt waren. Über die innere Bucht kamen wir schnell und glatt hinweg.

Es war beschwerlich, den Schlitten über die Landzunge zu ziehen, wir mußten eine Stunde über fast schneefreien Boden fahren, so daß die Splitter von den Schlittenkufen flogen. Glücklicherweise wieder auf das Meereis hinabgekommen, sahen wir die Bucht glatt und offen vor uns liegen, und in unserer Freude, alle Schwierigkeiten überwunden zu haben, — wie wir glaubten — lagerten wir uns im Sonnenschein und kochten ein wenig Schokolade. Bald sollten wir jedoch einsehen, daß wir uns in bezug auf das, was uns bevorstand, gründlich verrechnet hatten. Der Schnee wurde immer tiefer, selbst bei Kälte würde er kaum einen so schweren Schlitten wie unsern getragen haben, aber in diesem strahlenden Sonnenschein brach alles durch die Schneedecke, und es währte nicht lange, bis wir merkten, wie schwer es schon war, unbelastet auf Schneeschuhen vorwärts zu gelangen. Nie hatte ich etwas Ähnliches in diesen Gegenden erlebt. Der Schlitten wurde in einen Schneepflug verwandelt, die Hunde sanken bis über den Bauch ein, Jonassen und Grunden mußten bis über die Knie im Schnee waten, und der Zug bewegte sich dahin wie eine Schnecke auf der Landstraße. Um unsern Transport ein wenig zu beschleunigen, schnallte sich Andersson vor den Schlitten, und Duse und ich nahmen jeder ein Ränzel auf den Rücken, während Jonassen und Grunden an einem langen Seil zogen, und doch konnte man kaum merken, daß wir vom Fleck kamen. Wir mußten jeden Gedanken, um Kap Gage herumzukommen, aufgeben, statt dessen versuchten wir, uns nahe am Ufer zu halten, doch auch da war der Weg nicht besser. Der einzige Lagerplatz, den wir wählen konnten, war schlecht genug, mit tiefem Schnee, der keinen Halt für die Zeltpfähle gab, was um so unangenehmer war, als der Wind gerade, als wir unser Lager aufschlugen wollten, heftig wehte. Glücklicherweise war es ein warmer Wind, obwohl er aus Süden kam, aber unsere ganze Lage war jammervoll, es fehlte nicht viel daran und das ganze Zelt wäre weggeweht. Es ist jedoch ein ganz anderer Geist über uns gekommen, seit sich unsere Gesellschaft vermehrt hat. Alle arbeiten mit Lust und Freude, man scherzt

über die Schwierigkeiten und überwindet alles Unangenehme spielend, niemand will hinter dem anderen zurückstehen. Seit den allerersten Wochen auf der Station, als die Zukunft noch in allen ihren Möglichkeiten lodend vor uns lag, habe ich etwas Ähnliches nicht mehr erlebt. Wir bereiteten uns ein extra gutes Abendbrot und schliefen dann vorzüglich, ohne uns von den Windstößen stören zu lassen.

Den 15. Oktober. Wir gingen ernstlich mit dem Gedanken um, hier einen Teil unseres Gepäcks zurückzulassen, namentlich die neu hinzugekommenen Schlaffäcke und das Zelt; in diesem Falle sollten die Kameraden auf Schneeschuhen voranlaufen, um sicher noch im Laufe des Tages anzugelangen. Aussicht genug, auf einer neuen Schlittenfahrt die Sachen abzuholen, war ja vorhanden, andernfalls war es aber nicht ausgeschlossen, daß wir vorher noch Verwendung dafür haben konnten, und schließlich waren uns auch die Sachen trotz oder vielmehr in Folge ihrer Schmutzigkeit so teuer, daß wir uns nicht gern von ihnen trennen mochten, so beschloßen wir denn, auch noch fernerhin das ganze Gepäck mitzuführen. Der Marsch ging in derselben Ordnung wie am gestrigen Tage von statten, der einzige Unterschied war, daß Duse jetzt ziehen half, während Andersson und ich so schwere Lasten trugen, wie wir zu schleppen vermochten. Es war eine unerhörte Arbeit, und selbst auf Schneeschuhen sank man oft tief ein. Zuerst sollte sich Andersson vorausbegeben, um zu sehen, ob es besser würde, wenn wir an die Landzunge gelangten; da aber der in der Sonne aufgetaute Schnee sich an seinen Schneeschuhen festballte, stand er freiwillig von dem Marsch ab. Dann sollte ich denselben Versuch machen, und mit großer Anstrengung gelang es mir auch wirklich, bis an die Landzunge zu kommen, von wo aus ich den Nachfolgenden das Signal geben sollte, daß alles klar sei. Wir mußten hier jedoch eine Menge unbequemer Spalten überqueren, wo das offene Wasser nur mit einer leichten Schneedecke überzogen war.

Je weiter wir kamen, desto besser wurde das Eis und schließlich konnten wir die Ränzel, die wir so lange getragen hatten, wieder auf den Schlitten legen. Vor der Coakburn-Insel sahen wir in nächster Nähe offenes Wasser und bei Kap Gage wurden wir durch ein paar besonders schwierige Spalten aufgehalten, die von einem so hohen Wall aus Schraubeis umgeben waren, daß er sich offenbar nur mit Gefahr passieren ließ. Eine Menge Seehunde lagen mit ihren Jungen auf dem Eise. Während Andersson da stand und eines dieser letzteren betrachtete, wurde er plötzlich hinterrücks von der Mutter angefallen. Da diese Tiere im allgemeinen ganz zahm sind, kam der Überfall völlig unerwartet, nur mit Mühe



Grundten.

Wintersjón.

Þuffe.

Unfere wiedergefundenen Kameraden bei der Rückkehr nach Snow Hill.

konnte er sich verteidigen und mit seinem Schneestab das rasende Tier unschädlich machen.

Nachdem wir glücklich über die letzten Spalten hinweggekommen waren, befanden wir uns wieder auf dem alten, wohlbekanntem Admiralitäts-Sund mit seinem verhältnismäßig leicht passierbaren Eise, das uns trotzdem infolge der Wärme ziemliche Schwierigkeiten bereitete. Wir waren alle gründlich ermüdet nach einem der arbeitsreichsten Tage, die wir seit langer Zeit gehabt hatten, und da wir keinesfalls in der Nacht auf der Station ankommen wollten, schlugen wir unser Zelt noch einmal auf einem letzten Lagerplatz auf.

Den 16. Oktober. Schnell ging nun der Marsch vorwärts, nur zweimal brauchten wir während des ganzen übrigen Teils der Wanderung Raft zu machen. Immer mehr näherten wir uns bekannten Gegenden und konnten nun unsern Begleitern einen bemerkenswerten Platz nach dem andern in der Umgebung der Station zeigen. Jetzt kamen wir an dem großen Eisberg vorüber, wo wir unsern ersten Seehund getötet hatten und der so oft das Ziel unserer Wanderungen war; jedes eingefrorene Eisstück war uns wohlbekannt. Jetzt konnte auch schon ein scharfes Auge die dunklen Umrisse unseres Wohnhauses unterscheiden. Die Sonne hatte hier am Strande so kräftig gewirkt, daß viel Wasser auf dem Eis stand, aber das hinderte uns nicht, und schließlich fuhren wir über die letzten Schneewälle hinweg dem Lande zu. Ich sah nach der Uhr, es war zwischen 10 und 11, dieselbe Stunde, um die heute vor zwei Jahren die Expedition Schweden verlassen und von dem flaggengeschmückten Schiff Anverwandten und Freunden am Strande ein letztes Lebewohl zugewinkt hatte.

Anfänglich herrschte auf der Station tiefste Stille. War es wirklich möglich, daß uns niemand bemerkt hatte? Plötzlich ertönte jedoch wildes Hundegebell, und die ganze Schar stürzte uns entgegen, blieb jedoch beim Anblick der schwarzen, unbekanntenen Männer unschlüssig stehen. Jetzt kamen alle zu Hause gebliebenen Kameraden eiligst gelaufen. Sobral war der erste, der uns erblickte. Bodmann aber langte zuerst unten am Strande an. Duse ging auf ihn zu und redete ihn englisch an: „How do you do?“ — In dem Gesicht des Angeredeten malte sich eine unbeschreibliche Verwunderung, vermischt mit zagender Unsicherheit, man sah förmlich, wie sein Gehirn arbeitete. Zögernd erfolgte die Antwort: „Thank you, very well.“ Plötzlich schlug ihn Duse auf die Schulter und begrüßte ihn herzlich auf Schwedisch: „Kennst du denn mich nicht mehr?“ — „Freilich, du bist Duse!“ — Dann wurden die Begrüßungen

fortgesetzt, denen die nötigen Erklärungen folgten. Die Vereinerung zwischen den beiden Stationen Snow Hill und Hoffnungs-Bucht war hiermit vollzogen.

Was soll ich noch weiter von diesem Tag erzählen? Daß er mit einer Festmahlzeit gefeiert wurde, bedarf wohl kaum der Erwähnung. Diese bestand aus dem Besten, was wir noch hatten, war aber nicht ganz so



Vor und nach der Verwandlung.

fein wie unsere Geburtstagsdiners während des Winters. Wir servierten übrigens ein Gericht, das ich bisher noch nicht kannte, nämlich gebratenen Kaiserpinguin. Das Tier war vor einigen Tagen an der Station vorüberpromeniert, gefangen, photographiert und mehrere Tage beobachtet worden, ehe es geschlachtet wurde, um auf dem Diner zu figurieren, das anlässlich des Jahrestages unserer Abreise veranstaltet werden sollte.

Vor Tische war indes eine große Veränderung vor sich gegangen. Vom Strande war Akterlund hinaufgelaufen, um den Kaffeekessel auf's Feuer zu setzen, und während der kochte, wurden alle disponiblen photographischen Platten angewendet, um die Angekommenen zu verewigen.

Obgleich wir uns eben noch so arm an allen Ausrüstungsgegenständen vorgekommen waren, hatte doch jeder einen kleinen Vorrat aufgespart und das alles kam jetzt zum Vorschein, so daß bald eine reiche Auswahl von Kleidungsstücken den Neuangekommenen zur Verfügung stand. Nun folgte großes Haarschneiden und Waschen, wodurch in ein paar Stunden die wilden Männer in zivilisierte Menschen verwandelt wurden. Wie groß auch uns andern die Veränderung erschien — so kann doch wohl niemand als sie selber sie in ihrem ganzen Umfang empfinden und sie entsprechend beschreiben.

Eine verhängnisvolle Wüstenreise

von

Sven v. Hedin.*)

Im Herzen des größten Festlandes der Erde, des Erdteils Asien, hinter Bergen und Wüsten verborgen, liegt ein Land, das bis auf die neueste Zeit nur von wenig Forschungsreisenden besucht worden ist, das geheimnisvolle Tibet. Die ersten Nachrichten über dieses Land verdanken wir einem venezianischen Kaufmann, Marco Polo, der es vor ungefähr 600 Jahren durchreist und eine Reisebeschreibung hinterlassen hat. Der berühmte russische Reisende Puschewalkij hat dann in neuerer Zeit die Forschungen fortgesetzt; aber erst dem großen schwedischen Forscher Sven v. Hedin war es in unseren Tagen beschieden, helleres Licht über dieses merkwürdige Land zu verbreiten. In jahrelangen Reisen, unter endlosen Gefahren, Mühen und Entbehrungen hat er das Land durchzogen. In seinem berühmten Reisetagebuch „Abenteuer in Tibet“ schildert er die Resultate seiner Arbeit. Es sind goldene Worte, die er bei dieser Gelegenheit an die Jugend seines Vaterlandes richtet; sie sind beherzigenswert für die Jugend aller Länder: „Mit diesem kleinen Buche habe ich mich besonders an die Knaben und Jünglinge wenden wollen, die in einigen Jahrzehnten auf ihren breiten, redlichen Schultern das Geschick des Vaterlandes einen großen Schritt weiter, der Ehre und dem Ruhm entgegentragen sollen. Und da ich euch Leser von Angesicht zu Angesicht vor mir habe, will ich euch daran erinnern, daß das Erbe, das euch erwartet, groß und herrlich ist, und daß es auf euch selbst und auf euren eigenen Fleiß ankommt, ob ihr dereinst der Ehre würdig sein werdet, schwedische Männer zu heißen. „In dumpfen Gassen wachsen keine Lorbeeren“ — in Licht und Freiheit muß die Pflanze gepflanzt werden und wachsen, die sich einst auf eigenem Boden stark und groß erheben soll. . . .“

*) Aus: „Abenteuer in Tibet“ von Sven v. Hedin. Mit 137 Abbildungen, 8 bunten Tafeln und 4 Karten. Leipzig, F. A. Brockhaus, 1904.

„Ich habe euch die Erlebnisse von drei Jahren meines Lebens erzählt, von drei an Erfahrungen und Erinnerungen reichen Jahren. Nicht um mit eingebildeten Großtaten zu prahlen, auch nicht, um euch, ihr Jungen unter meinen Lesern, zu ermahnen, es ebenso zu machen wie ich, habe ich diesen langen Bericht über meine Abenteuer in Tibet geschrieben. Nein, denkt das nicht; erinnert euch, daß ich der letzte Europäer war, der das geheimnisvolle Land besuchte, ehe England das Schwert gegen jenes friedliche Volk zückte! Die Erde hat jetzt keine Geheimnisse mehr vor uns als die Pole, aber in der Geistes- und Gedankenwelt gibt es unermessliche Gebiete, die noch des Forschens harren. Und das Vaterland bedarf seiner Söhne; innerhalb seiner Grenzen warten eurer weit herrlichere, schönere Aufgaben als die, die ich mir in Asiens schneebedeckten Gebirgen und erstickenden Wüsten gestellt und die ich auszuführen versucht hatte.

Stellt an euch selbst hohe Anforderungen, arbeitet und lernt entbehren und vergeßt keinen Augenblick, daß des Vaterlandes Geschick dereinst in euren Händen liegt!“

Wie kaum ein anderer Reisender vermag Sven v. Hedin den Reiz und die Poesie des einsamen, von der Prosa des Alltagslebens losgelösten Wanderns und Forschens zu empfinden und zu schildern; wie kein anderer versteht er, uns den Zauber der endlosen, schweigenden Wüste ahnen zu lassen. „Wie mächtig ergreifend ist die endlose Wüste, die den Sterblichen mit ihren Riesenwellen von Sand umschließt! Man bedenke das seltsame, beinahe überirdische Gefühl des Stolzes, 5000 m über allem Glende der Erde der Erste sein zu dürfen, der Tibets höchste Gebirge erblickt und weiß, daß ihr ewiger Schnee noch nie von Menschenaugen geschaut worden, sondern nur vom Sonnenschein geliebt und in ungezählten Nächten vom Lichte des Mondes und der Sterne mit Silberglanz übergossen worden ist. Wer verstünde es nicht, daß man später, heimgekehrt zur Stadt mit ihrem Gewühle, zur Dampfmaschine, zu den Zeitungen und dem Telephon, beim Gedanken an das freie, frische Leben im Sattel und im Zelte, an den stillen Zug der Kamele unterm Klange der Glocken, jene tausend Bilder wie in einem Traume vor sich schweben sieht, daß sie einem erscheinen wie eine Erinnerung aus jener Zeit, in der man Coopers Romane, Robinson Crusoe oder Julius Verne verschlang. Und dann sehnt man sich fort von Europas Prosa zu Asiens Poesie, fort von lumpiger Kleinlichkeit, verächtlichem Eigennuß, engherziger Zänkerey, die auf die Menschen Beschlag legen, wenn diese sich in die Angelegenheiten anderer mischen, und die ihnen



Sven v. Bødin als mongolischer Pilger verkleidet.

Aus fernem Zonen. II.

keinen Augenblick Zeit lassen zu suchen, sich selbst zu erkennen und auf sich selbst zu schauen. Man sehnt sich fort nach der Stille der Wüste, in die große Einsamkeit, wo man, ohne von Eindrücken der Prosa des Alltags gestört zu werden, frei über das Leben nachdenken und sich selbst kennen lernen kann — und das kann eine erstrebenswerte Bekanntschaft sein.“

Nur durch ein Wunder entraunt Sven v. Hedin dem Untergange im Jahre 1896 bei dem Versuch, die Wüste Takla-makan in Innerasien zu durchqueren:

„Mein Zug durch die Tschertschenwüste hatte ein glückliches Ende genommen, obgleich ich völlig darauf vorbereitet war, daß eine Katastrophe, eine Lage eintreten konnte, in der das Leben auf dem Spiele stand. Schon früher hatte ich mich in solchen Lagen befunden. Die stets bestehende dunkle Ungewißheit, die täglich wiederkehrende Frage, ob unsere Kräfte zur Durchquerung der Wüste ausreichen würden, hält uns in Spannung. Auf verschiedenen Strecken hatte ich das innerasiatische Sandmeer bezwungen. Wie es kommt, weiß ich nicht, doch sicher ist, daß mich mehr als jeder andere Teil der Erde die Wüste entzückt, mit ihrer großen Einsamkeit, mit ihrer tiefen Stille, wenn die Luft ruhig ist, mit ihrem Klagegeheul, wenn der Sturm sie durchtobt, mit ihren seltsamen, zu ganzen Bergketten angehäuften Flugsandmassen. Aber es ist kein Kinderspiel, durch diese seltsamen Labyrinth zu ziehen. Bei einem derartigen Versuche habe ich einst beinahe das Leben eingebüßt. Wenn es dem Leser Vergnügen macht, möge er hören, wie jene Reise ablief.

Es war auf meiner ersten Reise durch das geheimnisvolle Innerasien, die ich in den Jahren 1893—97 ausgeführt habe. Nachdem ich meine Forschungen in dem mächtigen Hochlande Pamir, dessen Hauptgipfel, der Mustag-ata, sich bis 7800 m Meereshöhe erhebt, abgeschlossen hatte, war ich in mein altes Standquartier Kaschgar zurückgekehrt, von wo aus ich die verhängnisvolle Wüstenreise antrat. Ich hatte bei dem Dorfe Jailik gelagert, demselben Punkte, von dem aus ich, wie ich geschildert habe, dieses Mal die Flußreise auf der Fähre unternahm, und befand mich Anfang April 1895 in Merket, einem Dorfe am rechten Ufer des Jarkent-darja, das Jailik gerade gegenüberliegt. Prschewalkij hatte auf seiner letzten Reise den Berg Masar-tag entdeckt, insofern als er ihn vom Chotan-darja aus gesehen hatte, und hatte, auf von Eingeborenen eingezogene Erkundigungen hin, angegeben, daß dieser Gebirgsstock sich nach Nordwesten diagonal durch die Wüste Takla-makan bis an das Ufer des Jarkent-darja erstreckte. Wenn ich nach Osten zöge,

müßte ich also auf diesen Berg stoßen und könnte dort vielleicht auch Quellen und Vegetation finden.

Die Entfernung von Merket nach dem Chotan-darja mochte etwa 300 km betragen. Wir wollten in vier großen eisernen Behältern und in Ziegenlederschläuchen Wasser für 25 Tage mitnehmen. Die Jahreszeit war weit vorgeschritten; es fing schon an, warm zu werden, — es war ein wahnwitziges Unternehmen, das sah ich nur zu gut ein, aber keine Macht der Erde hätte mich davon zurückhalten können. Ich hatte nur vier Diener, meinen treuen Islam Bai, Mohammed Schah, Kasim und Zoltfschi; letzterer war ein Landstreicher, der in der Tiefe der Wüste nach verborgenen Schätzen zu suchen pflegte und, wie allgemein gesagt wurde, ihre geheimsten Wege kannte. Als er versicherte, wir könnten ohne Gefahr durch die Takla-makan ziehen, sahen die übrigen Leute keine Veranlassung zur Unruhe. Unser Gepäck war sehr umfangreich, denn es war meine Absicht, den Sommer in Tibet zuzubringen; wir nahmen reichlichen Proviant, Konserven, Kleidungsstücke, Instrumente, einige photographische Apparate mit 100 Platten und die schweren Wasserbehälter mit.

Ruhig und majestätisch schritten unsere acht Kamele am 10. April 1895 hochehobenen Hauptes durch Merkets enge Gassen. Die Dorfbewohner betrachteten uns mit größter Bewunderung. „Die kommen nie wieder,“ hörte man sie einander zurufen, „ihre Kamele sind zu schwer beladen, sie bleiben in dem tiefen Sande stecken.“ Feierlich läuteten die Glocken mit dumpfem Klange den eigenen Leichenzug der Karawane ein. Am Schlusse des ersten Tagesmarsches lagerten wir an einer Schlucht, wohin uns einige Dorfbewohner mit Wasser in kupfernen Kannen begleitet hatten,



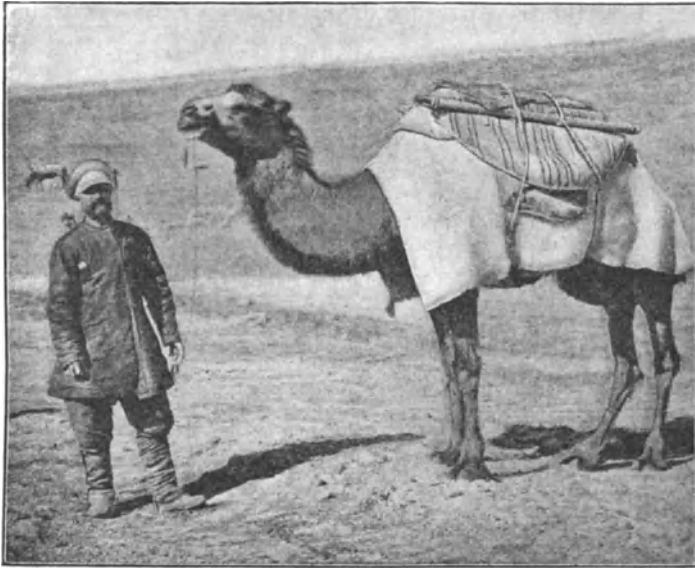
Mein alter Reisegefährte Islam Bai.

so daß wir den kostbaren Inhalt unserer Behälter noch nicht anzugreifen brauchten. Das Lager sah an dem kühlen, ruhigen Abend recht gemüthlich aus. Ich hatte kürzlich von dem englischen Konsul in Kaschggar ein Zelt bekommen. Ein junger englischer Offizier war in diesem Zelt gestorben, aber ich war nicht abergläubisch. Im Buchholze um mich herum weideten unsere prächtigen, ausgeruhten Kamele und einige Schafe, die wir als Proviant mitgenommen hatten. Der Hahn und mehrere Hühner, die auf den Märschen in einem Korbe verwahrt wurden, krächten und gackerten ganz vergnügt und pickten nach ihrem Futter. Zwei Hunde leisteten mir Gesellschaft, Doldasch 1 und Hamra.

Die zweite Tagesreise führte uns in dem hohen, schwer passierbaren Sande aufwärts, wo die Kamele wiederholt straukelten und stürzten. Wir konnten nicht, wie beabsichtigt gewesen, nach Nordosten weiterziehen, sondern mußten rechts den hohen Sand liegen lassen. In dieser Richtung konnten wir ohne Schwierigkeit weiterkommen. Jeden Abend gruben wir einen Brunnen; das Wasser war freilich schwach salzhaltig, aber alle Tiere nahmen damit vorlieb. Am 14. April gelangten wir zu allgemeiner Zufriedenheit an eine kleine Süßwasserquelle, an der wir einen Tag rasteten; am 18. April entdeckten wir einen See, der entschieden mit dem Jarkent-darja in Verbindung stand und der von herrlichem dichten Wald umgeben war, ja von so dichtem, daß wir manchmal zu den Ästen greifen mußten, um uns einen Weg zu bahnen. Dann verloren wir uns in fast undurchdringlichen Schilffeldern; wir fühlten uns erleichtert, als wir diese hinter uns ließen und wieder in offenem Terrain lagern konnten, auf niedrigen Sanddünen, wo es von Skorpionen wimmelt. Am Tage darauf erreichten wir einen Berg, dessen zerklüftete Seiten sich aus dem Sandmeer erhoben und an dessen Nordfuß ein schöner, von reicher Vegetation umgebener See lag. Unter einigen dichtbelaubten Pappeln wurde das Lager aufgeschlagen. Bei Tage erhitzte der Sand bis auf + 53°, abends jedoch, wenn die Gegend sich in leichten Nebel hüllte, wurde es recht kühl. Moskitos und Mücken summten in der Luft, gelegentlich quakte ein Frosch im Sumpfe, in dem Enten eifrig schnatterten, und dann und wann läuteten die Glocken der weidenden Kamele in den Schilfbüscheln. Es war so schön, so friedlich in dieser kleinen Dase, und wir erinnerten uns ihrer während der folgenden Leidenswochen wie eines irdischen Paradieses.

Am 21. April zogen wir weiter, am Westufer des Sees Tschöll-köll entlang, den ich 1899 noch einmal besuchte, und schlugen an der südlichen Spitze des Marjar-tag, am Tschokka-tag, Lager. Wie ein Kap weist

der Weg nach Süden in das aufgewühlte Meer der Sandwüste hinaus; mit Prschewalskijs Marschtag hängt er nicht zusammen. Jolltschi versicherte, daß wir noch vier Tagereisen bis an den Chontan-darja hätten, der nur im Spätsommer Wasser führt. Nach Prschewalskijs Karten mußten uns jedoch noch etwa 120 km von dem Flusse trennen. Ich glaubte, diese Entfernung werde sich in 6 Tagen bequem zurücklegen lassen, und schon zwei Tage, bevor wir den Fluß erreichten, werde es sich verlohnen,



Mein alter Reisekamerad von 1896.

mit dem Brunnengraben zu beginnen. Der Sicherheit halber befahl ich jedoch, daß Wasser für 10 Tage mitgenommen werden solle. Am Abend hörte ich die kostbare Flüssigkeit in die sich allmählich bis zur Hälfte füllenden Behälter rinnen. In den Tagen, während welcher wir längs den Seen hingezogen waren, hatten wir die Behälter leer gelassen, um die Kamele zu schonen.

Am Morgen des 23. April ging der verhängnisvolle Aufbruch vor sich. Wir sollten geradezuweg durch das glühende Sandmeer der Wüste, immer gerade nach Osten, nach dem linken Ufer des Chontan-darja ziehen. Die Steppenvegetation am See hörte bald auf, und wir konnten nicht mehr darauf rechnen, noch eine Dase zu finden, da uns jeder Schritt weiter vom Jarkent-darja entfernte. Die Dünen wurden immer höher

und stiegen von 20 bis auf 30 m; wir marschierten auf den Kämmen, wo der Sand fest ist, vorwärts.

Wüst und gelb, aber dennoch anziehend in ihren schön geschwungenen Formen, erheben die Dünen vor uns ihre Delphintrüben bis ins Unendliche. Wohl wird sich der Leser wundern, daß ich nicht vor Entsetzen bleich wurde, als mein Blick über diese unzähligen Riesenwogen aus feinem gelbem Sande nach Osten schweifte. Würde der Glückstern, der bis dahin auf dem asiatischen Wege gestrahlt, gerade hier erlöschen? Ich regte mich nicht darüber auf; es war meine erste Wüstenreise, ich war unerfahren und verließ mich allzu blind auf meinen Führer. Daher regte sich in mir keine Spur von Furcht oder Unschlüßigkeit, und meine Ruhe täuschte meine Leute. „Vorwärts!“ flüsterte der Wüstenwind; „vorwärts!“ sang das Erz der Kamelglocken. Tausend und abertausend Schritte nach Osten, doch keinen einzigen zurück! Die Hirsch- und Gazellenspuren haben aufgehört, kein Schilfstengel ist jetzt zu erblicken, kein Laubblatt sichtbar, ja sogar die äußersten Bergspitzen sind im Staubbenebel der Atmosphäre verschwunden. Als wir am ersten Tage uns müde gegangen hatten, entdeckten wir noch zwei Tamarisken, es waren die letzten; dort lagerten wir. Erst hier kam es heraus, daß Hamra durchgebrannt war; Zolldasch war bei uns geblieben, aber seine Treue sollte ihm das Leben kosten. Um das kleine Lagerfeuer herum, das mit den Wurzeln der Tamarisken gespeist wurde, war es still. Die Kamelle wurden angepflödt, damit sie nicht nach dem See zurückliefen. Grabesstille herrschte, sogar die Glocken blieben stumm. Um mein Licht im Zelte flatterten zwei verirrte Schmetterlinge.

Am 24. April drangen wir immer tiefer in das Heim der Todesstarre ein. Ein heftiger westlicher Wind brachte uns Kühlung, aber dennoch mußten wir unausgesetzt Halt machen, um zu trinken. Das Wasser war 30° warm infolge seines Anschlagens an die erhitzten Wände im eisernen Behälter, die jetzt nicht mehr von Schilfbündeln beschattet wurden; diese waren von den Kamelen bis auf den letzten Stengel verzehrt worden. Zolldasch und das letzte Schaf erhalten ebenfalls ziemlich oft einen Schluck.

Zislam Bai lotst über die Dünen, da wo der Übergang am bequemsten ist. Leichten Schrittes geht er voraus nach Osten, immer den Kompaß in der Hand; bald verschwindet er in den Dünentälern, bald sehen wir ihn wieder auf einem Kamme; wie Schnecken folgen wir seiner Spur. „Inschallah, bißmillah, ja Allah!“ hört man die Mohammedaner Gott anrufen. Neue Gipfel, neue Kämme von gelbem Sande türmen sich auf, so weit der Blick reicht. Ein Kamel fällt auf einem steilen Kamme

und läßt sich nicht eher zum Aufstehen bewegen, als bis es, von seiner Last befreit, in ein Dünenental hinuntergerollt worden und dort auf festeren Boden gelangt ist. Bei dem Lager, das wir an diesem Tage nach einem Marsche von 13 km aufschlugen, gab es keine Spur von organischem Leben, nicht einmal ein vom Winde verwehtes Blatt, und die Nachtschmetterlinge, die mir gestern Abend Gesellschaft geleistet hatten, stellten sich nicht wieder ein.

Am Morgen des 25. April wehte Nordostwind, und die Luft war voller Flugstaub, der die Sonnenglut angenehm dämpfte. Da es mir



Eine paradisißche Oase am Marjar-tag.

vorkam, - als klänge das Schwappen in den Wasserbehältern hohl, untersuchte ich sie und fand, daß der Vorrat nur noch für zwei Tage reichte. War es Verräterei von Jolltschi oder Nachlässigkeit von Islam, der Befehl erhalten hatte, sie für zehn Tage zu füllen? Die unheimliche Wirklichkeit drang jetzt auf mich ein; es war ein Gefühl, als begleite uns der Tod. Jolltschi versicherte, daß wir schon beinahe den halben Weg hinter uns hätten, und mir kam gar nicht der Gedanke, nach den kleinen Seen zurückzukehren. Welche Leiden und Sorgen hätten wir uns erspart, wenn wir denselben Weg zurückgegangen wären. Die Hoffnung, im Herzen der Wüste alte Ruinen zu entdecken, hatte ich jetzt aufgegeben; jetzt handelte es sich nur darum, die Wüste selbst zu besiegen. Mit Wasser sollte so spar-

sam umgegangen werden wie mit Gold. Die Kamele durften ihren Durst nicht mehr stillen. Sie würden es schon ertragen, dachte ich. Aber gerade an diesem Tage machten sich bei ihnen Anzeichen von Ermattung bemerkbar. Ich ging zu Fuß voraus, um mein Kamel zu schonen. Ein anderes Tier legte sich nieder, seine Last wurde auf die andern verteilt, es erhielt einen Schluck Wasser und Stroh aus seinem eigenen Packfattel und wurde uns dann von Mohammed Schah langsam nachgeführt. Als noch ein Kamel streifte, machten wir Halt; es war unser dreizehntes Lager. Jetzt genügte schon der Anblick eines Raben zur Hebung der Stimmung; er kreiste ein paarmal über der Karawane, hüpfte auf dem Dünenkämme umher und verschwand. War es die Taube mit dem Ölblatte, die das Land verkündete?

Während die anderen am Morgen des 26. April mit dem Abbrechen des Lagers und dem Beladen der Kamele beschäftigt waren, eilte ich zu Fuß voraus. Ich zählte meine Schritte, um die zurückgelegte Entfernung auf der Karte angeben zu können. Hierdurch wurde ich von meinem Gedanken abgelenkt, so daß die Hoffnung sich wieder regte, die mörderische Wüste besiegen zu können und dort, wo noch kein menschlicher Fuß die Erde betreten hatte und andere zusammengebrochen waren, doch vorwärts zu kommen. Jetzt mitten in meinem Lebensfrühling sterben und auf eine Zukunft, die so schön werden konnte, verzichten müssen, nein, das durfte nicht geschehen! Vorwärts durch diesen glühenden Sand, dessen Kämme in immer blasser werdenden Nuancen im fernen Osten verschwammen. Einmal würde uns schon eine grüne Linie am Horizonte den Chontan-darja verkünden. Tiefere Sonntagsstille kann auf keinem Friedhofe herrschen; hier fehlten nur Grabkreuze. Schweigend folgte die Karawane meiner Spur, und die Glocken läuteten weit hinter mir im Beerdigungstakte. Nur eine verirrte Fliege leistete mir Gesellschaft; ich betrachtete sie wie einen Freund, war sie doch das einzige Lebenszeichen im Heime der Todesstille.

Es sah schlimm für uns aus, als die Dünen, die uns langsam töteten, sich wieder zu einer Höhe von 50 m erhoben. Man wurde auf ihren hohen Kämmen schwindlig, so weit der Blick reichte, war keine Abnahme des hohen Sandes zu entdecken. Um die Mittagszeit fiel ich vor Erschöpfung und Durst beinahe um; es wurde mir schwarz vor den Augen, und ich wollte Rast machen, als die Fliege mich durch ihr munteres Summen wieder an das Leben erinnerte, das mir langsam zu entfliehen schien. „Spanne deine Kräfte bis aufs äußerste an! Noch tausend Schritte, es ist Land, was du dem Totenreiche entreißt!“ Ich eroberte meine tausend

Schritte und sank dann kraftlos auf einer Düne nieder, wo ich mich mit über das Gesicht gedeckter Mütze auf den Rücken legte und in tiefer Betäubung, voller Vergessenheit und trügerischer Träume, liegen blieb. Deutlich glaubte ich das Zittern der Blätter einer Silberpappel am Ufer eines blauen Sees zu hören und dann wieder das Rauschen von herrlichen Gletscherbächen über die kristallhellen Eiswände, die ich kürzlich auf dem Pamir gesehen hatte. Da erweckte mich wieder das dumpfe Geläute der Glocken zur abscheulichen Wirklichkeit. Mein Kopf war bleischwer, und meine Augen blendete der Widerschein des ewig gelben Sandes.

Gesenkten Hauptes, mit fieberisch glänzenden Augen schwanken die Kamele einher. Sie suchen nicht länger nach frischer Weide; nur sechs von ihnen zogen beladen unter Islams und Rafims Leitung heran; die beiden übrigen führten uns Mohammed Schah und Zoltschi, unserer Spur folgend, langsam nach.

Von Müdigkeit und Durst erschöpft, waren wir nicht sehr weit gekommen, als wir auf einem Fleckchen ebenen Lehmbodens Halt machten. Die Zelte wurden nicht mehr aufgeschlagen, wir mußten unsere Kräfte für wichtigere Anstrengung aufsparen. Spät abends kamen die beiden kranken Kamele im Lager an. Erst nach Sonnenuntergang, in der Abendkühle regen sich die Lebensgeister wieder. Ich verfiel auf die tolle Idee, daß wir vielleicht versuchen könnten, einen Brunnen zu graben. Alle Männer durchzuckte es wie ein elektrischer Schlag, und Rafim ergriff sofort den Spaten, stach damit auf den trockenen, knisternden Lehm los und sang dann im Takt mit den Spatenstichen.

In einem Meter Tiefe wurde der Lehm feucht! Ungeheure Spannung bemächtigte sich unser aller, und wir wechselten alle fünf beim Graben ab; der Spaten fuhr durch die Luft und versank immer tiefer in der Grube, in der keine Leiche beerdigt, sondern Leben und Rettung aufgedrungen werden sollte. In zwei Meter Tiefe war der mit Sand vermischte Lehm so naß, daß wir Kugeln davon formen konnten. Die Temperatur der Luft betrug 28,6°, die des aufgedrungenen Sandes aber nur 12°; es war ein Hochgenuß, die Stirn dagegen zu drücken. Wir stellten die kupfernen Rannen in diesen Sand und löschten unseren Durst mit ruhigem Gewissen; bald würden wir ja die leeren Behälter wieder füllen können. Alle Tiere, sogar die Hühner trieb ihr Instinkt an das Brunnenloch.

Tiefes Dunkel herrschte jetzt in der Wüste; in die Wände des Brunnens wurden in kleinen Nischen ein paar Lichtstümpfe gesetzt. Rafim sah, nacht wie er war, dort unten phantastisch aus; der Sand wurde nach und

nach mit einem Eimer emporgehißt, und kräftiger klangen die Spatenstiche im Takte.

Wir waren schon mehr als drei Meter tief gekommen, als Kasim einen halberstickten Schrei ausstieß, den Spaten fallen ließ und wie versteinert da stand. „Was gibt es, was ist geschehen?“ fragte ich im Glauben, er sei krank geworden. „Kein Wasser! Der Sand ist trocken,“ ertönte es klanglos wie eine Stimme aus dem Grabe. Ein paar matte Spatenstiche überzeugten uns davon, daß die trügerische Feuchtigkeit wieder aufgehört hatte, um ganz trockenen Schichten Platz zu machen. Wie zerschmettert brachen wir zusammen und legten uns sofort schlafen. Nur der hinterlistige, scheue Jolltschi stieß ein Hohngelächter aus und verschwand in der Dunkelheit; er pflegte nie bei den anderen zu schlafen. Um den gährenden Brunnen herum standen die Kamele, geduldig auf Wasser wartend. Nachdem wir am 27. April allerlei überflüssige Sachen, einen Ofen, mein Feldbett usw. im Lager zurückgelassen hatten, ging es weiter über diese Kiesenwogen, die jetzt wieder eine Höhe von 60 m erreichten. Aller Aufmerksamkeit ist auf die Behälter gerichtet, in denen die letzten Wassertropfen klingend gegen das Eisenblech schlagen. Jollbasch bleibt heulend und kläffend in ihrer Nähe. Wenn ich mich ausruhe, kommt er zu mir; er scheint fragen zu wollen, ob denn alle Hoffnung verloren sei, und fragt im Sande, um mich daran zu erinnern, daß ich wieder einen Brunnen graben lasse. Ich streichle ihn, zeige nach Osten und rufe: „Su, su (Wasser, Wasser)!“ Er spitzt die Ohren und läuft nach dieser Richtung, kommt aber ebenso niedergeschlagen und enttäuscht zurück.

Von einer hohen, pyramidenförmigen Dünen Spitze aus wurde der Horizont mit dem Fernglaße erforscht. Keine Erleichterung! Es wurde uns schwindlig bei dem Gedanken, noch immer der Mittelpunkt dieses Sandmeeres zu sein. Als eines der sechs Kamele sich weigerte, weiter zu gehen, schlugen wir an der Stelle Lager, wo wir auf allen Seiten von kolossalen Sanddünen umgeben waren. Bald darauf erschien Mohammed Schah mit einer traurigen Nachricht; die beiden erschöpften Kamele hatten gleich zu Anfang des Marsches im Stiche gelassen werden müssen. Welch ein entsetzliches Schicksal hatte sie betroffen; möchten sie nur nicht zu lange auf Erlösung haben warten müssen. Das eine Kamel hatte gelegen, als Mohammed Schah es verließ, das andere stand noch aufrecht auf zitternden Beinen und sah der hinter den Dünen verschwindenden Karawane mit traurigen, erlöschenden Blicken nach. Und als sie verschwunden war, hatte es seinen großen Kopf seinem Unglückskameraden



Rein Waffer

zugewandt und sich neben ihm niedergelegt. Dort träumten sie von schönen Ruhetagen an den Seen des Masar-tag. Ich war starr vor Entsetzen bei dem Gedanken, daß sie vielleicht noch mehrere Tage gelebt haben und möglicherweise von den Sandstürmen der folgenden Tage lebendig begraben worden sind. Dieser Gedanke verfolgte mich lange wie ein Nachtgespenst, und jeden Abend wenn ich mich zur Ruhe legte, betete ich für die Unglücklichen. Jetzt schlafen sie ihren tausendjährigen Schlaf unter den wandernden Grabhügeln der Wüste.

Am Abend zeigten sich im Westen regenschwere Wolken. Ein und dieselbe Hoffnung beselte uns alle. Der Himmel verfinsterte sich immer mehr. „O schenke uns nur einige Kannen Wasser und rette uns und unsere Tiere!“ Die Zeltleinwand wurde auf dem Sande ausgebreitet und alle Gefäße hingestellt. Doch als wir damit fertig waren, hatten sich die Wolken verzogen und der Himmel war wieder blau und klar wie ein Türkis. Mit erhabener Ruhe erklärte Islam, daß erst die Kamele eins nach dem anderen sterben würden und dann die Reihe an uns kommen werde. Jolltschi lachte über unsere Kompassse, von denen wir uns betrügen ließen, wir gingen im Kreise und es sei völlig einerlei, wie lange Tagemärsche wir zurücklegten.

28. April. Könnt ihr, die ihr in euren schönen, weichen Betten ruht, euch vorstellen, was es heißt, bei einem Sandsturm unter freiem Himmel zu schlafen? Es ist unheimlich. Ich erwachte mitten in der Nacht, als dieser schwarze Sturm sich erhob und ganze Büschel und Wolken von Flugsand längs des Bodens hinfegte. Vollständige schwarze Finsternis umgibt mich. Wo mögen die andern sein? Ich höre nichts weiter als das Heulen des Sturmes, ich taste in der Finsternis umher und fühle mich beruhigt, als ich Jollbasch, der neben mir schläft, berühre. Ermüdet von den ungeheuren Anstrengungen des letzten Tages wickle ich mich wieder in meinen Mantel und schlafe fest ein.

Frühmorgens erwache ich von einem Gefühle, als müßte ich ersticken. Ich bin fast ganz unter Flugsand begraben. Von meinem Mantel und den Sachen, die am Abend auf der Erde lagen, ist keine Spur zu sehen. Ich fahre in die Höhe und wecke die anderen, damit wir schleunigst unsere Habe mit Stöcken aus dem Sande fischen. Dann werden die Kamele beladen, und wir brechen auf.

Ein entsetzliches Wetter herrschte diesen Tag in der Sandwüste, dazu vollständige Dämmerung. Sprechen nützte nichts, denn alles übertönte die Kata-buran, der schwarze Sturm, der die Sanddünen wütend peitscht und gegen dessen kolossalen Druck wir uns vorwärts arbeiten mußten.

„Haltet euch dicht zusammen!“ Wehe dem Unglücklichen, der sich entfernt, wenn nur das nächste Kamel wie ein Schatten aus den dichten Flugsandwolken hervorschimmert. Wir ersticken beinahe an den Sandmassen, die wir einatmen, und manchmal müssen wir stehen bleiben und das Gesicht gegen die vom Winde abgewandte Seite eines Kamels drücken, um Luft zu bekommen.

Jetzt ist ein Kamel erschöpft und wird von Joltschi als letztes im Zuge geführt. Der Abstand wird größer, wir verlieren ihn aus den Augen. Hier gilt es das Leben! Das Herz wird hart und hat keinen Raum für Barmherzigkeit. Vorwärts! Wer nicht mit kann, hat es sich allein zuzuschreiben. Ein Kamel und ein Treiber, was macht's; morgen ist ein anderer an der Reihe, wir wollen sehen, wer es am längsten aushält.

Wir gingen gerade über einen hohen Dünenkamm und rutschten dann an seiner steilen Wand nach dem Dünentale hinunter. Da tauchte Joltschi aus dem Nebel auf. Das Kamel war auf dem Kamme zusammengebrochen. Wir warteten, während zwei Männer zurückgingen, um sich nach ihm umzusehen. Doch sie kamen bald mit der Nachricht wieder, daß alle Spuren verweht und das Kamel nicht wieder zu finden sei. Armes, beklagenswertes Tier! Mitten im ärgsten Winde und Sandwirbel sollte es den Tod erwarten. Und seine Last war ebenfalls verloren.

Im Lager wurden die fünf Kamele mit dem Strohpolster eines Packfattels gefüttert, aber ihr Schlund war so ausgedörzt, daß sie mit schlechtem Appetit fraßen. Eine Menge Gegenstände, beinahe der ganze Proviant, Konserven, Porzellangeschirr, Kissen, Bücher, Pelze und Filzdecken wurde hier ausgesondert, in zwei Kisten gepackt und zurückgelassen. Auf einem Dünenkamme wurde eine Zeltstange mit einer improvisierten Fahne aufgerichtet; am nächsten Tage sollten von Zeit zu Zeit auf dominierenden Dünen mit Zeitungspapier umwundene Stäbe ingerammt werden. Sie sollten dazu dienen, in unbekanntem Fahrwasser Zeichen anzubringen, falls wir Gelegenheit fänden, unsere zurückgelassene Habe zu holen. Alle in Flüssigkeit eingemachten Konserven, z. B. Champignons, wurden jedoch behalten.

Zwei Liter Wasser hatten wir nur noch. Am Morgen des 29. April meldete Islam, daß ein Liter über Nacht ausgetrunken worden sei. Alle hatten Joltschi in Verdacht, der bald darauf verschwand, um erst am nächsten Morgen wieder zu erscheinen. Dank dem günstigen Wetter und der stauberfüllten Luft, die die Sonne verhüllte, konnten wir ganze 27 km zurücklegen, immerfort über Berge und Sand und ohne Spur eines Anzeichens, daß wir uns der Küste eines Wüstenmeeres näherten. Die

Kamele sind vor Mattigkeit und Durst halbtot, behalten aber noch ihren majestätischen Gang bei. Im Lager wurden sie mit noch einem Packfattel und unserem Buttervorrat traktiert, und wir glaubten, daß sie nun noch eine Tagereise aushalten würden.

Am Morgen des 30. April war noch $\frac{1}{3}$ Liter in der letzten Kanne. Während die andern Leute die Kamele beluden, wurde Jolltschi mit der Kanne am Munde überrascht. Wie wilde Tiere und vor Wut schäumend, stürzten sich Islam und Kasim auf den Dieb, der uns belogen und betrogen hatte, als er behauptete, die Wüste zu kennen, und der die Schuld trug, daß statt für zehn nur für vier Tage Wasser mitgenommen worden war. Sie warfen ihn zu Boden und stießen und schlugen ihn und hätten ihn auf der Stelle umgebracht, wenn ich nicht schnell herbeigeeilt wäre. Die Hälfte, $\frac{1}{6}$ Liter, war noch da. Am Mittag sollten die Lippen der Männer damit angefeuchtet und am Abend der Rest in fünf gleich große Teile — ein Eßlöffel Wasser pro Mann — geteilt werden. Doch am Abend stellte sich heraus, daß auch diese wenigen Tropfen während der Tageshitze gestohlen worden war.

Dieser Abend war der letzte, den wir nach einer anstrengenden mühsamen Wanderung zusammen verbrachten. Es war auch das letzte Mal, daß ich mit Tinte eine Aufzeichnung in meinem Tagebuche machte, das mit den Worten schließt: „Alle meine Leute, wie die Kamele sind außerordentlich schwach. Gott helfe uns!“ Darauf wurde das Tagebuch in eine Kiste gepackt, und ich machte kurze Notizen auf einem zusammengefalteten Tagebuchblatte, versäumte jedoch nicht, Kompaßpeilungen und die Schrittzahl in jeder Richtung aufzuzeichnen.

Die Nacht zum ersten Mai war still, klar und kalt gewesen. Kaum schaute die Sonne über den Horizont, so wurde es glühend heiß. Der für tot gehaltene Jolltschi tauchte wieder auf; die anderen sprachen nicht mit ihm; sie betrachteten ihn als Verräter. Kummervoll und schweigend würgten sie das ursprünglich für die Kamele bestimmte, jetzt ranzige Öl hinunter. Ich selbst hatte seit beinahe zwei Tagen keinen Tropfen Wasser getrunken und beging nun, von Durst gequält, die Unvorsichtigkeit, von dem greulichen chinesischen Branntwein, von dem wir einen kleinen Vorrat für einen Kochapparat und für das Kochthermometer mitgenommen hatten, einen Becher voll zu leeren. Ich dachte, er würde meinem Körper doch immerhin einige Feuchtigkeit zuführen, statt dessen aber lähmte er meine Kräfte.

Islam ging als Lotse voran, die anderen folgten wankend seiner Spur. Todmüde von brennendem Durste verzehrt, blieb ich eine Weile

auf dem Lagerplatze liegen, bevor ich mich überwinden konnte, hinter den anderen her zu kriechen und zu taumeln. Das Glockengeläute wurde immer leiser und langsamer und erstarb schließlich in der Ferne. Ich schleppte mich mühsam in der Spur weiter, mußte aber alle Augenblicke rasten. Es war ganz still vor mir; wie angestrengt ich auch horchte; ich vernahm keinen Laut. Die hochmütigen Dünen gähnten gelb, siedend- heiß und tückisch um mich her.

Endlich erblickte ich die schwarzen Gestalten auf einem Kamme und schleppte mich dorthin. Alle Kamele lagen mit ausgestrecktem Halse ermattet und kraftlos da. Mit der Stirn den Sand berührend rief Mohammed Schah den Ewigen um Hilfe an. In dem Schatten eines Kamels saß Kasim, beide Hände vor dem Gesichte. Er hielt seinen Kameraden für wahnsinnig, weil er den ganzen Weg von Wasser phantasiert hatte.

Islam, der vorangegangen war, wurde angerufen. Als er sah, wie schlecht es mir ging, schlug er vor, wir wollten an einer sandfreien Stelle einen Brunnen graben. Also wieder vorwärts! Ich sollte auf dem weißen Kamele reiten; seine Last, die Munitionskisten, zwei europäische Reitsättel und ein Teppich wurden in den Sand geworfen, wo sie noch liegen. Doch das Kamel weigerte sich aufzustehen, und unsere Kräfte reichten nicht aus, um die anderen anzutreiben. Wir fühlten uns von heißen Armen der Wüste fest umschlungen und hatten einen Punkt erreicht, an dem unser Gebein bald im Sonnenbrande bleichen würde.

Die Kamele wurden von ihren Lasten befreit, das Zelt wurde aufgeschlagen, und ich kroch hinein, legte mich auf eine Filzdecke und entkleidete mich vollständig. Islam, Kasim, Jolldasch und das letzte Schaf nahmen ebenfalls im Schatten Platz; die andern blieben da, wo sie zusammengebrochen waren; wir hörten Mohammed Schah wie ein Kind lallen, er spielte mit Sand, den er für Wasser hielt. Nur die Hühner schienen von unserem Schicksale unberührt, sie pickten an den Padsätteln und an einem lekten Proviantbeutel.

Es war noch nicht 10 Uhr vormittags; wir hatten den ganzen Tag vor uns, und die jetzt schon mörderische Hitze würde noch zunehmen. Ich war vor Erschöpfung und Durst wie gelähmt und konnte mich auf der Filzdecke kaum umdrehen. Diese war mein Sterbebett, hier würde das dicke Blut bald in den Adern erstarren. Wie ein Traum zog mein ganzes Leben an der Erinnerung vorüber. Erde und Weltgetriebe traten zurück und verschwanden, die Ewigkeit kam immer näher; schon standen ihre Pforten halb offen. Meine armen Angehörigen, Jahr für Jahr würden sie warten, ich aber würde nie wiederkommen! Jahr und Tag war ich

wie ein Derwisch durch das ganze mohammedanische Asien gewandert, jetzt hatte der Pilger das Ziel seiner Wallfahrt erreicht.

Den ganzen Tag war ich wach und starrte nach der Zeltdecke hinauf. Jede Stunde erschien mir wie eine Ewigkeit. Wer würde zuerst sterben, wer würde der letzte, der Unglücklichste sein? Möchte es nur schnell gehen und wir nicht so entsetzlich lange auf den Tod warten müssen.

Am Nachmittage trat in meinem Zustand eine eigentümliche, wohlthuende Veränderung ein. Ein Wind hatte zu wehen begonnen, und die Zugluft wurde so frisch, daß ich mich bisweilen zudecken mußte. In dem Maße wie sich die Sonne dem Horizonte näherte, kehrten meine Kräfte wieder. Wie ein Erstickender klammerte ich mich wieder an das Leben. Ich wollte nicht sterben. Als die blutrote Sonnenkugel der Wüste Lebewohl sagte, hatte mein Körper seine Spannkraft wiedererlangt. Ich lag noch eine Weile still und überlegte. Dann verabredete ich mit Islam und Kasim, daß wir in Eilmärschen ostwärts ziehen wollten. Die andern beiden Männer befanden sich im Zustande der Auflösung. Nur Joltschi kroch an mich heran, ballte drohend die Fäuste und rief mit schneidender Stimme: „Wasser, Wasser, gib uns Wasser, Herr!“ dann fing er an zu weinen, legte sich auf die Knie und bat wieder um Wasser.

Wasser hier in der Wüste! Doch könnte man nicht Feuchtigkeit in anderer Gestalt finden? Meine Blicke fielen auf unsere Reisekameraden, den Hahn, mit einem Schnitt wurde ihm der Hals abgeschnitten, das Blut sickerte sehr langsam hervor. Es war zu wenig! Wir mußten mehr haben. Das Schaf wurde das nächste Opfer. Sein dickes, rotbraunes Blut gerann sofort und verbreitete einen unangenehmen Geruch. Wir machten uns dennoch darüber her, aber ich konnte nicht mehr als eine Messerspitze voll davon hinunterwürgen. Durst kann einen Menschen verrückt machen. Meine Leute fingen eine widerwärtige Flüssigkeit, welche die Kamele lieferten, in einer Kasserolle auf, vermischten sie mit Essig und Zucker, hielten sich die Nase zu und tranken das Gift. Islam füllte einen Becher damit, brachte ihn mir triumphierend und sagte: „Wasser, Herr!“ ich fuhr zusammen; hatte er eine Quelle gefunden oder einen Brunnen gegraben? Dann aber spürte ich einen abscheulichen Geruch und dachte: „Nun ist er auch verrückt geworden!“ Es war meine Rettung, daß ich mich nicht überreden ließ, davon zu trinken, und Kasim hütete sich klugerweise auch davor; die anderen wurden nachher von Erbrechen gequält, das sie ganz herunterbrachte; sie schrien und wimmerten, als ob ihnen die Eingeweide zerrissen. Mit Blut beschmugt kaute Joltschi mit dem Gesichtsausdrucke eines Wahnsinnigen an den Lungen des Schafes.

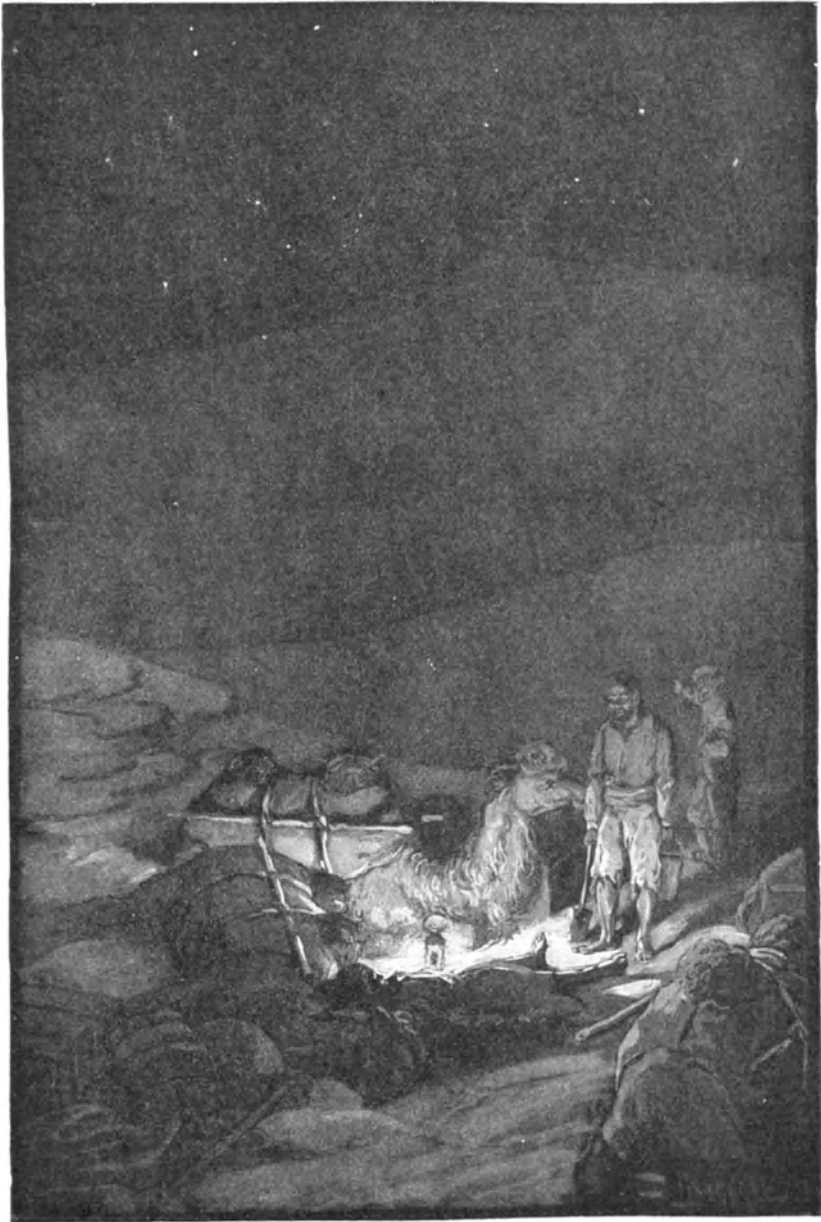
In der Dämmerung suchte ich meine Aufzeichnungen, Karten und wichtigsten Instrumente, die Bibel und mein Gesangbuch, sowie noch einige andere wichtige Dinge zusammen und packte alles in einige farbige Taschen. Alles andere verstaute wir in acht Kisten, die in das Zelt gestellt wurden.

Um 7 Uhr abends läuteten die Glocken zum letztenmal. Als wir abzogen, war Folltschi ausgemergelt, abgezehrt und kraftlos, ins Zelt gekrochen. Mohammed Schah lag noch immer an derselben Stelle, wo ich ihn bequemer zurechtlegte und ihm ein Kissen über den Kopf deckte. Ich streichelte ihm die Wange und sagte Lebewohl, aber er verstand mich nicht mehr. Er konnte nur noch wenige Stunden zu leben haben.

Die sechs Hühner gackerten auf dem Schafskadaver. „Warum tötet ihr sie nicht?“ mag wohl mancher fragen. Ja warum! Aber warum töteten wir nicht die beiden Männer, die zurückblieben? Eine Revolverkugel hätte ihren grauenhaften Leiden augenblicklich ein Ende gemacht. Liebe Leser, versucht nicht, dergleichen ohne Erfahrung und aus der Ferne zu beurteilen! Kein Soldat kümmert sich darum, ob seine Kameraden um ihn herum fallen, er bleibt nicht stehen, um ihre Wunden zu verbinden. Und wenn er es tut, so geschieht es, weil er gesund und seiner selbst Herr ist. Wir aber waren geistig und körperlich krank und unzurechnungsfähig, wir waren vor Durst mit unseren Kräften zu Ende. Und was von unserer erlöschenden Kraft noch übrig war, mußte jetzt vor allem darauf verwandt werden, noch einen letzten Versuch zu machen, Wasser zu erlangen. Dann blieb ja noch immer eine schwache Hoffnung, daß wir die beiden dem Tode verfallenen Männer noch würden retten können.

Einstweilen aber ging es langsam ostwärts. Islam führte unsere fünf Kamele, Kasim trieb sie an und ich ritt auf dem weißen. Auf dem ersten Dünenkamme wandte ich mich um und warf noch einen Abschiedsblick auf das Todeslager, wo das Zelt sich wie ein schwarzes Dreieck auf dem noch etwas helleren Westhimmel abzeichnete. Es war wie eine Erleichterung, als man das Zelt nicht mehr sehen konnte, in welchem unsere beiden Kameraden auf Hilfe warteten, bis der Tod sie befreite und sie lebendiges Wasser aus dem Brunnen des Paradieses trinken konnten.

Vor uns war finstere Nacht. Es ging verzweifelt langsam vorwärts; aber wir besiegten dennoch einige schwer passierbare Dünenkämme. Auf einem von ihnen brach das eine Glockenkamel zusammen. Sein Nasenstrick wurde losgemacht, und es blieb in der Dunkelheit zurück. Wir sahen bei dem bleichen Lichte der Sterne nicht, wie wir gingen; unaufhörlich



Abchied von den letzten Resten der Karawane.

geboten uns hohe Dünenkämme Halt. Ich stieg ab und ging mit einer brennenden Laterne voraus; da ich aber schnell marschierte, mußte ich immer wieder stehen bleiben, um auf die anderen zu warten.

Gegen 11 Uhr verstummte der Bloßenton; ich legte mich auf einem hohen Dünenkamm nieder; Grabesstille und undurchdringliche Nacht war um mich her. Ich hörte nur mein Herz schlagen. Endlich ertönte wieder das Läuten der letzten Glocke. Islam taumelte heran, stürzte mit der Laterne nieder und teilte mir mit zischender Stimme mit, er könne keinen Schritt weiter; er werde hier bei den Kamelen, wo er jetzt liege, sterben. Jetzt mußte ein verzweifelter Entschluß gefaßt werden; wir hatten mitten auf dem Meere Schiffbruch erlitten und mußten unsere wrackgewordenen Wüstenschiffe verlassen, um noch einen Versuch zu machen, eine Küste zu erreichen. Nach zwei Minuten war Kasim und ich wieder zum Aufbruch bereit. Chronometer, Kompaß, Taschenmesser, Federhalter, ein Stück Papier, ein Taschentuch, zwei kleine Konservendosen und — durch reinen Zufall — 10 Zigaretten, das war meine Ausrüstung. Kasim trug einen Spaten, einen Eimer und ein Seil zum Brunnen graben; in dem Eimer hatte er einige Stücke Brot, den Fettschwanz des Schafes und einen Klumpen geronnenen Blutes. Wozu dies? Wir konnten unsern kärglichen Proviant ja doch nicht hinunterschlucken, da die Mundhöhle und der Schlund schon ebenso ausgedörrt waren, wie die äußere Haut. Wenn alle Schleimhäute zusammengetrocknet und gefühllos geworden sind, spürt man den Durst nicht mehr so arg wie zuerst, statt seiner aber eine schleichende gefährliche Ermattung.

In der Eile vergaß Kasim seine Mütze, die er abgenommen hatte, und mußte deshalb nachher mein Taschentuch um den Kopf binden, um ihn gegen die Sonne zu schützen.

Ich sagte Islam, der nicht ganz bei Sinnen war, Lebewohl und befohl ihm, eine Weile auszuruhen, dann aber das Silbergeld im Werte von 5600 Mk., Aufzeichnungen, Instrumente, kurz alles im Stiche zu lassen und nur unserer Spur zu folgen, um sein Leben zu retten. Soll das blickte uns fragend an, blieb jedoch, seiner Gewohnheit getreu, bei der Karawane. Die brennende Laterne stand noch zwischen den geduldigen, ergebenen Kamelen, aber bald erlosch auch ihr schwaches Licht, und nun umgab uns auf allen Seiten tiefe Nacht.

Wir marschierten ohne Unterbrechung zwei Stunden gerade nach Osten. Dann aber überwältigte uns die Müdigkeit, und wir legten uns nieder, bis die Nachtkühle uns wieder aufscheuchte. Als wir wieder warm geworden waren, fühlten wir uns so schläfrig, daß wir uns von neuem

in den Sand warfen und sofort einschließen. Um 4 Uhr morgens des 2. Mai erwachten wir ganz durchfroren, konnten über fünf Stunden marschieren und rasteten dann eine Stunde.

Noch ein paar Stunden Wanderung und die Hitze wurde so groß, daß wir gelähmt umfielen. An einem nach Norden gerichteten Abhang grub Kasim nachtkalten Sand auf, in den wir splitterfasernackt hineinfrohen. Nur unsere Köpfe guckten aus dem Sande heraus und erhielten



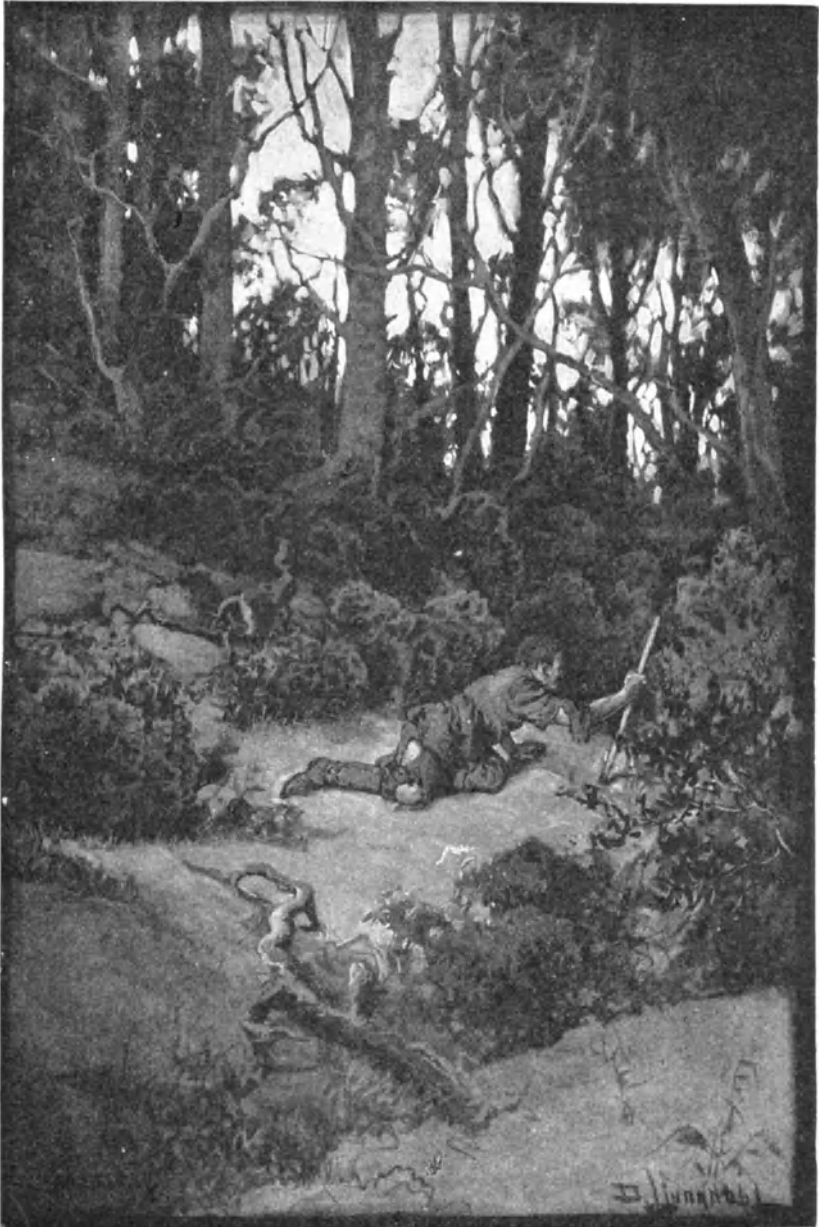
Im Schatten der ersten Tamariske.

durch unsere auf den Spaten gehängten Kleider Schutz vor der Sonne. Von Zeit zu Zeit beschüttete mich Kasim mit frischem kalten Sand; es war ein herrliches Gefühl, wie eine Dusche, mitten in dem glühenden Sonnenbrande. So lagen wir, ohne ein Wort zu sagen und ohne zu schlafen, den ganzen Tag im Sand begraben. Erst um 6 Uhr waren wir im Stande aufzustehen, kleideten uns an und zogen langsam und mühsam weiter, bis wir den nächsten Morgen um 1 Uhr erschöpft auf einer Düne einschlummerten. Ich begann diesen verräterischen Schlaf zu fürchten, vielleicht würde man nie wieder daraus erwachen.

Am 3. Mai brachen wir um 4½ Uhr auf. Nach einigen Stunden mühsamen Vorwärtsschwankens blieb Kasim endlich stehen, ergriff mich

beim Arm und zeigte nach Osten. Ich sah nichts Ungewöhnliches. „Juglun“ (eine Tamariske) flüsterte er. Gott sei gelobt! Mit neuer Hoffnung und neuen Kräften eilten wir weiter. Als wir den Strauch — den Ölweig, der die Küste des Wüstenmeeres verkündete — erreicht hatten, fielen wir auf die Knie, dankten Gott und kauten wie Tiere die saftigen Nadeln. Nach kurzem Ausruhen in dem spärlichen Schatten zogen wir weiter. Um 9½ Uhr gelangten wir wieder an eine Tamariske, und im Osten sahen wir noch mehrere Sträucher, kleinen, schwarzen Punkten in dem gelben Wüstenmeere vergleichbar. Jetzt aber war es mit unserer Kraft zu Ende. Wir gruben uns wieder in den Sand ein, und diesmal war Rafim nicht mehr im stande, mich mit neuem, frischem Sande zu überschnitten. Neun Stunden lang lagen wir wach und stumm wie tot da. Zunge, Lippen, Gaumen, alles ist so hart und trocken, daß man nicht mehr sprechen kann; man flüsterte oder zischte nur gelegentlich ein Wort hervor. Um 7 Uhr brachen wir in der Dämmerung wieder auf. Wir waren drei Stunden gegangen, und es war stockfinster, als Rafim unmittelbar vor uns drei Pappeln entdeckte. Gesegnete, glückliche Bäume! Ihre Wurzeln reichten nicht bis zum Grundwasser hinunter, es konnte nicht mehr tief liegen. Wir fingen an, bei der größten Pappel zu graben. Doch wir hatten noch nicht tief graben können, als wir schon vor Kraftlosigkeit umfielen. Eine Weile kratzten wir im Liegen mit den Händen, aber auf diese Weise konnten wir nicht an das Wasser gelangen. Statt dessen rieben wir uns mit den bitteren, saftigen Blätter die Haut feucht. Wir waren nicht im stande, in dieser Nacht weiter zu gehen. Dürres Brennholz lag massenweise um die Pappeln herum; wir zündeten ein gewaltiges, lodernes Feuer an, das Aufmerksamkeit erregen sollte, falls sich zufällig Menschen in den Wäldern des Chontan-darja befanden, und das Islams Mut ansachen sollte, wenn er noch lebte. Das würde vielleicht unser Leben retten, darum wurde es mit dem Mute der Verzweiflung zwei Stunden hindurch unterhalten. Dann ließen wir es ausbrennen. Mit größter Anstrengung versuchten wir, ein paar Bissen des Proviantes herunterzuwürgen; es ging jedoch so schwer, daß wir den Rest ins Feuer warfen, um uns nicht nutzlos damit zu beschweren. Eine leere Dose von der Größe eines kleinen Wasserglases behielt ich jedoch — daraus wollte ich von dem Wasser des Chontan-darja trinken. Dann schlofen wir am Feuer ein und fühlten die Nachtkälte nicht.

Am 4. Mai marschierten wir mit ungezählten Unterbrechungen von 3—9 Uhr, um welche Zeit wir bei einer einsamen Tamariske kraftlos umsanften. Ein neuer Wüstengürtel gähnte im Osten; Pappeln zeigten



Verzweifeltes Suchen nach Wasser.

sich nicht mehr, nur gelegentlich eine verdorrte Tamariske! Zehn Stunden lagen wir wie tot, zehn lange Stunden brieten wir in der Sonnenglut. Endlich erreichte das Tagesgestirn noch einmal, für uns vielleicht zum letztenmal seinen westlichen Horizont. Ich erschraf, als ich meinen nackten Leib sah. Kupferbraun, trocken und hart wie Pergament, straffte sich die Haut über dem Knochengerüste; alle Rippen zeichneten sich scharf ab, und der Magen war nur eine Vertiefung unter dem Brustkorbe. Es kostete mich eine verzweifelte Anstrengung aufzustehen, den Sand abzuschütteln und mich anzukleiden. Kasim lag wie tot; ich rüttelte ihn, aber er flüsterte, er könne nicht mehr und habe alle Hoffnung aufgegeben.

So sollte also ich von den Leuten und Tieren der Karawane der letzte sein, der zusammenbrach!

Ich ergriff meinen Wanderstab und zog weiter durch das Tal der Todeschatten, durch Nacht und Sand. Die Luft war kalt und ganz windstill, man würde das kleinste Geräusch weithin gehört haben. Von Zeit zu Zeit legte ich das Ohr auf den Sand, um zu horchen, hörte aber nichts weiter als das Ticken meiner Uhren und das schwache mühsame Klopfen meines Herzens.

Ich zündete mir meine letzte Zigarette an und ging weiter, bis ich um 1 Uhr bei einer Tamariske nieder sank bei dem vergeblichen Versuche, ein Feuer anzuzünden. Hier blieb ich eine Weile wie betäubt liegen, erwachte aber wieder, von schleichenden Schritten in meiner Nähe aufgeschreckt. Kasim war mir nachgewankt, und nun setzten wir beide unsern Weg noch eine Weile fort. Wir waren gleichgültig und schlaff, kämpften mit Müdigkeit und Schlassucht, krochen lange Strecken auf allen vieren und taumelten, auf unsere Stäbe gestützt, die steilen Dünenwände hinunter.

Robinson Crusé war sicher nicht betroffener, wie er am Strande seiner Insel die Spur eines Menschenfußes erblickte, als wir plötzlich auf einem Dünenkamme deutliche Fußspuren von Menschen im Sande sahen! Wieder rückte uns das Leben, wieder die Hoffnung auf Rettung näher. Man mußte unser Feuer vom Walde aus beobachtet haben und in die Wüste hineingeeilt sein, um zu sehen, wer wir waren. Die Menschen, auf deren Gesellschaft ich sonst so gern verzichtete, wie segnete ich sie jetzt! Unser erster Gedanke war, Tamarisken oder Pappeln zu suchen, um ein neues Signalf Feuer anzuzünden. Zunächst aber mußten wir die Spur untersuchen, um aussindig zu machen, was für Leute sie hinterlassen hatten. Kasim löste das Problem bald; entkräftet sank er nieder und flüsterte: „Es sind unsere eigenen Spuren!“

Todmüde und erschöpft waren wir im Kreise gegangen. Wir hatten für diese Nacht genug und schlummerten gegen 3 Uhr auf den Fußstapfen ein.

Es war 10 Minuten über 4 Uhr, als wir uns weitereschleppten. Rasim sah entsetzlich aus — eine lebende Leiche im Zustande der Auflösung. Sein Körper wurde von einem greulichen Todesschlucken geschüttelt, aber noch folgte er mir. Und so ging die Sonne am 5. Mai auf. Ich werde nicht versuchen, das Glück und die Freude zu beschreiben, die auf mich einströmten, als ich die den Wald des Chontan-darja bezeichnende



Rückkehr mit dem rettenden Wasser.

dunkle Linie am Horizont erblickte! Schon um 5½ Uhr befanden wir uns unter Laubgewölben und drangen in die von schattigen Bäumen gebildeten Tunnel ein. Jetzt wußte ich, daß wir gerettet waren! Ach, hätten die andern uns doch bis hier begleiten können! Überall Leben und Lebensluft, Vogelfang, Spuren von wilden Tieren, ja von Pferden und Karawanen! Glend und schwach folgten wir einem südwärts führenden Pfade. Aber um 9 Uhr vormittags konnten wir nicht mehr; infolge der tropischen Hitze wurde es uns schwarz vor den Augen; wir konnten nicht einmal mehr kriechen. Im Schatten einiger Pappeln brachen wir zusammen und blieben dort den ganzen Tag liegen. Rasim war jetzt zeitweise bewußtlos, und als ich mich um 7 Uhr ankleidete und ihn bat,

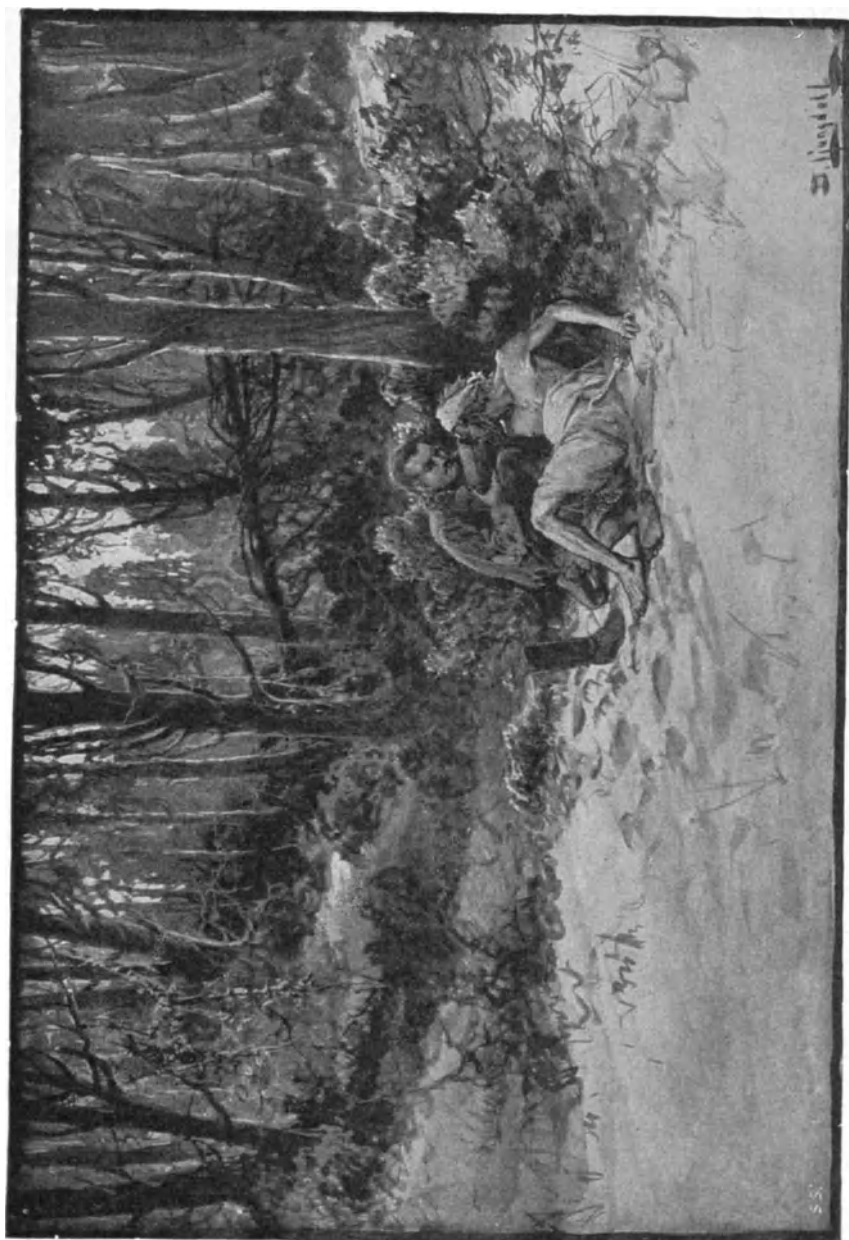
mich nach dem Flusse, der ganz in der Nähe sein mußte, zu begleiten, machte er eine verzweifelte Gebärde, vermochte aber nicht mehr, sich zu erheben.

Ich nahm den Spatenstiel, die einzige Waffe, die wir hatten, und zog nach Osten durch den Wald. Meine Kräfte waren vollständig erschöpft, und beinahe überwältigte mich schon die Gleichgültigkeit, der Vorbote des Todesschlafes. Ich bedurfte meiner ganzen Energie, um die über mir schwebende Schlaflust zu bekämpfen. Ich schwankte einem Sterbenden gleich zwischen Baumstümpfen und Stämmen hin, ich kroch langsam durch Gebüsch und Dickichte, verletzte meine pergamenttrockenen Hände und Arme und zerriß mir meinen dünnen weißen Anzug an Dornen und Schlingpflanzen.

Endlich hatte ich mich durch den Waldgürtel hindurchgearbeitet und befand mich am Rande einer Fläche, die einer weiten, völlig gleichmäßigen Ebene glich. Es war das Flußbett des Chontan-darja, aber es war so trocken wie Zunder und harrte des Schmelzwassers, das erst nach einigen Wochen aus dem Gebirge herab in das Tiefland kommen würde. War es mir wirklich bestimmt, mitten im Flußbett vor Durst umzukommen? Ich beschloß, es zu durchqueren, und wenn ich kein Wasser fände, an seinem Ostufer für immer einzuschlafen.

Der Mond glänzte bleich im Südosten; dorthin lenkte ich meine Schritte, fest auf den Stab gestützt und alle Augenblicke stehen bleibend, um auszuruhen. Die Gegend war grabesstill, kein Lüftchen regte sich. Im Osten verschwand die Landschaft im kalten Nebel. Nach einer Wanderung von 2½ km, die mir wie mehrere Meilen erschienen waren, zeichnete sich die dunkle Waldlinie des anderen Ufers ab. Ich hatte nicht mehr weit bis dorthin, als eine Wildente aufflog; ich hörte ein plätscherndes Geräusch und — stand im nächsten Augenblicke am Rande eines kaum 20 m langen Tümpels mit frischem herrlichen Wasser!

Es ist für den Leser ebenso schwer, die mich bestürmenden Gefühle zu fassen, wie für mich, sie zu beschreiben. In dieser dunklen schwach glänzenden Wasserfläche spielte sich mein ganzes kommendes Leben, meine ganze Zukunft wider; ohne dies Wasser wäre ich verloren gewesen, denn, wie ich später erfuhr, war es weit nach den anderen Tümpeln sowohl nach Süden, wie nach Norden hin. Eine unsichtbare Hand hatte mich gerade nach diesem gesegneten Wasser geführt, an dessen Rande ich mit gefalteten Händen stehen blieb, um Gott zu danken, dem ich mich so nahe fühlte. Dann setzte ich mich ruhig nieder, zog die Uhr aus der Tasche und zählte meinen Puls, der in der Minute 49 außerordentlich



Cabung des verführerischen Rajim.

schwache Schläge machte; kurze Zeit vorher und vor dem Einflusse der feelfischen Erschütterung auf meine Nerven waren es gewiß noch weniger gewesen. Dann füllte ich meine Blechbüchse und trank langsam, aber viel und fühlte dabei, wie das Leben wiederkehrte. Schon nach einigen Minuten zählte ich 56 Pulschläge. Wie reich und wertvoll erschien mir in diesem Augenblick das Leben, wie schön und erhaben der dichte Wald, der sich am Rande der Sümpfels erhob! Ein Tiger oder ein anderes Tier raschelte im Gebüsch, zog sich jedoch beim Anblick eines Menschen wieder zurück. Wer hätte es auch jetzt, da ich gerade wieder ins Leben zurückgerufen worden, gewagt, mich anzurühren? Ich hatte vor kurzem alles verloren, was ich besaß, meine ganze Karawane, alle meine Diener, meine Reisefasse, meine Aufzeichnungen, Instrumente, die photographischen Platten — alles! Ich war allein in dieser stillen Nacht und in diesem unbekanntem Lande, und dennoch fühlte ich mich reicher und glücklicher als alle Könige der Erde.

Doch hier war keine Zeit zu verlieren, hier handelte es sich darum, ein Menschenleben zu retten. Ich füllte meine wasserdichten Stiefel bis an den Rand, zog die Strippen über die Enden des Stabes und wanderte in meiner Spur wieder zurück. Im Walde verlor ich, als der Mond im Nebel verschwand, die Spur und suchte lange vergeblich darnach. Ich rief Rafims Namen, fürchtete mich jedoch, mich in den tiefen Wald noch mehr zu verirren. Statt dessen zündete ich ein kolossales Feuer an und legte mich zur Ruhe nieder. Am folgenden Morgen fand ich Rafim sterbensmatt; er hatte mein Feuer und Rufen wohl gehört, aber nicht die Kraft gehabt, sich von der Stelle zu bewegen, wo ich ihn am Abend vorher verlassen hatte. Mit einem Zuge leerte er den Inhalt der Stiefel und war gerettet!

Doch lassen wir diese wunderbare, tollkühne Reise; ich will nur noch sagen, daß wir noch drei volle Tage wanderten, ehe ich auf einen Hirten stieß, und als dies geschah, hatte ich seit acht Tagen nichts weiter gegessen, als — Gras, Kräuter und einige Kaulquabben. Und laßt mich hinzufügen, daß ich am Tage darauf die Freude hatte, Islam wiederzusehen, der sich mir weinend zu Füßen warf. Er hatte die Aufzeichnungen, Karten, einige Instrumente und die Reisefasse gerettet und er sagte, unser nächtliches Feuer bei den Pappeln habe ihm wieder Mut und Kraft eingeflüßt. Von den beiden andern Männern hörten wir nie wieder etwas; sie schlafen ihren tausendjährigen Schlaf unter den wandernden Grabhügeln!“

Bei den Kannibalen Sumatras

von

Joachim Freiberr von Brenner.*)

Zu den wenig erforschten Ländern Asiens gehörte vor wenig Jahren auch die Insel Sumatra. So waren noch im Jahre 1887 die unabhängigen Bataklande auf Sumatra, die von einem Bergvolk bewohnt wurden, das durch den bei ihm noch bestehenden Kannibalismus unsern gerechten Abscheu erregte und dessen streng aufrecht gehaltenes Absperrungssystem, gleich wie bei den Tibetanern, das Eindringen von Fremden bisher unmöglich machte, wenig bekannt. Manche Forschungsreisende mußten ihr kühnes Unternehmen mit dem Leben büßen, während andere zwar einen Vorstoß in das Land machen konnten, schließlich aber doch zum Rückzuge genötigt wurden. Im Frühling des Jahres 1887 glückte es endlich dem bekannten Reisenden Joachim Freiherrn von Brenner, begleitet von seinem Assistenten, Herrn von Mechel, die erste Durchquerung der Bataklande glücklich durchzuführen:

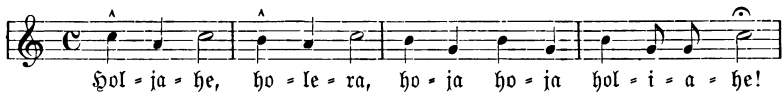
„Auf den 14. April war unsere Abfahrt festgesetzt. Schon frühmorgens wurde es lebendig im Hause, das Gepäck in Ordnung gebracht und gruppenweise zusammengelegt, so daß wir in kurzer Zeit zum Ausbruche bereit waren. Aber die Ruderer hatten es nicht so eilig wie wir, und es verging der Vormittag, ohne daß wir wußten, wann es uns gelingen würde, fortzukommen. Als ich dem Lúwan die zwei Ziegen, die er uns für die Küche geliefert hatte, bezahlen wollte, lehnte er jede Entschädigung ab. Der Mann stand in seiner Redlichkeit und Uneigennützigkeit geradezu phänomenal da. Freilich hatte ich für die erste Ziege, die uns zu Ehren geschlachtet wurde, ein Gewicht Gold im Werte von 20—23 Dollar gezahlt, was aber mein eben gespendetes Lob durchaus nicht zu beeinträchtigen vermag.

*) Aus: „Besuch bei den Kannibalen Sumatras.“ Erste Durchquerung der unabhängigen Batak-Lande von Joachim Freiherr von Brenner. Würzburg 1894, Verlag von Leo Woerl, f. f. Hofbuchhandlung.

In den ersten Vormittagsstunden traf der eigentliche Stellvertreter des Túwan ein, der schon vor unserer Ankunft in einer Mission nach Si Laláhe geschickt worden war. Er war wie jener von Pengambátan ein lauter Patron, und führte sich bei uns mit der ungestüm vorgetragenen Bitte um eine Hofe ein. Um 11 Uhr versammelten sich auf unser Drängen die Ruderer im Hause des Túwan, der nun jeden einzelnen vor unseren Augen auszählte. Dann begann der Transport des Gepäcks nach der Bucht, wo unser Boot bereitlag. Ich ging zuerst ab, während Herr von Mechel die Lasten unter die Leute verteilen sollte.

Als alles beisammen war, wurden Kisten und Koffer gleichmäßig in der Solu verteilt und für die Ruderer Sitzbänke aus Pisangstämmen und Holzstücken hergerichtet. Der Túwan hatte sich auch eingefunden, um noch einmal Abschied von uns zu nehmen, und mit ihm viel neugieriges Volk, während nackte braune Kinder mit der Geschicklichkeit von Affen an den nahen Bäumen emporkletterten, um auf den über das Wasser hinragenden Ästen hinzulaufen und schließlich aus der Höhe in den See zu springen.

Nachdem wir und die 36 Ruderer, von welchen je zwei und zwei auf den hergerichteten Bänken zu sitzen kamen, Platz genommen hatten, stießen wir vom Lande. Es war 1 Uhr. Zur Feier des bedeutungsvollen Augenblickes gaben wir mit Winchester und Vetterli mehrere Schüsse gegen das steile und hohe Ufer ab, welche von dort in vielfachem Echo wie Donner widerhallten, dann zog ich noch das Flügelhorn hervor und sandte meinen letzten Abschiedsgruß, untermischt mit militärischen Signalen, nach der gastlichen Bucht von Megóri. Die Ruderer waren in der vortrefflichsten Stimmung und unter dem allgemein üblichen Gesänge:



setzten sie allesamt kräftig ihre Ruder ein, und wir flogen rasch über die glatte Fläche hin.

Das Wetter schien uns günstig; ein ziemlich reiner, blauer Himmel wölbte sich über uns, kein Lüftchen kräufelte die glänzende Oberfläche des schönen Sees. Wir befanden uns ganz vorn im Boote und blickten mit wachsender Begierde und einer gewissen Selbstbefriedigung bald nach dem zurückweichenden und sich nach beiden Seiten entrollenden Ufer, bald nach der vor uns liegenden Pulo Tóba, der wir zustrebten, indem wir unseren Kurs auf die Maja-Inseln richteten. Wir befanden

uns in hochgehobener Stimmung und brannten vor Sehnsucht und Neugierde, um die geheimnisvolle, so unnahbare, durch Jahrhunderte gehütete Insel kennen zu lernen. Aber bei lachendem, wolkenlosem Himmel, spiegelglatter See unser Ziel zu erreichen, wäre zu schön gewesen. Fast plötzlich — und dies ist eine Eigentümlichkeit des Sees, die wir noch des öfteren kennen lernen sollten — sprang eine steife Brise auf, welche den See alsbald in ziemliche Aufregung brachte, so daß die Wellen hoch gingen und unser langes, schmales Fahrzeug zu tanzen anfang. Mittlerweile waren wir den Raja-Inseln ganz nahe gekommen, konnten aber des hohen Seeganges wegen nicht anlegen, was um so bedauerlicher war, als wir diesen Punkt besonders geeignet für Messungen hielten, da man von ihm aus das ganze nördliche Becken übersieht und er gleichzeitig die Nordspitze der Insel, das Kap Sákai markiert. Die Inseln selbst sind kleine, unbewohnte und mit Gras bewachsene Felsblöcke, die nur wenige Fuß über den Seespiegel emporragen. Indem wir diese südlich umfuhren, gelangten wir beim Kap Sákai dicht an die große Insel Bulu Lóba, an deren Küste wir eine ganze Reihe von Ortschaften bemerkten. Hier weideten Büffel und arbeiteten Frauen in den an den sanfteren Abhängen angelegten Feldern. Auch Männergestalten tauchten hin und wieder auf, die der Anblick unserer Solu in Erstaunen und Aufregung versetzte. Manche eilten dem Strande zu, machten Zeichen, riefen uns an, frugen nach unserem Vorhaben und forderten uns auf, anzulegen. Wir schenkten ihnen aber kein Gehör und ruderten weiter. Uns dicht an der Küste haltend, kamen wir in die Seeenge, die hier eine Breite von ungefähr $5\frac{1}{2}$ km hat und nach der sie am entgegengesetzten Ende begrenzenden Landzunge als die Straße von Si Ganl bezeichnet werden kann. Wie groß war unser Erstaunen, nun die bedeutende Ausdehnung der Insel nach Süden wahrzunehmen, denn ihre Größe wuchs in diesem Augenblicke um ein Beträchtliches. Dabei erhebt sie sich zur gleichen Höhe, wie die den See umfassenden Ufer, also beiläufig 600 m über dem Seespiegel.

Die Oberfläche des Sees glättete sich wieder, der Wind hatte sich gelegt, aber düstere Wolken hingen am Himmel, die sich jeden Augenblicke zu entladen drohten. Dennoch besserte sich die durch den Wind und die hohe See beeinflusste Stimmung der Ruderer, und auf allgemeines und speziell Butus Verlangen nahm ich wieder mein Flügelhorn zur Hand. Das wirkte nun recht als Zauberhorn, überall wurde es lebendig, allenthalben tauchten Gestalten auf, die plötzlich wie aus dem Boden gewachsen dastanden, oder aus den Orten herbeigeeilt waren, um zu erfahren, was

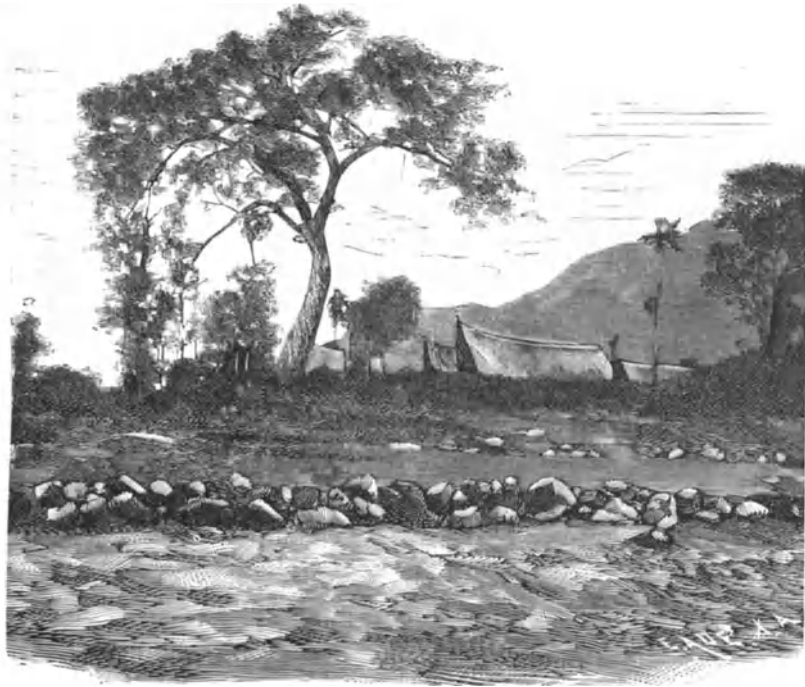
die Töne, die sie noch niemals vernommen, wohl zu bedeuten hätten. Mit dem größten Erstaunen sahen sie uns im Boote nahen und dieser ungewohnte Anblick erklärte ihnen alles.

Leider fing es nun an zu regnen, wir begrüßten daher mit Freude die vor uns sich öffnende Bucht von Umbarita,*) in der wir nach 3½ stündiger Fahrt, nachdem wir einen Weg von beiläufig 27 km zurückgelegt hatten, um 4½ Uhr anlangten und dicht neben der Mündung eines unbedeutenden Flüsschens landeten. Hier lag eine mit Waren schwer beladene, gedeckte Solu, die, wie uns berichtet wurde, nach Balige abgehen sollte, von wo sie gekommen war.

Wir betraten nun wirklich die geheimnisvolle Insel und befanden uns im Herzen der Bataklande. Während wir mit dem Ausladen unseres Gepäcks beschäftigt waren, erschien der Sohn des hiesigen Häuptlings, ein schneidig, aber auch tyrannisch aussehender junger Mann von etwa 25 Jahren, dessen Kopftuch mit einer silbernen Kette geschmückt war. Der Stellvertreter des Tüwan von Negóri, den uns dieser als Führer gegeben hatte, teilte ihm mit, daß wir gekommen seien, seinen Vater zu besuchen und ihm Geschenke zu überbringen. Als jener antwortete, fiel uns seine scharf akzentuierte, kurz herausgestoßene und kräftig klingende Sprache mit tiefen Vokalen und harten Konsonanten auf. Nach einigem Hin- und Herreden nötigte er uns, ihm zu folgen, er wolle uns, sagte er, zu seinem Vater führen. Das flache, den steil ansteigenden Bergen vorgelagerte Land zog sich wohl in der Breite von über einem Kilometer hin. Der Weg führte dem Bache entlang, den wir dreimal überschreiten mußten. Etwa 60 Schritte vom Strande lag der erste Weiler, dessen Wall mit Stein verkleidet und mit dichtem Bambus bewachsen war. Ein schmaler Toreingang auf der südlichen, dem Bache zugekehrten Seite stellte die Verbindung nach außen her. Hier lag ein etwas altersschwach aussehendes und krumm gewordenes Boot. Als wir den Weiler erreicht hatten, in welchem der Häuptling wohnte, führte man uns zum zweiten Hause, vor dem sich wie vor dem ersten ein Gehege von dürrem, in den Boden gestecktem Reisig als Schutzwand befand. Der Ausgang war unter dem Gebäude angebracht, und wir gelangten über eine fünf sprossige Leiter durch eine Falltüre in das dunkle Innere, in welches nur da und dort eine Ritze im Dache einen schwachen Lichtstrahl einfallen ließ. Nachdem sich unsere Augen an das Halbdunkel gewöhnt hatten, gewahrten wir, daß wir uns in einem mäßig großen und

*) Umbarita bedeutet Goldfinger.

nicht sehr hohen Raume befanden, in dessen Mitte eine verwahrloßt aussehende Feuerstelle stand. Es sah hier überhaupt nicht sonderlich fürstlich aus. Gleich neben dem Aufgange in der rechten Ecke des Hauses erhielten wir einen Platz für uns und unser Gepäck angewiesen, — wo letzteres auch alsbald untergebracht wurde, während sich die Ruderer bis auf Bútu und die beiden Diener für die Nacht anderswo ein Unterkommen suchen mußten.



Ambarita.

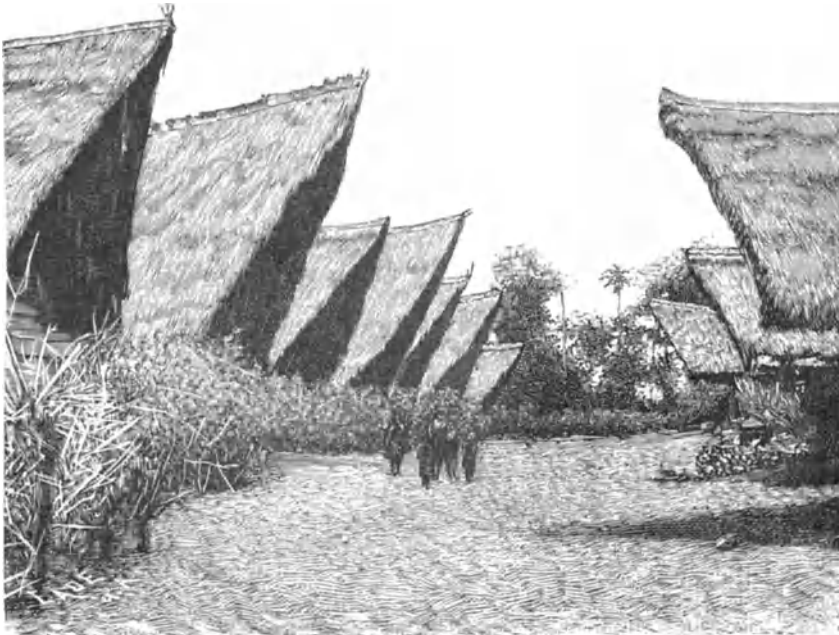
Vom Häuptling war nichts zu sehen und wir erfuhren, daß wir nicht in seinem, sondern im Hause seines Sohnes wären, wohin uns dieser aus egoistischen Gründen geführt hatte. Nach etwa einer halben Stunde erschien der Rádja von Ambarita, ein behäbiger alter Mann, dessen rundes bartloses Gesicht von Zufriedenheit zu strahlen schien, während seine Züge ein Gemisch von Gutmütigkeit und Falschheit aussprachen. Er nahm bei uns Platz, und nach dem Austausch der üblichen höflichen Phrasen überreichte ich ihm und seinem Sohne die Geschenke. Leider hatte ich keine große Wahl mehr, denn gerade von dem Pulver, der auf

der Insel am meisten geschätzten Ware, war viel verloren gegangen. Versuchsweise legte ich den Gaben zwei Federmesser bei und war sehr angenehm überrascht, als ich die freudigen Gesichter der Leute beim Überreichen derselben sah. Überhaupt schienen die Geschenke zu befriedigen, und die Stimmung wurde eine recht gehobene. Beim Häuptlingssohne aber steigerte sich der Appetit mit dem Essen, indem er immer mehr haben wollte und uns den ganzen Abend mit Bitten quälte. Sogar zu unserem bescheidenen Abendmahle stellte er sich ein und bettelte uns ein Stück Huhn und einen Löffel Reis von dem Teller weg, obwohl dem Hause gegenüber seine Vorräte aufgespeichert waren und er gewiß keinen Mangel litt.

Welche Veränderung hatte sich aber wohl mit unserem Führer, dem Stellvertreter des Túwan von Negóri vollzogen? Er war plötzlich ganz schlechter Laune, ja geradezu unhöflich gegen uns geworden und hatte auf unsere wiederholte Aufforderung, den Häuptling wegen einer Solu zur Fortsetzung unserer Reise anzusprechen, jedesmal eine Ausrede. Nach dem Essen legte er sich gar auf den Boden und schloß die Augen, womit er sich für heute von uns beurlaubte. Dann als er, wie es schien, wirklich schläfrig wurde, verließ er, ohne ein Wort zu sagen, das Haus. Der Häuptling meinte, er sei böse auf uns, begreife aber nicht, wie ein solcher Mensch Stellvertreter des Túwan von Negóri sein könne. Was ihn so verdrießen konnte, war uns durchaus unfaßlich. Wir brachten nun selbst das Gespräch auf unsere Weiterreise, bemerkten aber bald, daß wir in diesem Punkte die größten Schwierigkeiten zu überwinden haben würden und nur mit der größten Vorsicht und Überlegung die Leute behandeln müßten, um unseren Zweck zu erreichen, und vor allem den Häuptling uns willfährig zu machen. Dieser antwortete jedoch mit Ausflüchten in äußerlich ganz höflicher verbindlicher Form, indem er behauptete, daß er gar keine Solu besitze, eben im Kriege lebend, jeden Tag einen Überfall des Feindes zu gewärtigen habe und dergleichen Dinge mehr. Dabei war es eigentlich stets sein Sohn, der uns die Antworten gab, indem er seinem Vater ins Wort fiel, während dieser uns halb freundlich, halb verschmigt anlächelte und seinen Betel wegen Mangels an Zähnen in einem kleinen Mörser auf dem Boden zerstampfte.

Das Haus hatte sich bald nach unserer Ankunft dicht mit Menschen gefüllt, so zwar, daß uns kaum Platz zum Essen blieb. Diese Berrichtung erregte wie überall ganz besonders Erstaunen. Alles drängte sich herbei und wollte sehen, was für sonderbare, von ihnen doch so ganz verschiedene Menschen die Weißen seien, die sich beim Essen statt der Hände verschie-

denen metallener Instrumente bedienten. Dieser unbeschreibliche Andrang, der uns und die als Tische dienenden Kisten in Gefahr brachte, der entsetzliche Lärm, das Schreien und Lachen, das Deuten und Befühlen nahm der Situation jede Gemütlichkeit, so daß wir den Rädja ersuchten, zu veranlassen, daß doch wenigstens ein Teil der Leute das überfüllte Haus räume. Dies geschah auch glücklicherweise, und die Falltüre wurde zugeschlagen. Wir hatten wieder etwas Luft; als wir uns



Weiler des Häuptlings von Ambarita.

aber zur Ruhe begeben wollten und mein Feldbett aufgeschlagen war, entstand neue Aufregung unter den Zurückgebliebenen, und alle drängten sich heran, um uns beim Entkleiden zuzusehen. Jede unserer Handlungen wurde kommentiert und gedeutet; so trugen wir nach ihrer Meinung Jacken an den Beinen und schälten unsere Füße, als wir die Strümpfe auszogen usw. Durch das Auslöschen der Kerzen befreiten wir uns schließlich von den Zubringlichen, aber an Schlaf war nicht zu denken. Der alte Häuptling hatte zwar mit den meisten der Gäste das Haus verlassen, aber der junge Mann war noch da und saß mit drei anderen jungen Leuten zusammen, mit denen er spielte, schwatzte und Opium rauchte.

Dabei ging es übermäßig laut her, ohne daß auf uns die geringste Rücksicht genommen wurde.

Der Hausherr führte das große Wort und schien viel über uns zu sprechen, wahrscheinlich nicht in den freundlichsten Ausdrücken; denn ich sah beim Scheine seines matten Lichtes, wie er oft mit den Augen nach uns herüberwinkte und sich zeitweilig zu überzeugen suchte, daß wir schliefen. Erst um 2 Uhr wurde es still und dunkel. Aber auch jetzt mied mich der Schlaf. Ich hatte das Gefühl, mich in einer Räuberhöhle zu befinden, in welcher wir nur geduldet wurden, um ausgenutzt zu werden, und erinnerte mich an die Worte Junghuhns, der von dem System der Abschließung dieses Volkes spricht. Befanden wir uns doch gerade auf jenem Gebiete, auf welchem bis zum heutigen Tage mit Grausamkeit und Unerbittlichkeit das Eindringen von Fremden und besonders von Europäern verhindert wurde, und der Hädat jeden unberufenen Eindringling vogelfrei erklärt, der dadurch dem Tode verfällt, während sein Leib den Hüttern des alten Gesetzes zum grausen Fraß wird. Daher zittern die Malahen vor den Batak, von denen sie mit Abshen sprechen und schauern, wie wir das schon gesehen hatten, selbst vor der Zumutung, das Nachbargebiet betreten zu sollen. Es war daher wohl begreiflich, daß von den verschiedenen Führern und Trägern, die wir für die Reise aufgenommen, nicht einer mehr bei uns war. Von unserem klugen Benehmen und von der Gunst der Verhältnisse hing nun wohl das Gelingen unseres Werkes ab. Die moralische Überlegenheit des Europäers und die instinktive Furcht oder Schen der Eingeborenen vor diesen boten uns die wichtigsten Handhaben zur Durchführung unseres Willens und damit unseres Planes. Ich fühlte deutlich, wie sehr sich mit dem heutigen Tage die Szenerie um uns geändert, wie wir eine ganz andere Luft atmeten und eine schwüle Atmosphäre uns umgab. Wir mußten auf unserer Hut sein und hierzu vor allem den Charakter der Inselbewohner studieren und zu ergründen suchen. Dann dachte ich wieder zurück an all' das, was wir bisher glücklich durchgemacht, und verweilte im Geiste bei den letzten Tagen — in Negori, wo wir uns so wohl und zufrieden gefühlt.

Ich hatte nicht lange der Ruhe pflegen können, da wurde es schon laut und lebendig im Hause, und die Frauen traten ihr Tagwerk an. Nicht viel später füllte sich der Raum mit Leuten, die es nicht erwarten konnten, uns wieder zu sehen und beim Erwachen und Ankleiden zu beobachten. Mit diesen erschien auch unser bisheriger Führer, der ganz gegen den Befehl seines Herrn erklärte, uns nicht bis Balige begleiten, sondern schon von hier zurückkehren zu wollen. Der hiesige Rádja, meinte

er, würde uns statt seiner führen. Es verging auch der ganze Vormittag mit diesbezüglichen Unterhandlungen, die teils sehr geheim — mit dem Häuptling allein außerhalb des Weilers — teils aber öffentlich im Hause gepflogen wurden. Der Rádja machte zur Bedingung, daß man ihm gleich hier im voraus das ganze Fahrgeld entrichtete. Es war ziemlich klar, daß er uns auf irgend eine Art übervorteilen wollte; denn wenn er schon nicht auf die Bezahlung am Schlusse der Fahrt in Balige einging, hätte er sich wenigstens mit einer Teilzahlung zufrieden stellen müssen.



Insel Tobaner. Bewohner von Ambarita.

Wir beabsichtigten demnach, seine Leistung möglichst lange in Anspruch zu nehmen und den Fahrpreis zu restringieren, was uns schließlich auch gelang.

Bútu zeigte sich als unser einziger, wirklich anhänglicher und verlässlicher batakischer Freund, der zu jedem Dienste bereit war und uns auch über die Stimmung im Orte berichtete. Er erklärte, bei uns zu bleiben und uns bis Balige zu begleiten, trotzdem all die übrigen Ruderer mit dem ergrimmteten Stellvertreter in den ersten Nachmittagsstunden nach Negóri zurückkehrten; für uns waren seine Dienste von unschätzbarem Werte.

Nachmittags glückten mir einige photographische Aufnahmen, bei welchen ich die Neugierde der Leute ausnutzte, so daß ich sie, ohne einen

Verdacht zu erregen, abnehmen konnte. Ich zeigte ihnen dabei einen Feldstecher und ließ sie durch den Apparat sehen, was besonders den Häuptling unterhielt. In einem günstigen Momente, in welchem ich die Aufmerksamkeit der Leute auf etwas anderes lenkte, schob ich dann die Kasette ein. Als ich aber wieder einmal unter dem schwarzen Tuche verschwand und durch den Apparat auf sie sah, fingen sie doch an, unruhig zu werden und bald wurden sogar Stimmen laut, welche von Sterben und verhängnisvollem Zauber sprachen. Zur Beruhigung stellte ich mich unter sie und ließ den Häuptling durch das Objektiv sehen, was sie wenigstens für so lange beruhigte, als ich brauchte, um wieder eine Aufnahme zu machen.

Später wurde es mir möglich, in einem unbeobachteten Stündchen einen kleinen Ausflug nach den Bergen zu unternehmen, mit der Absicht, einen möglich hohen Punkt zu erreichen, von dem aus ich gleichzeitig einen Einblick auf das Hinterland erlangen konnte. Leider wurde dies durch die Ungunst der Witterung vereitelt. Auf dem Wege kam ich an zwei Hütten vorüber, welche von Töpfern bewohnt waren und konnte sehen, wie eben große und kleine kugelförmige Gefäße in einem Haufen von Gras und Reisig gebrannt wurden.

Der Fußpfad, dem ich folgte, führte am Bache entlang, an dessen beiden Ufern Sawahs in Terrassen angelegt waren, in welchem hier und da eine Frau arbeitete. Ein großer Teil der Felder lag aber brach, und ich konnte bemerken, daß der Feldbau sich nur auf das notwendigste Lebensbedürfnis beschränkte. Es herrschen eben auf der Insel zu unsichere Verhältnisse; die Bewohner sind von einem Tage auf den anderen des ungestörten Genusses von Leben und Freiheit nicht sicher; denn Krieg, See- und Menschenraub sind an der Tagesordnung. Um so reicher scheint dafür die Natur sich zu entfalten, denn nirgends hatte ich bis dahin so viele Vögel und eine so große Zahl und Mannigfaltigkeit von Schmetterlingen und Käfern beobachtet. Von einem etwa 200 m hohen Punkte aus bot sich ein hübscher Blick über das vorgelagerte flache Land, welches mit befestigten Weilern übersät war, zwischen denen hier und da ein einzelner malerischer Baum emporragte, und ich über sah außerdem einen Teil der Seeenge, die auf der anderen Seite von steil emporstrebenden Ufern eingerahmt ist. Lange konnte ich mich jedoch dieser Aussicht nicht erfreuen; denn es erhob sich ein heftiger Wind, der, im Verein mit dumpf rollendem Donner (der den Grund unter meinen Füßen wie einen hohlen Resonanzboden erdröhnen machte), mich so rasch als möglich zur Heimkehr trieb. Ich kam eben im Hause an, als unter grell leuchtenden Blitzen,

ohrenbetäubendem Donner und prasselndem Regen ein furchtbares Gewitter niederging. Als dieses nachgelassen hatte, trat ein Mann ein, der uns aufforderte, Enten, die sich vor dem Unwetter an das Ufer geflüchtet hätten, zu schießen. Wir hatten schon auf der Fahrt hierher einige gesehen, welche, da sie sich zwischen Fischerbarke herumtrieben, es uns unmöglich machten, einen Schuß abzugeben; so war ich nun gern bereit, der Einladung zu folgen. Der Weg ging durch sumpfige Reisfelder, in deren Schlamm ich bis zu den Knien versank. An der Bucht angelangt, schoß ich zwei Exemplare, von denen ich jedoch nur eines bekommen konnte. Als die Leute meine Trophäe sahen und an derselben dicht unter dem Kopfe eine Wunde entdeckten, hielten sie mich für den berühmtesten Schützen der Welt; denn sie glaubten nichts weniger, als daß ich diese einzige kleine Kugel auf 80 Schritte abgeschossen und damit getroffen hätte. So unterhaltend das auch klingt, diese Meinung brachte uns manchen Vorteil und erhöhte unser Ansehen wesentlich.

Abends wurde ein Teil des Gepäcks von den Eingeborenen untersucht und mein Wecker auch hier produziert und kopfschüttelnd betrachtet. „Da drin muß sein Großvater wohnen,“ meinte einer der Leute, was die übrigen als die einzige Erklärung dieses wunderbaren Dinges akzeptierten. Als ich beim Scheine meiner roten Lampe Platten wechselte, rief dies neues Erstaunen hervor; Totenstille herrschte im Hause und nur einzelne wagten leise zu lispeln. Dann mußte ich, von Bütu in guter Absicht verraten, auf dem Flügelhorne etwas vorblasen und war fast gezwungen, an die Macht der Musik auch an diesem entlegenen Winkel der Erde zu glauben; denn die lauten Töne, die scharfen Signale schienen den Leuten zu Gemüte zu sprechen und zu imponieren, und als ich das Instrument wieder vom Munde absetzte, herrschte nachdenkliche Stille, welche sich aber mit einem Male in stürmischen Applaus verwandelte.

Eine günstige Botschaft wurde uns durch die Eröffnung zu teil, daß schon am folgenden Morgen eine Solu für uns bereit liegen werde. Wir beschloßen daher auch, sofort aufzubrechen. Der Häuptling sollte unter allen Umständen mit; wir erklärten ihn für unser Wohl und Wehe verantwortlich, da er sich durch die Annahme des Geldes verpflichtet habe, uns bis Balige zu bringen. „Ich werde euch nach Kräften vor bösen Menschen schützen und euch mit meinem Boote so weit bringen, als ich kann,“ war seine wenig präzise Antwort, wobei wir es vorläufig bewenden ließen, um ihn nicht noch vor der Abreise kopfscheu zu machen.

Zur Vorsorge ließen wir noch den Reis für den nächsten Morgen kochen, die erlegte Ente sollte eine Abwechslung in das Menu bringen.

Der Sohn des Häuptlings belästigte uns bis spät in die Nacht, indem er in unserem Gepäck nach Gegenständen suchte, die er brauchen könnte oder die ihm wenigstens begehrenswert erschienen. Erst bat er Herrn von Mechel um eine schwarze Jacke, und als dieser erklärte, keine zu besitzen, durchstößerte er seinen Handkoffer, wobei er doch eine solche entdeckte und empört ausrief: „Da hat er eine Jacke und will sie mir nicht geben.“ Hierauf verlangte er von mir Leinenzeug, worauf ich, um mich seiner zu erwehren, kurzweg erklärte, ich besitze keines mehr; als aber mein Bett gemacht wurde und das Leinzeug zum Vorschein kam, sagte er in höchster Entrüstung: „Mir sagst du, du hättest kein Leinenzeug mehr und nun schläfst du doch auf einem weißen Lappen!“

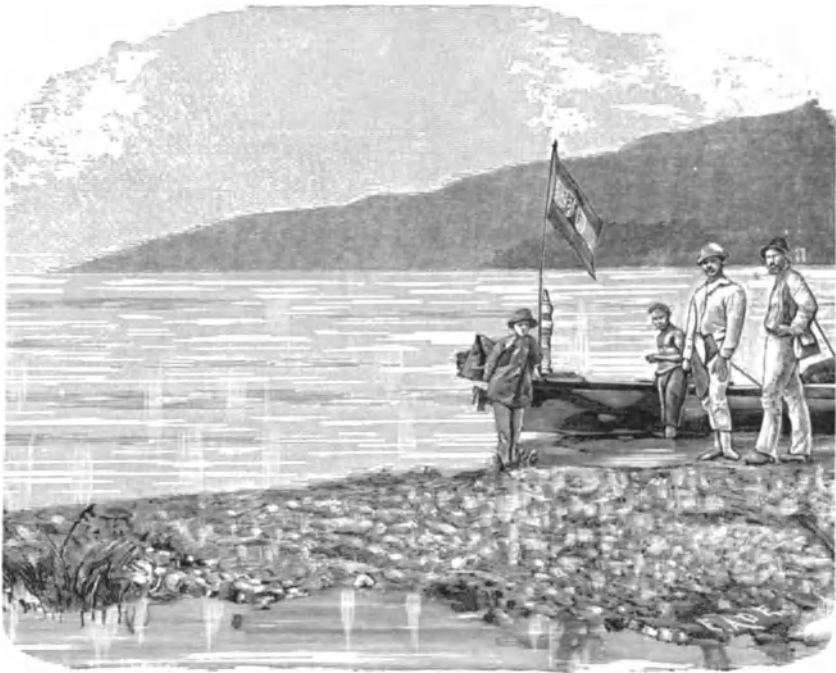
Unter dem 16. April beginnen die Aufzeichnungen in meinem Tagebuche mit folgenden Worten: „Diese Zeilen schreibe ich gegen meine Gewohnheit eine Woche später. Warum wird aus dem Nachfolgenden ersichtlich werden. Die Treue der Darstellung hat durch diesen Umstand nicht gelitten, denn die Erinnerung an diese Zeit ist eine so lebhaft, als daß sie sich rasch verwischen könnte. Solange ich lebe, werde ich an die Tage denken, von denen ich glaubte, daß sie meine letzten seien!“

Die Leute von Ambarita hatten, was unsere Abreise betrifft, Wort gehalten; denn als ich mit dem ersten Morgengrauen aufstand und mich zum Abmarsche bereit machte, folgten alle meinem Beispiele, und das Gepäck war kaum geordnet, als man auch schon anfing, es an das Ufer zu schaffen, wohin ich mit der ersten Abtheilung vorausging. Als alle versammelt waren, entdeckte ich zu meinem nicht geringen Ärger, daß auch der Sohn des Häuptlings uns begleiten wolle, was unseren Einfluß auf diesen letzteren wesentlich beeinträchtigen mußte. Die Solu, welche uns weiterbringen sollte, war jenes armselige Fahrzeug, das wir bei unserer Ankunft als halbes Wrack vor dem Walle des nächsten Weilers hatten liegen sehen. Da befand sie sich auch jetzt noch, nur war sie durch den letzten Regen mit Wassergefüllt, das erst ausgeschöpft werden mußte, bevor man sie in den See schaffen konnte, eine Arbeit, die unsere Abfahrt doch bis 8½ Uhr verzögerte.

Als wir nun endlich über die glänzende Seefläche, auf welche die Sonne so warm und hell herniederschien, an den freundlichen Ufern der Insel dahinglitten, da zog ein Gefühl des Wohlbehagens und der Zuversicht in unser Gemüt, das uns alles Unangenehme vergessen ließ und neue Hoffnung in uns erweckte.

Nur in dem Gesange der Ruderer, dem „Solijaha holera“ lag etwas, was uns unheimlich berührte und unsere Herzen zusammenschürte, ohne daß wir uns Rechenschaft geben konnten, woher das kam.

Unsere Fahrt war erst gegen Osten gerichtet, bis wir die Spitze der Halbinsel *Tul-tul-ni-asu* erreichten, von wo aus wir fast rein südlichen Kurs einschlugen. Es wurde flott gerudert, und *Bätu* zeichnete sich durch sein schönes Singen aus, wofür ich zur Belohnung ein Liedchen blasen mußte. Nun begann der Seearm sich merklich zu verengen, und auf der Insel wurden die ersten Weiler von *Löntong*, dem bedeutendsten Distrikte an dem östlichen Ufer der Insel, sichtbar. Wir näherten uns diesen, indem



Landung in *Löntong*.

der Häuptling erklärte, daß wir dort anlegen und den *Kädja* um eine seetüchtige *Solu* ersuchen müßten; der Zustand unseres Fahrzeuges, das man überdies nur schwer lenken konnte, ließ es wünschenswert erscheinen, sich nach einem anderen umzusehen.

Nach $1\frac{1}{2}$ stündiger Fahrt, in welcher wir doch ungefähr 16 km zurückgelegt hatten, stiegen wir bei einem kleinen Weiler ans Land. Dieser war umgeben von steinbedeckten und bambusbewachsenen Mauern und hatte nach dem See zu den Eingang. Unter einem auf Steinfäulen ruhenden Schuttdach lagen drei *Solus* geborgen. Aber nicht diese, sondern

die Steinsäulen zogen meine Aufmerksamkeit in erster Linie auf sich, da ich an ihnen Skulpturen entdeckte.

Inzwischen waren der Häuptling und sein Sohn nach einem weiter landeinwärts gelegenen Weiler gegangen, wo sie den Häuptling aufsuchten und ihn bewegen wollten, an den Strand zu kommen, während ich bis zu ihrer Rückkehr bei den Leuten und der Solu blieb. Herr von Mechel folgte ihnen, teils aus Neugierde, teils um sie zu kontrollieren.

Sie hielten vor einem stattlichen, mit Schnitzwerk und Malerei geschmückten Hause. Der Gesuchte war jedoch abwesend und wie Leute berichteten, im Bade. Man mußte also warten. Als er zurückkehrte, schritt er an Herrn von Mechel vorüber, ohne diesen zu grüßen oder überhaupt die geringste Notiz von ihm zu nehmen, und forderte unsere beiden Bataf auf, mit ihm ins Haus zu treten. Während dieser Zeit gelang es mir, eine Gruppe von Neugierigen, die sich am Strande versammelt hatten, aufzunehmen, ohne daß sie ahnten, was mit ihnen geschah. Die übrige Zeit bis zum Eintreffen des Häuptlings benützten wir zu einem Bade im See, der hier, wie bei Ambarita, in der Nähe des Ufers sehr leicht und reich an Algen ist, die das Schwimmen erschweren.

Während wir noch beim Ankleiden waren, erschien der stolze Bataf, begleitet von unsern beiden Führern aus Ambarita. Es wurde eine Decke am Strande ausgebreitet, auf welcher wir mit ihm Platz nahmen, um die Unterhandlungen zu beginnen. Der Fürst war von auffallend dunkler Hautfarbe und sah sehr pfiffig, aber durchaus nicht vertrauenerweckend aus. Wir begrüßten ihn freundlich, aber stolz und überreichten ihm einige Geschenke aus unserem schon sehr zusammengeschrumpften Vorrat. Hinter ihm saß ein Lanzenträger Posto, der eine kurze, mit Silber beschlagene und roten Haaren reich geschmückte Lanze hielt. Die Verhandlung dauerte lange, führte uns aber nicht zum gewünschten Resultate, indem der Fürst meinte, er müsse, wenn er eine Solu zur Verfügung stelle, uns selbst begleiten; was ihm aber nicht vor 1—2 Tagen möglich sei. So wandten wir uns wieder an den Häuptling von Ambarita, den wir an sein Versprechen erinnerten und verlangten, daß, da hier seiner Vermutung entgegen kein Boot zu unserer Verfügung stünde, er uns in seinem Fahrzeuge weiter bringen müsse.

Widerstrebend willigte er ein, meinte aber, daß es ihm unmöglich sei, unter diesen Umständen eine Fahrt über das südliche Becken zu wagen. Darin mochte er nicht Unrecht haben und daher versprachen wir ihm, bei einem weiter südlich gelegenen Weiler nochmals unser Glück zu versuchen.

Mit diesem Entschlusse brachen wir auf. Als wir aber samt den Rudern im Boote saßen, stand der behäbige Gauner mit seinem Sohne noch am Ufer, ohne Miene zu machen, mit uns zu gehen. Er meinte, da sein Sohn nicht mehr weiter fahre, wolle er bei ihm bleiben und die Rückkehr seiner Solu abwarten. Daß der Sohn streifte, war uns angenehm, doch der Häuptling mußte mit, was denn auch nach einigem Zögern geschah. Wir sahen, wie wenig dem Manne zu trauen sei.

Die Ruder setzten ein, und wieder ging es weiter. Einige Schüsse fanden wir als Abschiedsgruß nach dem ungaßlichen Gestade, und ich nahm das Horn zur Hand und blies unsere schöne Kaiserhymne, während schon den ganzen Tag die österreichische Flagge über unseren Köpfen wehte, die erste Vertreterin Europas auf diesem Flecke der Erde — unter den Kannibalen!

Nach einer halbstündigen Fahrt legten wir um 1½ Uhr bei einem Schutzraum für Boote wieder an. Es waren eben Leute damit beschäftigt, eines der Fahrzeuge ans Land zu ziehen, während andere untätig dastanden und die Arbeit nur zu beaufsichtigen schienen. Wir eilten auf die Gruppe zu und sprachen den Mann, der uns als der Vornehmste unter ihnen dünkte, freundlich an, uns eine Solu gegen gute Bezahlung für die Fahrt bis Balige zur Verfügung zu stellen. Die Antwort war kurz und über Erwarten unfreundlich: „Vor sieben Tagen kann euch keine Solu nach Balige bringen!“ Das klang niederschmetternd; wir waren vom Regen in die Traufe geraten. Weitere Versuche, die Leute umzustimmen, brachte ihre feindselige Geminnung immer offenkundiger zu Tage, so zwar, daß wir den Entschluß faßten, sofort umzukehren und lieber noch einmal beim dunklen Häuptling des nördlichen Teiles von Bontong, der uns in 1—2 Tagen eine Solu in Aussicht stellte, anzufragen.

Während dieser Unterhandlungen hatte man in aller Hast unser Gepäck ans Land geschafft, und als ich mich umsah, ruderte unser Boot bereits weit draußen in dem See. Eine leise Hoffnung beseelte uns, daß, wenn es uns gelänge, den verräterischen Häuptling von Ambarita zu finden, wir ihn vielleicht doch überreden könnten, seine Solu zur Umkehr zu bewegen; aber er war nirgends zu entdecken; hatte er mit seinen Leuten das Weite gesucht?

Der Rückzug war uns auf tückische Art abgeschnitten und wir der Willkür dieser Menschen, die uns nichts weniger als wohlwollend gesinnt waren, preisgegeben; denn wir sahen bald, daß man uns für Blanda, d. i. Holländer, hielt, für Soldaten und Feinde, die nur gekommen seien, das Land auszukundschaften.

Die Stimmung der Leute sprach sich zu deutlich gegen uns aus, als daß alle unsere Gegenvorstellungen und Beteuerungen etwas genügt hätten. Sie wollten uns durchaus nicht glauben, daß mir nur gekommen seien, ihren berühmten großen Häuptling kennen zu lernen und ihm Geschenke zu überbringen, daß wir nicht als Feinde, sondern als aufrichtige wohlmeinende Freunde vor ihnen stünden. Wir wiesen auch auf die neben uns flatternde Fahne hin, welche diejenigen, die schon in Balige gewesen, doch von der der Holländer unterscheiden könnten, aber auch dies vermochte sie nicht zu überzeugen; es war alles in den Wind gesprochen.

Bei mir, sagten sie, sei überhaupt jeder Zweifel ausgeschlossen, denn ich hätte die lichten Augen der Holländer und trüge die Medaille, wie die Soldaten in Balige, womit sie den Georgstaler an meiner Uhrkette meinten.

Es war uns klar, daß wir im Augenblicke nichts ausrichten würden und folgten daher der Aufforderung, nach einem der näher gelegenen Weiler zu gehen, wo man uns unterbringen wolle.

Einige kräftige Leute nahmen unser Gepäck auf die Schulter und schlugen den Weg landeinwärts ein. Wie gewöhnlich ging ich wieder voraus, während Herr von Mechel zurückblieb und den letzten Trägern folgte.

Nach etwa 10 Minuten erreichten wir einen mit Wall und Bambus umgebenen Weiler, der aus nur vier Wohnhäusern bestand. Hier wurde uns ein kleines, auf 10—12 Fuß hohen Bambuspfählen ruhendes Reishaus als Quartier angewiesen, welches selbst für bataksche Verhältnisse erbärmlich war.

Auf einer weitsprossigen Bambusleiter gelangte ich zu dem schmalen und niederen Eingange und befand mich in einem entsetzlich düsteren und schmutzigen Raume, der etwa acht Schritte tief und fünf breit war. Hier sollten wir mit unseren beiden Boys, einem im letzten Augenblicke in Megóri in unser Boot gesprungenen Chinesen, Affam mit Namen, und Bátu (im ganzen sechs Personen) und unserem Gepäck Platz finden. Dicht beim Eingange befand sich etwas wie eine Feuerstelle.

Endlich traf auch Herr von Mechel ein, der durchaus nicht roziger Laune war, und meinte, wir seien da wohl in ein Wespennest geraten. Er erzählte dann, daß die Träger auf dem Wege hierher ihre Überzeugung dahin ausgesprochen hätten, daß wir, so sehr wir auch leugnen wollten, Holländer seien; ferner habe er in Erfahrung gebracht, daß eben hier im Orte die schwarzen Blattern wütheten.

Dies alles trug natürlich dazu bei, unsere Stimmung noch düsterer zu machen, und so kauerten wir auf dem Boden nieder und dachten über unser böses Geschick nach; denn daß wir als Gefangene betrachtet wurden, war uns leider nur zu klar.

Unsere Leute gingen aber rüstig an die Arbeit, um auszupacken und zu kochen. Wir bekamen nicht wie bisher, wenn wir in ein Dorf eingezogen waren, den Besuch neugieriger zudringlicher Menschen, die uns mit lautem Schreien und Treiben umstanden, statt dessen umgab uns eine beängstigende Ruhe, unheimliche Stille, vielsagende Gleichgültigkeit. Wohl erschien dann und wann eine Gestalt am Eingang der Hütte, aber bloß um einen Blick auf uns zu werfen und dann wieder zu verschwinden. Nur drei junge Burschen setzten sich eine Zeitlang vor uns hin, ohne ein Wort zu sprechen.

Nach und nach gelang es uns aber doch, unsere Lage mit einem gewissen Galgenhumor zu betrachten und uns mit dem voraussichtlich langen und unbequemen Aufenthalt einigermaßen auszuföhnen, d. h. die Situation weniger tragisch zu nehmen, ließ sich ja doch heute nichts an der Sache ändern.

Bātu schickten wir fort, um besonders im Weiler des Häuptlings die allgemein herrschende Stimmung und wenn möglich auch die Pläne der Leute auszukundschaften. Er blieb aber weit länger fort, als wir erwartet hatten und es wurde 9 Uhr, ohne daß er zurückkehrte.

Als wir für einen Augenblick unseren Laubenschlag verlassen wollten, um uns etwas frische Luft zu gönnen, bevor wir unser Lager aufsuchten, machten wir die unangenehme Entdeckung, daß die Leiter in der Dunkelheit mit Vorsicht entfernt worden war. Auf unser Rufen antwortete ein Lachen, das die teuflischste Schadenfreude erkennen ließ. Glücklicherweise fanden wir nach kurzer Untersuchung, daß es bei einiger Geschicklichkeit möglich war, mittelst einer Querstange an die Bambusträger des Hauses zu gelangen und so auch ohne Leiter den Boden zu erreichen.

Wir begegneten einigen Leuten mit Gewehren, welche sich in der Nähe unserer Behausung aufhielten, und auch in den vier Häusern war es noch lebendig.

In unsere Speicher zurückgekehrt, gedachten wir mit ängstlicher Spannung Bätus, den wir abwarten wollten, bevor wir uns zur Ruhe begaben. Es stieg schon der Verdacht in uns auf, daß vielleicht auch er uns abwendig gemacht worden sei, was sehr schlimm für uns gewesen wäre, da er uns im gegenwärtigen Augenblicke unentbehrlich war.

Allmählich war es still um uns geworden; wir suchten uns mit Lesen zu beschäftigen, gaben aber auf jedes etwaige Geräusch acht, da wir an Bütus Rückkehr noch immer nicht verzweifeln wollten.

Plötzlich fiel es uns auf, daß Leute um unser Haus schlichen. Es waren wohl Wachen, vielleicht jene, die uns vor kurzem mit Gewehren begegnet waren. Das gab uns neuerdings zu denken und mahnte zu doppelter Vorsicht. Manchmal hörten wir leises Sprechen, aus dem wir einmal doch so viel entnehmen konnten, um mit einem Schläge den ganzen ungeahnten Ernst unserer Situation kennen zu lernen. Eine Stimme sagte: „Wir müssen sie heute Nacht noch überfallen und auf-fressen!“ worauf eine zweite antwortete: „Noch nicht, sie haben noch Licht, es muß später geschehen!“

So schlimm stand es also mit uns! Unser Tod war beschlossene Sache, und der Zufall klang in dunkler Nacht doppelt schaurig. Wieder fielen mir die Worte Jungshuhns ein, die mir in Ambarita den Schlaf ver-scheucht hatten: „Mit Grausamkeit und unerbittlicher Strenge verhin-derten sie stets das Eindringen von Fremden, und ihr Hädat erklärt jeden ungerufenen Fremdling für vogelfrei.“ Ja! Die Wahrheit dieses Ausspruches lag in diesem Augenblicke nur zu deutlich vor unseren Augen. Wer kann das Schicksal ändern?

Tausend Gedanken stürmten auf mich ein, mein Leben lag wie ein aufgeschlagenes Buch vor mir, so kurz und schön und doch so reich an Leid. Viele teure Gestalten tauchten vor mir auf, als kämen sie, um Abschied von mir zu nehmen. Ich glaubte meine Mutter zu sehen, und der schmerz-lich vorwurfsvolle Ausdruck des teuren Antlitzes tat mir unsagbar weh. „Arme Mutter, daß ich dir solchen Schmerz bereite!“ Und so wie sich die Vergangenheit vor mir auftrat und mich tief ergriff, so wählte ich auch zu sehen, was die nächste Zukunft unerbittlich bringen sollte, und doch zog Ruhe und Fassung in meine Seele ein, und ich konnte ohne Bangen dem entgegensehen, was ich für unvermeidlich hielt.

Francis, Assung und Assam schliefen ruhig, so sorglos und friedlich, als wären sie daheim; — wie glücklich die Jungen sind; sollte ich sie wecken? Wozu? Zu unserem Schutze konnten wir ja vorläufig nichts tun, als wachen und das Licht brennen lassen. Wir mußten abwarten, wie sich die Dinge entwickeln würden.

Endlich nach 10 Uhr erschien Bütu, der uns begreiflicherweise auch keine sonderlich guten Nachrichten brachte; sie lauteten jedoch nicht so schlimm, als wir erwartet hatten; denn sie brachten uns auf die Ver-mutung, daß sich unter den Leuten zwei Parteien gebildet hatten, von

denen nur eine unseren Tod begehrte. Zwar war uns das Vorhaben der Milbergesinnten, wenn sie sich einigermaßen an ihr althergebrachtes Gewohnheitsrecht halten wollten, unklar; aber dennoch klammerten wir uns an diesen schwachen Hoffungsstrahl wie Ertrinkende an ein morsches Tau. Bütu erzählte ferner, daß wir von allen für Holländer gehalten würden. „Und was denkst du von uns, Bütu,“ wandten wir uns an ihn, „glaubst auch du, daß wir Holländer seien?“ „Ja,“ erwiderte er etwas verlegen, „aber,“ setzte er sofort freundlich und treuherzig hinzu, „ich habe euch sehr gern und werde euch nicht verlassen!“ Er hat Wort gehalten und ist uns treu geblieben in jenen schweren Tagen, in denen das Damoklesschwert über unserem Haupte schwebte und der Todesengel dicht an uns vorüberging.

Wir erzählten ihm nun, was wir gehört und waren neugierig zu erfahren, welchen Eindruck die Mitteilung auf ihn machen werde.

Draußen wurde es dann und wann wieder laut, man ging also noch immer nicht zur Ruhe, jedes Wort, jeder Ruf oder Schritt war in der tiefen Stille der Nacht deutlich zu hören und geeignet, unseren Verdacht zu erregen. Die Gewehre und Revolver lagen geladen in Bereitschaft, eine Kerze erleuchtete trüb und matt den kleinen Raum, und Bütu saß stumm vor sich hinbrütend bei uns. Oft herrschte lange Zeit Grabesstille, welche nur das gleichmäßige Atmen der sorglos schlafenden Diener und das sonst so gemütliche Ticken meiner Weckeruhr unterbrach. Wie langsam schlich da die Zeit dahin, wie wurden Minuten zu qualvollen Stunden in dieser beständigen Ungewißheit. Plötzlich rief eine Stimme laut in die Nacht, aber undeutlich und unverständlich, in großer Hast, so daß wir Bütu fragen mußten, was dies zu bedeuten habe. „Oh,“ meinte er, „das braucht euch nicht zu ängstigen, da ruft nur jemand um Wasser für einen Blatterranken, der im Sterben liegt!“ Nun wurden rasche Schritte und das Zuschlagen einer Tür vernehmbar; dann war alles still wie zuvor. Wieder verging eine lange Stunde, während welcher sich nur unsere Wächter wohl unabsichtlich dann und wann bemerkbar machten.

Die Uhr zeigte schon auf Eins, da ertönte unerwartet dreimal vielstimmiges Rufen, wie festliche Hochrufe bei einem Gastmahle, und Bütu erklärte, es sei eben ein Kind zur Welt gekommen, welches auf diese Art begrüßt werde.

Dann wurde es abermals still, und selbst unsere Wächter rührten sich nicht mehr; sie waren wohl abgezogen oder eingeschlafen. Als wir endlich um 3 Uhr das Krähen der Hähne vernahmen, glaubten wir für den Rest der Nacht keine Besorgnis mehr empfinden zu müssen. Noch einige

Stunden und der erste Schimmer des grauen Morgens brach durch die Fugen unserer Behausung und weckte die Schläfer.

Wir aber waren von dem Wachen und der Aufregung müde und gedachten nun noch etwas Schlaf nachzuholen. Kaum hatten wir uns jedoch auf unserem Lager ausgestreckt, als der Ruf „Musuch! Musuch! (Feind! Feind!) zu uns drang und sich eine große Aufregung im Weiler bemerkbar machte. Es entstand ein Laufen und Schreien, und alles griff nach den Waffen. Ein heftiges Rütteln an unserer Hütte verriet, daß jemand eilig die wieder angelehnte Leiter hinaufkam und alsbald erschien am Eingang einer der Rädjas und sprach mich um ein Gewehr gegen den Feind an. Die ersten Marmesignale hatten in uns den Verdacht erregt, daß diese stürmischen Rufe „Feind! Feind!“ uns gelten sollten und das Zeichen seien, uns zu überfallen und niederzumachen. Auch in diesem Augenblick war ich nicht frei von Besorgniß, gab dem Manne aber doch eines der Schrotgewehre mit vier Hasenpatronen, worauf er befriedigt fortstürmte. Nach kurzer Zeit krachten in einiger Entfernung mehrere Schüsse. Herr von Mechel hatte sich ein Stück um die Mauer nachgeschlichen, konnte aber nichts erspähen. Wir erfuhren dann, daß Leute von Si Gaul dagewesen seien und zwei Frauen geraubt hätten. Die Lontonger waren aber zu spät auf dem Schauplatz erschienen, um den Räubern ihre Beute wieder zu entreißen. Der Rädja blieb, als er das Gewehr zurückbrachte, eine Zeitlang bei uns, und nach und nach folgten noch andere Eingeborene seinem Beispiele. Jetzt erst konnte ich den auffallenden Mann mit Muße betrachten und war erstaunt über sein schönes, edles, durchaus nicht bataksches, sondern geradezu arisches Profil, das sich durch eine feingeschnittene Adlernase und das energisch zugespitzte Kinn auszeichnete. Der Ausdruck seiner Augen verriet Intelligenz und Entschlossenheit.

Schließlich erschien auch der eigentliche Häuptling des Ortes, ein noch jüngerer, etwas weiblich gebauter Mann mit beständig sich verändernden Zügen und einem unstäten und daher unheimlichen Blick. Die Verhältnisse brachten es mit sich, daß allmählich ein Gespräch in Gang kam. Wir wurden befragt, was wir von ihnen und unserer Situation dächten und ob wir Furcht vor ihnen hätten. Dann erkundigten sie sich eingehend nach dem Inhalte der einzelnen Kisten und Gepäckstücke, und nach und nach entwickelte sich eine wirkliche Konversation, indem sie auf den Missionar Nomenzen in Balige zu sprechen kamen, von welchem sich einige Bibeln in batakscher Sprache in ihrem Besitze befanden. Es schien ihnen Vergnügen zu machen, uns ihre Bildung zu zeigen, indem sie mit

uns von diesem Buche sprachen. Sie erzählten vom Lurwan Gesu (Herrn Jesus), vom Könige David usw. und es war vor allem der Rädja mit dem auffallenden Profil, den ich dieser Kenntniſſe halber den frommen Kannibalenfürsten nannte, der darin besonders gut Bescheid wußte. Uns schien es, als suchten sie durch das Gesprächsthema zu erforschen, in welchem Verhältnisse wir zu den Missionaren stünden, während wir zugleich die für uns jedenfalls günstige Wahrnehmung machten, daß sie mit sichtlicher Hochachtung von Missionar Nomenſen sprachen, was uns auf den Gedanken brachte, seine von den Leuten so geschätzten Eigenschaften, wie Wahrheitsliebe und Gerechtigkeit, womöglich zu unserer Rettung auszunutzen.

Nachmittags wurden wir vom Haupträdja aufgefordert, ihm nach seinem Weiler zu folgen und die mitgebrachten Geschenke zu überreichen. Mit wenig Vertrauen auf die Ehrlichkeit und Verlässlichkeit dieser Einladung folgten wir derselben, nahmen aber für alle Fälle insgeheim unsere Revolver mit. Francis und die beiden Chinesen blieben zur Bewachung des Gepäcks in der Hütte zurück. Wir mußten vorausgehen, ließen uns aber von Bútu, der die für den Häuptling bestimmten Geschenke trug und gleichzeitig als Claireur dienen sollte, führen. Hinter mir kam Herr von Mechel, dann folgte der große Häuptling und schließlich gegen 30 Batak. Wir hatten begreiflicherweise das Gefühl, eskortiert zu werden.

Die Handlungsweise der Leute wurde uns immer unverständlicher. Waren sie von ihrem ursprünglichen Plane, uns umzubringen, abgekommen, oder konnten sie sich hierüber nicht einigen! Vormittags waren wir gefragt worden, was wir wohl dazu sagen würden, wenn wir einige Monate oder Jahre in ihren Reisfeldern arbeiten müßten, d. h. mit anderen Worten, wenn sie uns zu ihren Sklaven machen würden. Wir antworteten freilich: „Das werdet ihr nicht!“ Was konnte sie aber schließlich daran hindern; denn eine Flucht war unter allen Umständen unmöglich.

Der Pfad, welchem wir nun folgten, führte zwischen Reisfeldern hin, und wir erreichten nach einer Viertelstunde den etwas mehr als einen Kilometer entfernten Weiler, der von einer starken Mauer umgeben war.

Aufmerksam blickten wir und Bútu in den auf der Mauer wuchernden Bambus, der nur zu leicht versteckt lauernde Gewehre bergen konnte. Wir hätten den Schützen auch die Arbeit recht leicht gemacht; denn auf die geringe Entfernung boten wir, einer hinter dem anderen gehend, ein leicht zu treffendes Ziel.

Vor dem Eingange befand sich ein mächtiger Baum, in dessen Schatten einige Leute uns zu erwarten schienen, die sofort in den Weiler eilten, um unsere Ankunft zu verkündigen.

Mit sehr zweifelhaften Gefühlen traten wir durch das enge, niedere Tor in das Innere, wo wir zu unserer Überraschung anfänglich nur vier Männer sahen. Es herrschte Totenstille, und der Ort schien wie ausgestorben. Doch dauerte es nicht lange, so wurde es laut und lebendig, ja bald befanden wir uns in der Mitte eines uns dicht umdrängenden Menschenknäuels.

Dann wurden wir aufgefordert, in das öffentliche Gebäude zu treten, in welchem Matten ausgebreitet waren und wo zu unserer nicht geringen Verwunderung ein Armsessel stand, auf welchem wir abwechselnd Platz nehmen mußten. Der Häuptling war nicht anwesend; er hatte sein Haus aufgesucht, um die Mahlzeit einzunehmen. Als er nach ungefähr einer Viertelstunde eintrat, überreichte ich ihm meine Geschenke, bestehend aus rotem Zeug, einer Jade, einigen Kopftüchern und einem Revolver mit 50 Patronen, nach welchem er so heftig griff, als fürchte er, es könnte mich gereuen, ihn aus der Hand gegeben zu haben. In der That war es ein gefährliches Geschenk, das ich ihm da überreicht hatte, aber erstens war mein Vorrat sehr zusammengeschmolzen und mir nichts anderes übrig geblieben, diesen mächtigen Häuptling genügend auszuzeichnen und zweitens hatte ich meine Handlung wohl überlegt und dabei folgendes im Auge: Ich hoffte, daß gerade die Einhändigung einer solchen Waffe ihn abhalten würde, tätlich gegen uns vorzugehen, da wir uns dadurch gleichsam entwaffneten, und ferner er durch dies Geschenk, das ihn in den Augen seiner Landsleute so mächtig machte, für uns günstig und veröhnlich gestimmt werde.

Der Rädja versuchte sofort die handsame Feuerwaffe, indem er von dem einen Ende des Gebäudes nach dem Walle schuß, wobei ihn die starke unter dem hohen Dache widerhallende Detonation und die kräftige Wirkung des Geschosses sehr befriedigte. Hierauf eilte er wieder in sein Haus und überließ uns längere Zeit unserem Schicksale.

Nun drängten sich Leute heran, um uns ein Buch zu zeigen, das sich als das Evangelium von Matthäus in batakscher Sprache und Schrift erwies. Sie hatten es nebst einigen anderen, wie sie sagten, vom Missionar Nomenjen erhalten. Nach den zahlreichen Fingerspuren auf den ersteren Seiten zu schließen, waren sie wirklich darangegangen, den Inhalt kennen zu lernen, was wir durch einige Gespräche schon erfahren hatten. Wir wurden dann von denselben Leuten wie vorher wieder nach unserem Gefängnis zurückgeleitet.

Als sich der Häuptling uns angeschlossen, erklärten wir ihm, daß wir den Bewohnern dieser Gegend nicht trauen könnten, indem sie Böses gegen uns im Schilde führten und wir aus diesem Grunde das uns angewiesene Haus bisher nicht verlassen hätten außer soeben, um ihm die Geschenke zu überreichen. „Jetzt, großer Häuptling,“ fügten wir hinzu, „haben wir dir unsere freundschaftliche Gesinnung durch Geschenke, unter denen sich auch ein Revolver befindet, genügend bewiesen und erwarten nun von dir Anerkennung und Dankbarkeit. Das aber sagen wir dir für alle Fälle ohne Rücksicht auf deinen Entschluß: uns könnt ihr kein Haar krümmen, ohne daß unsere Brüder in der Heimat davon erfahren und es fällt kein Tropfen Blut aus unseren Adern auf euren Boden, der in diesem Falle, wo Freundschaft mit feindlicher Gesinnung beantwortet wurde, nicht blutig gerächt würde. An dich, den Weisesten und Mächtigsten wenden wir uns, daß du für uns einstehest und wir Freiheit unserer Bewegung erhalten!“

Diese Worte hatten denn auch zur Folge, daß uns der Häuptling seinen Schutz zusagte.

Wir sandten nun Assam mit den für ein Bad notwendigen Dingen an das Ufer des Sees, während die Leute uns nur noch eine kurze Strecke begleiteten und sich dann zu einer Beratung auf freiem Felde niederließen.

Nach Hause zurückgekehrt, füllte sich unsere kleine Behausung allmählich und nahm bald das diesem Lande eigentümliche Aussehen an.

Um die Neugierde der Eingeborenen zu befriedigen, öffneten wir einige Kisten, bei welcher Gelegenheit mehrere Konservenbüchsen ihren Verdacht erregten. Zu ihrer Beruhigung ließen wir dieselben erbrechen und durch Francis ihren Inhalt kunstgerecht zubereiten, den wir ihnen, nachdem wir zuerst gekostet, vorsehten. Damit kam eine gewisse Fröhlichkeit zum Durchbruche, welche die Wolken, die bisher über uns geschwebt, zerstreute und sich endlich auch uns mitteilte. Nun wollten einige, vielleicht auf Grund der bisherigen günstigen Resultate, unser Gepäck noch weiter durchsuchen und hatten es vor allem auf die Kiste mit photographischen Platten abgesehen, welche uns für gewöhnlich als Tisch und Schreibpult diente. Ich konnte diese nicht öffnen, ohne den für mich sehr wertvollen Inhalt zu gefährden, versprach jedoch, ihren Wunsch im Beisein des Missionars Nomenzen zu erfüllen.

Damit gaben sie sich zufrieden und benutzten die Gelegenheit, um neuerdings ihre Kenntnisse der christlichen Religion, mit denen sie so gern prahlten, zur Schau zu tragen.

Einige zählten die 10 Gebote auf, wobei das 7. Gebot lautete: „Du sollst nicht essen, was du nicht bezahlt hast“, andere wünschten die Geschichte von Kain und Abel zu hören, welche wir ihnen zum besten gaben usw.

Nach und nach hatte es den Anschein, als faßten die Leute Vertrauen zu uns. Der Goldschmied unter ihnen griff sogar zu einem einheimischen Saiteninstrument, einer Art Leier, welche er zu schlagen begann, indem er dazu sang. Eines der Lieder gefiel auch uns recht gut, es trug den eigentümlichen Titel: „In der Höhe singt, was in der Tiefe spricht.“

Das Instrument zeichnete sich durch eine große ovale Öffnung im Boden aus, welche bald an die Brust angedrückt, bald von dieser entfernt wird, wodurch reizende Nuancen von piano und forte erzielt werden. In der Form erinnert es an die Rabab Vorderindiens und Kaschmir, sowie an die Kobab der Perser.

Die Stimmung war heiter, die Musik schien die Gemüther versöhnlich anzuregen, und nun hielten wir den Augenblick für gekommen, nochmals mit dem Häuptling zu unterhandeln. Wir machten ihm wiederum begreiflich, daß wir keine Holländer seien und erklärten uns bereit, den Missionar Romensen zum Schiedsrichter zwischen uns und ihnen zu akzeptieren. Ferner wollten wir ihm einen Einblick in unsere Papiere gewähren, die ihn gewiß über die Ungefährlichkeit unserer Absichten aufklären würde. Dieser Vorschlag fand dann auch endlich seinen Beifall.

Wir schrieben daher unsere Namen mit Angabe der Heimat auf ein Blatt Papier, worunter der Rädja die bataksche Transkription setzte. Zum Schlusse forderten wir alle anwesenden Häuptlinge zum Zeichen ihres guten Willens und des Einverständnisses mit unserem Plane auf, uns die Hand zu reichen und zu geloben, daß keine Feindseligkeiten vorkommen sollten zwischen ihnen und uns, bis nicht das Urteil von Missionar Romensen vernommen worden sei. Mit wahrer Begeisterung reichten uns alle die Hände und schworen, ihr Wort zu halten.

Dies ereignete sich um 11 Uhr. Unsere Herzen waren erleichtert und wieder fiel ein freundlicher, heiterer Hoffnungsstrahl in die düstere Stimmung unserer Gefangenschaft, aus der uns eigentlich nach Landesbrauch und Sitte nur der Tod befreien konnte.

Die Unterhaltung ging fort, fröhlich und laut, bis Mitternacht längst vorüber war und wir müde und schläfrig wurden. Als um 1 Uhr noch niemand Miene machte, aufzubrechen, baten wir den Häuptling, die Leute zur Ruhe und zum Verlassen des Raumes zu bewegen, was nach längerer Zeit endlich geschah. Die meisten setzten sich jedoch zu unserem

Erstaunen auf der Mtane fest und da mir ein geheimnisvolles Lispeln, sowie eigentümliche, hinterlistige Blicke, sogar Zeichen bei verschiedenen aufgefallen waren, so stieg mit einem Male neuer Verdacht in mir auf.

„Haben Sie die Leute beobachtet?“ wandte ich mich an Herrn von Mechel.

„Ja,“ antwortete er, „aber was ich sah, war nicht vertrauenerweckend.“

„Dem Schläfe dürfen wir uns nicht hingeben, müssen aber tun, als legten wir uns zur Ruhe, um selbst keinen Verdacht zu erregen, vor allem aber müssen wir den Häuptling im Auge behalten. — Die Leute sind nicht nach Hause gegangen, sondern befinden sich zum großen Teile noch auf der Veranda. Das spricht deutlich genug. Ich ahne abscheulichen Verrat — seien wir auf unserer Hut!“

Unsere Blicke nach der Türe schienen verstanden worden zu sein, und wohl, um jeden Keim von Verdacht in uns zu ersticken, fühlte sich der Häuptling verpflichtet, eine Entschuldigung wegen des Verhaltens seiner Leute vorzubringen, indem er erklärte, sie müßten die Nacht hier zubringen, da es zu weit und zu gefährlich für sie sei, jetzt noch nach Hause zurückzukehren.

Herr von Mechel aber wandte sich zu mir mit den Worten, die auch ich empfand: „Heute Nacht geschieht etwas, man hat mit uns Besonderes vor!“

Bátu, der treue, gute und anhängliche Bursche hatte vielleicht mehr verstanden von dem, was die Leute gelspelt hatten; denn er befand sich in großer Aufregung, und seine Züge sahen verstört aus. Er schob den Riegel vor die Türe und — indem er dreimal gegen dieselbe spuckte — sprach er halblaut, aber doch so, daß wir es verstehen konnten.

„Soll ich jetzt schon mein junges Herz wegwerfen? Wenn ihr so seid, laufe ich noch in dieser Nacht davon!“ Als aber seine Blicke auf uns fielen, kehrte Ruhe und Vertrauen in seine geängstigte Seele. „Nein, nein, ich bleibe,“ flüsterte er leise und kauerte zu unseren Füßen nieder, während seine Augen bewiesen, daß er die Wahrheit sage und wir uns auf ihn verlassen konnten.

Wir überlegten nun, was zu tun sei; es stand uns nur ein Weg offen: abzuwarten, wie sich die Dinge gestalten würden — und dann rasch zu handeln.

Sieben zum Teile geladene Gewehre, darunter zwei Repetirer, lehnten hinter meinem Feldbette in der Ecke und außerdem waren zwei Revolver zur Hand. Aber was konnten uns diese Waffen unter solchen Verhältnissen gegen diese Übermacht nützen; wir waren samt unseren

kriegsunkundigen Dienern sechs gegen mehr als hundert, ohne Freiheit der Bewegung, ohne Rückzugslinie. Und wenn auch Wunder geschehen und wir unsere Angreifer zurückdrängen würden, ja, wenn wir sogar unsere Hütte verlassen könnten, so blieben wir doch ihre Gefangenen; denn wir hatten ja kein Boot und keine Bemannung für dasselbe, um die Insel zu verlassen.

Der Häuptling erklärte nun auch schlafen zu wollen, eine Mitteilung, die uns einigermaßen angenehm berührte, wengleich nicht vollständig beruhigte.

Die drei Begleiter des Rádja lagen schon auf dem Boden und schienen in Schlaf versunken. Ich ließ keinen, vor allem den Häuptling, nicht aus den Augen. Plötzlich bemerkte ich, trotz des nur matten Lichtes der Kerze, wie der batafsche Fürst sich mit dem Gesicht nach unten auf den Boden legte und mit der rechten Hand nach dem Gürtel fuhr. Nach einiger Zeit wandte er sich um, wie wenn er schlecht gelegen hätte, und ich sah trotz der Schnelligkeit, mit welcher er seine Rechte unter dem blauen Überwurf verbarg, in dieser den Lauf des Revolvers blitzen, den ich ihm heute morgen zum Geschenke gemacht.

Sofort teilte ich Herrn von Mechel das Geschehene mit und sprach meine Ansicht dahin aus, daß jetzt nur unsere moralische Überlegenheit die größte Ruhe und Entschlossenheit uns retten könnten, und daß es meiner Meinung nach das beste wäre, den Häuptling direkt zu fragen, was er mit uns vorhabe.

Wenige Augenblicke berieten wir uns über den Wortlaut dieser Ansprache, von der so viel abhing; dann richteten wir uns beide auf unserem Lager auf und Herr von Mechel sprach in unserem Namen folgende Worte laut, ernst und vernehmlich:

„Häuptling von Lóntong! — Befenne, was du mit uns vorhast; du bist durchschaut und deine Pläne sind schwarz. Wir wissen, daß du es nicht aufrichtig mit uns meinst und wissen, daß du deinen feierlichen Schwur brechen willst, darum der Revolver in deiner Hand und darum deine Leute auf der Veranda, die auf dein Zeichen warten. Aber glaube nicht, daß wir uns vor dir und deiner Sippe fürchten. Wir wissen wohl, daß wir einmal sterben müssen und wenn nicht heute, so später einmal. Ihr aber jagt uns keine Angst ein, überzeuge dich, fühle an unser Herz, es schlägt so ruhig wie früher, greife nach unserem Pulse, das Blut fließt ruhig durch die Adern. Laß dich warnen und denke an das, was wir dir heute nachmittag gesagt. — Was ist nun deine Antwort?“

Die Wirkung dieser Worte übertraf bei weitem unsere kühnsten Erwartungen.

Keine Antwort — die deutlichste, die er geben konnte — kam über seine Lippen. Grabesstille herrschte in der Hütte, und die Leute auf der Veranda schienen in gespanntester Erwartung den Atem anzuhalten. Der Häuptling sah gebrochen aus, das Gesicht war fahl, verstört, er fühlte sich mit einem Schläge entwaffnet — und, wie ich zu vermuten Grund hatte — überwältigt durch den Glauben, daß er es in uns mit einem Geiste zu tun habe, der nicht nur die Eigenschaft besitze, uns alles zu sagen, uns selbst die geheimsten Gedanken anderer Menschen zu verraten, sondern uns gleichzeitig schütze, so daß wir mit Gleichmut ihren Anschlägen entgegensehen können.

„Ich bin krank, Herr,“ hauchte er nach einiger Zeit, „laß mich nach Hause gehen.“ „Nein,“ war unsere Antwort, „du bleibst hier bei uns, wir haben noch Wichtiges mit dir zu sprechen, aber schicke deine Leute heim!“ Da Selbständigkeit und Wille in ihm erstorben schienen, so folgte er uns ohne Widerrede, ein Werkzeug in unserer Hand und trat hinaus, um nach unserem Wunsche zu handeln.

Noch einmal glaubten wir an eine neue Gefahr, als unsere Hütte zu wanken anfing und jemand rasch die Leiter heraufkam. Es erschien der fromme Rádja am Eingange, aber es fiel kein Schuß; er begnügte sich, uns noch einmal gesehen zu haben und stieg alsbald wieder hinab, um den Weiler gänzlich zu verlassen und vielleicht seinen Genossen zu erzählen, wie wir in dem Augenblicke ausgehoben, in welchem die Fäden ihres verräterischen Komplottes mit einem Schläge zerrissen wurden. Unser Häuptling aber kehrte zurück, und wir verriegelten von neuem die Hütte; denn das Eisen mußte geschmiedet werden, so lange es warm war.

Die momentane Gefahr war zwar beseitigt, aber nun hieß es, der Zukunft vorbeugen und vor allem dahin wirken, daß wir von diesem Orte und der Insel fortkämen.

Dies war jedoch nur durch den Rádja möglich, und daher mußte es unsere nächste Aufgabe sein, die Situation dahin auszunutzen, uns seiner Hilfe — so gut es eben ging — zu versichern. Er schien auf unseren Plan eingehen zu wollen, nur konnten wir über die Festsetzung des Preises nicht einig werden; denn er verlangte 65 Dollar, während ich nur zwölf in meiner Tasche hatte. Auf das Versprechen, ihm den Überfahrtspreis in Balige auszusahlen, wo ich mein Papiergeld wechseln konnte, ging er nicht ein, erklärte sich aber schließlich bereit, die Begleichung der halben Summe nach Vollendung der Fahrt anzunehmen. Da auch so das Geld

nicht langte, blieb uns nur noch eine Möglichkeit übrig. Der Häuptling von Ambarita, der, wie wir durch Bútu erfuhren, sich noch in Lóntong aufhielt, mußte uns aus der Verlegenheit helfen. Er war es ja gewesen, der uns nicht nur in diese Mausefalle gelockt, sondern auch um ein nettes Sümmchen betrogen hatte. Wir wollten ihm ins Gewissen reden, damit er wenigstens einen Teil seines Raubes herausgebe.

Jedenfalls war aber unter diesen Umständen an eine Abreise am folgenden Tage nicht zu denken, und wir mußten dieselbe bedingungsweise auf den nächstfolgenden Morgen festsetzen. Nach zweistündiger Besprechung schien die Sache vorläufig erledigt, und der Häuptling legte sich schlafen.

Da wir es jedoch für ratfam hielten, wach zu bleiben, so vertrieben wir uns die Zeit mit Rauchen, Teetrinken und allerhand gleichgültigen Gesprächen, wobei wir schließlich in unserem Gefängnisse noch zu Kritikern deutscher Klassiker wurden. So verging die Nacht.

Wieder brach ein neuer Tag an, und die lichten warmen Strahlen der tropischen Sonne drangen durch die Ritzen unserer Behausung. Sollten wir sie mit Freude begrüßen? Hatten wir es nicht auch tags zuvor getan? Dieses Volk ist zu treulos, zu unberechenbar, kein Versprechen gilt und auf keinen Schwur kann man sich verlassen.

Groß war daher unsere Überraschung, als uns vom Häuptling, der die Hütte mit dem ersten Tagesgrauen verlassen hatte, zwei Ziegen und mehrere Umhängetücher zum Geschenke übersandt wurden. Ich dankte, äußerte aber meine Bedenken, sie anzunehmen, da ich ja leider nicht mehr in der Lage war, das übliche Gegengeschenk zu leisten. Er erklärte jedoch feierlich, daß er auf ein solches, an das er überhaupt nicht gedacht habe, verzichte und sich durch die Annahme meinerseits hinlänglich belohnt fühle.

Kurze Zeit darauf erschien der fromme Fürst, begleitet von mehreren anderen Leuten und nahm bei uns Platz. Alle sahen friedlich, ja freundlich aus, taten, als wäre in der verflossenen Nacht gar nichts vorgefallen, und der Rádja wiederholte seine am letzten Abend vorgebrachte Einladung, ihn in seinem Hause zu besuchen, was wir, wenn auch ungern, am Nachmittag zu tun versprochen.

Jetzt wollten wir mit dem Häuptling von Ambarita unterhandeln und sandten Bútu nach ihm aus. Während seiner Abwesenheit erschienen drei junge Leute bei uns, denen wir abends Brot gegeben und die uns dafür je ein Ei versprochen hatten, die sie nun wirklich brachten.

Bútu kehrte ohne den Rádja von Ambarita, aber mit der Botschaft zurück, dieser werde sogleich kommen, was wir jedoch sehr bezweifelten.

Gleichzeitig erfuhren wir, daß eben eine große Ratsversammlung auf freiem Felde abgehalten werde, bei welcher man über uns debattiere; es ständen, so erzählte Bútu, noch immer zwei Parteien im Orte einander gegenüber, von denen die eine in ihrer feindseligen Stimmung gegen uns verharte und unseren Tod oder zum mindesten unsere Festnahme als Sklaven verlange, während die andere, die uns von Anfang an milder zu behandeln wünschte, nun den Anschein habe, als fühle sie die Ungerechtigkeit unserer Behandlung, und uns freilassen wolle, sobald tatsächlich der Beweis geliefert wäre, daß wir keine Holländer seien.

Nach dem Frühstücke schickten wir den braven Bútu nochmals zu dem Häuptling von Ambarita, da dieser, wie wir richtig vorhergesehen, vergebens auf sich warten ließ. Diesmal erschien der alte Schurke wirklich und wurde vor den ziemlich zahlreich anwesenden Vornehmsten des Ortes tüchtig ins Gebet genommen. Wir hielten ihm seine Sünden vor und erinnerten ihn daran, wie er uns hintergangen und betrogen habe, mußten dabei aber doch mit einer gewissen Vorsicht zu Werke gehen, da er eine Äußerung über mich gehört hatte, durch deren Verlautbarung wir unrettbar verloren gewesen wären. Die Sache verhielt sich folgendermaßen:

Der Si Bajak von Kaban Djáhe hatte uns den Leuten von Pengambátan auf das wärmste empfohlen und seine ganze Beredsamkeit angewandt, um sie zu bewegen, uns bei der Durchquerung des Landes behilflich zu sein. Er glaubte — und dies charakterisiert die Gesinnung der Karoleute den Holländern gegenüber — mir einen großen Dienst zu erweisen, wenn er, wiewohl auf eigene Verantwortung und ohne jegliche Veranlassung unsererseits, hier aussprenkte, ich sei der Bruder des Kontrolleurs in Balige. Diese Äußerung, von der ich erst viel später durch Bútu erfahren hatte, war mir wie mein Schatten bis Ambarita gefolgt, hier jedoch zum Glück noch nicht bekannt und durfte auch um keinen Preis ruchbar werden.

Die Unterredung ging glücklich ab. Der Häuptling von Ambarita schien gefürchtet zu haben, daß unsere Erfordernisse weit höher sein würden und zeigte sich bald bereit, die geforderten 20 Dollar zurückzugeben. Damit war auch die Zahlungsfrage unserer Überfahrt erledigt und es stand ihr nun nichts mehr im Wege. Aber was konnte nicht alles bis zum nächsten Morgen geschehen?

Der fromme Rádja hatte sich wieder unter den Anwesenden befunden und forderte uns nun zum dritten Male auf, mit der Erfüllung unseres Versprechens nicht länger zu zögern.

Wir mußten Folge leisten, schnallten aber zur Vorsorge unsere freilich nicht mehr vollständig geladenen Revolver um. Als wir die Hütte verließen, schärfte ich unseren Leuten ein, daß niemand und wer immer es sei, unser Gepäck anrühren dürfe, Herr von Mechel setzte aber, zu mir gewandt, hinzu: „Diese Anordnung ist wohl kaum mehr notwendig, denn ich glaube nicht, daß wir von diesem Gange je zurückkehren werden.“ „Nun,“ entgegnete ich, „dann werden wir unser Leben so teuer als möglich verkaufen, — aber ich teile nicht Ihre trübe Meinung und glaube, daß wir heute weniger zu befürchten haben als gestern.“

In ähnlicher Weise wie tags zuvor setzten wir uns in Bewegung, schlugen aber eine andere Richtung, nämlich landeinwärts, den Bergen zu, ein. Nach einem sachten Anstiege näherten wir uns dem mit Steinmauern und Bambus wohl befestigten Weiler, an dem wir jedoch vorbeischritten und einem Pfade, der zwischen Reisfeldern hinführte, folgend, bald zwei bescheidene abgelegene Hütten erreichten. Sie machten durchaus nicht den Eindruck, als bildeten sie die ständige Wohnung des frommen Rádja, der uns nun als Hausherr begrüßte, indem er uns mit gewählten Worten willkommen hieß und gleichzeitig einlud, auf den vor dem Eingange ausgebreiteten Matten Platz zu nehmen. Er selbst, der erste Häuptling, der Rádja von Ambarita und die übrigen Anwesenden ließen sich in einem Halbkreise um uns nieder, worauf eine feierliche Stille eintrat, welche wie ein Alp auf uns lastete.

Die Sonne brannte so glühend hernieder, daß uns bald der Schweiß aus allen Poren hervortrat. Vor uns lag unvergleichlich schön, freundlich und friedlich der tiefblaue See, jenseits eingeschlossen, von dunkeln, hohen Ufern, hier von sanft ansteigendem Lande mit bambusumwachsenen und von Feldern umgebenen Ortschaften, während hinter uns die Berge der Insel emporstiegen. Dicht in unserem Rücken befand sich auf fünf Schritt eine beiläufig vier Fuß hohe, frisch aufgeführte Erdmauer, die uns einen unbehaglichen Eindruck machte.

Endlich unterbrach der fromme Häuptling die schwüle Stille, indem er uns folgendermaßen ansprach:

„Es gibt einen Gott dort oben, der alles sieht und alles weiß!“

„So ist es,“ war unsere Antwort.

„Möge er euch auf eurem Wege stärken.“

Das klang wie die Worte des Geistlichen, der den Verurteilten zur Richtstätte begleitet. Auf Herrn von Mechel wirkte dieser Ausspruch mächtig; er sah in ihm die Bestätigung seiner Befürchtung, und ich bemerkte, wie seine Hand nach dem ihm zur Seite sitzenden Rádja von

Ambarita zuckte. Später erzählte er mir, er habe im Augenblicke des Verrates dem Schurken sein Messer entreißen und in den Leib stoßen wollen, damit dieser, der an allem die Schuld trug, nicht über uns triumphieren könne.

Auch mir kam die Situation einen Augenblick sehr bedenklich vor, und ich dachte die zwei Schüsse, die ich noch im Revolver hatte, dem Häuptling und dem frommen Rädja zu.

Nun begann unser Gastherr ein förmliches Examen mit uns, das über eine halbe Stunde dauerte. Er fragte die sonderbarsten und unmöglichsten Sachen, so, ob der Mensch fliegen und sich unsichtbar machen könne, ob es ein Instrument gäbe, mit welchem man bei Nacht sehen könne und ob man dabei nicht rotes Licht benötige, womit er unverkennbar auf die Photographie und speziell auf das Einlegen der Platten bei der roten Lampe anspielte, was zum letzten Male in Ambarita so große Verwunderung hervorgerufen hatte. Mit der Beantwortung der zahlreichen Fragen, die mit großer Vorsicht unsererseits geschehen mußte, schien der offizielle Teil der Sitzung beendet, und da er befriedigend ausgefallen war, nahm die Stimme des Rädja einen freundlicheren, weicheren Ton an, und wir waren nicht wenig überrascht, als er uns schließlich gar von Geschenken sprach, die aus einer Ziege und zwei Lanzen bestehen sollten.

Als wir wesentlich erleichtert aufbrachen, bat man uns, noch einen andern Rädja in einem nahe liegenden Weiler zu besuchen.

Nach ungefähr 15 Minuten erreichten wir einen gut befestigten Ort, dessen Eingang sehr kompliziert angelegt war. Sein Inneres zerfiel in zwei Teile und machte den Eindruck, als seien es tatsächlich zwei Weiler, deren Mauern sich berührten. Auch war die Anordnung der Baulichkeiten anders, als wir sie sonst in dieser Gegend gesehen hatten.

Im zweiten Teile fanden wir auf dem freien Platz zwischen den Häusern eine Matte ausgebreitet, welche bezeugte, daß man unseren Besuch bereits erwartet hatte.

Hier begrüßte uns ein Mann in den besten Jahren mit einem breiten Eisenbeinring an dem linken Oberarm, hieß uns freundlich Platz nehmen und ließ, was uns schon lange nicht geschehen, frische Kokosnüsse vorsetzen, während ein Sklave eine Ziege für uns bringen mußte. Welch' auffallende und rasche Wendung des Schicksals!

An einem der Häuser vor uns bemerkten wir die Werkstätte des Goldschmiedes, der eben an dem Bambus-Kolbenblasbalge beschäftigt war.

Nach Hause zurückgekehrt hatten wir das Gefühl, nun doch die eigentliche Gefahr glücklich überstanden zu haben, und nur der Gedanke an die

Unbeständigkeit der Leute und einen möglichen Rückschlag trübte mir die frohe Hoffnung, den freudigen Blick in die Zukunft.

Für den nächsten Tag stellte uns der Häuptling die Abreise nochmals sicher in Aussicht; nur meinte er, daß im ganzen drei Solus zur Fahrt nötig seien, nannte aber, trotzdem wir ihm unverhohlen unser Befremden hierüber ausdrückten, keinen Grund, der ihn zu dieser Maßregel bestimmte.

Vormittags war offenbar eines dieser Boote eingetroffen, denn wir hatten in unserer Hütte das laute und typische: „Holjaha=holera“ der Ruderer gehört, welches wie Kriegsgeschrei an unser Ohr drang. Man schien uns damals im ungewissen lassen zu wollen, denn auf unsere Frage, was dies bedeute, antwortete man, es seien Kinder aus Ambarita, welche sich im Rudern übten. Was für tiefe und kräftige Stimmen diese Kinder hatten! Aber wozu nun drei Solus? Herr von Mechel sprach seine Ansicht dahin aus, daß man wohl die Absicht haben mochte, sobald wir einmal auf der hohen See seien, über uns herzufallen, was sich auf solche Art leichter bewerkstelligen ließ.

Neuer Verdacht! und nicht mit Unrecht. Doch beunruhigte er uns weniger; denn in diesem Falle konnten wir mit gutem Erfolge unsere Waffen gebrauchen, uns in den Besitz der Solu setzen und mit dieser selbst rudern den Weg nach Balige einschlagen, ein Mittel, zu dem ich nur im äußersten Notfalle greifen wollte, um der holländisch-indischen Regierung durch meine Expedition nicht unnütze Unannehmlichkeiten und Verlegenheiten zu bereiten. Dies hatte auch in den letzten Tagen als leitende Idee mein Verhalten bestimmt.

Abends war unsere Hütte wieder voll lärmender Eingeborener, doch ersuchten wir sie schon gegen 9 Uhr, uns zu verlassen, damit wir früher zur Ruhe gehen können, welchem Begehren anstandslos willfahrt wurde.

Wir hatten nun allerlei wichtige Dinge für den kommenden Tag in Ordnung zu bringen; denn der Häuptling wollte, wie ausgemacht war, bevor wir das Boot verließen, beim Missionar auf Grund unserer Papiere über unsere Nationalität und Stellung Erkundigungen einziehen. Bis dahin sollten wir keine Gefangenen bleiben und das Boot nicht verlassen, Nomensens Ausspruch würde über unser ferneres Schicksal entscheiden.

Diese Maßregel hatte nun freilich viel von ihrer Gefährlichkeit verloren; aber dennoch hielt ich es für nötig, alles zu tun, um jegliches Mißverständnis hintanzuhalten.

Mit Rücksicht auf diesen Moment wurde uns auch die Maßregel der drei Solus einigermaßen verständlich; denn so blieben wir sicherer in

ihrer Gewalt, während der Häuptling ans Land ging und die gewünschten Auskünfte über uns einholte.

Affung war ausersehen, den Häuptling unter dem Vorwande, Zeuge der Unterredung mit Komenssen zu sein, zu begleiten. Es galt daher, den klugen Chinesen kurz über das zu unterrichten, um was es sich handelte, ihm seine Rolle genau einzuprägen und einen ausführlichen Bericht auszuarbeiten, in welchem die ganze Geschichte unserer Gefangennahme, sowie die Bedingungen, unter welchen uns die Freilassung zugesichert wurde, auseinandergesetzt wurden. Dies Schriftstück sollte Affung dem Missionar insgeheim mit den Worten überreichen, er möchte es lesen, bevor er sich mit dem Häuptling in ein Gespräch einlasse.

Raum waren wir mit dieser Arbeit zu Ende — es war beinahe Mitternacht — als jemand an der Türe klopfte. Wer konnte uns zu so später Stunde auffuchen? Papier und Bleistift wurden rasch bei Seite gelegt, um nicht unnötigen Verdacht zu erregen, und Affam, der als Wächter vor dem Eingang schlief, beiseite geschoben. In der geöffneten Tür aber erschien der alte Gauner von Ambarita.

„Ich bin gestern Abend nicht bei euch gewesen,“ sprach er, „und will euch daher heute einen Besuch machen!“ „Du bist willkommen, Alter,“ antwortete ich, „nimm hier bei uns Platz.“ Der schlafende Chineser wurde mit Mühe geweckt und mußte Tee machen.

Nach einiger Zeit sagte der Rädja: „Ihr habt geschrieben!“ Also hatte der Heuchler an der Tür gelauscht und wohl durch die Ritzen hereingeschaut, ja, fast schien es, als sei er in der Absicht zu spionieren gekommen; denn wir hatten seine Annäherung nicht bemerkt, was bei seinem Gewicht und dem unsoliden Bau unserer Behausung nur durch Anwendung der größten Vorsicht möglich war.

„Ja,“ war unsere Antwort, „wir haben gerechnet und auch die 20 Dollar, die du uns zurückgegeben hast, aufgezeichnet.“

Sein Gesicht verklärte sich; seit der Ordnung dieser Angelegenheit schien er seine Scheu vor uns mit einem Male abgelegt zu haben, ja, sich jetzt bei uns sogar recht behaglich zu fühlen.

Der Tee wurde vorgesetzt, Zigaretten oder Tabak jedoch konnte ich ihm nicht bieten; denn unser Vorrat ging zur Neige. Im Grunde waren wir mit seinem Besuche recht zufrieden; denn er erleichterte unser Vorhaben, auch die Nacht noch zu wachen, worin er selbst uns noch bestärkte und sich sogar bereit erklärte, es mit uns tun zu wollen. Wir entschlossen uns daher, ihm abwechselnd Gesellschaft zu leisten, damit jeder von uns nach so langer Entbehrung noch wenigstens 2½ Stunden schlafen konnte.

Der Alte vertrieb sich die Zeit mit Betelkauen und benahm sich dabei ziemlich lärmend, indem er die Arrefaniüsse in seinem kleinen Mörser zerstampfte und dazu oft erschrecklich laut gähnte und nieste. Das war die letzte Nacht in Lóntong.

Mit Tagesanbruch wurde alles zur Abreise fertig gemacht und das Gepäck die hohe Leiter hinabgeschafft. Gleichzeitig fanden sich einige der Leute reisefertig ein und bestätigten uns somit, daß der Häuptling sein Versprechen halte. Endlich erschien dieser selbst und gab Befehl, unsere Habseligkeiten nach dem Ufer zu schaffen und in die bereitliegende Solu zu verladen.

Da ereignete sich noch ein sonderbarer, aber charakteristischer Zwischenfall. Unter meinen Sachen befanden sich einige Flaschen mit Spiritus, welche Insekten und Reptilien enthielten. In einer derselben war eine rot und schwarz gebänderte Schlange untergebracht, die ich unweit des Aschinesengrabes im Karolande gefunden hatte. Bútu, der trotz seiner vortrefflichen Eigenschaften doch diejenige des Ausschneidens mit seinen Landsleuten gemein hatte, erzählte kürzlich in Ambarita, daß diese Schlange unser Wächter sei, daß sie, wenn wir schliefen oder abwesend wären, auf unser Hab und Gut achtgebe und noch andere Kräfte besitze, die er selbst nicht kenne. Diese dem Geschmade der Bataf sehr zusagende Geschichte erzählte sich bald weiter, und wohl deshalb wurde meine Schlange bei ihrer Entdeckung Gegenstand des größten Mißtrauens; ja, ich sah mich beinahe genötigt, sie zu opfern. Man konnte nicht begreifen, aus welchem Grunde ich das Tier mit mir führe, wenn es nicht eine besondere, ihnen zum Teil unbekannt und daher furchteinslösende Eigenschaft besäße.

Am Ufer angelangt, fanden wir nur eine Solu in Bereitschaft. Weiter unten wurde später eine zweite sichtbar, mit der sich etwa 20 Leute zu schaffen machten, um sie ins Wasser zu schieben. Von einer dritten war jedoch weit und breit nichts zu sehen. Wir nahmen Abschied von den zahlreich am Ufer versammelten Insulanern, drückten den Vornehmsten die Hand und bestiegen das Fahrzeug, in welchem noch 44 Ruderer Platz nahmen. Vorsichtshalber setzten wir uns mit unseren beiden Dienern und Bútu zusammen an den Bug des langen ausgehöhlten Baumstammes, um bei einem etwaigen Überfalle rasch und wirksam von unseren Feuerwaffen Gebrauch machen zu können.

Der Häuptling, welcher sich hinter uns postierte, führte das Kommando, während der fromme Rádja die direkte Aufsicht über die Ruderer hatte und für pünktliche Ausführung der erteilten Befehle Sorge tragen mußte, was er mit wahren Feuereifer tat. Wenn er, in der Erregung seine

stechenden Augen weit öffnend, die Arme ausbreitete und schrie, als müßte er einen brausenden Sturm übertönen, sah er schrecklich aus.

Wir stießen vom Lande ab, und flott und leicht ging es vorwärts. Von den besprochenen beiden Solus war nichts zu sehen, auch die oben erwähnte traf keine Anstalten, uns zu folgen, und kein Wort des Häuptlings erklärte ihr Ausbleiben. Uns aber fiel eine Zentnerlast vom Herzen; frei und erleichtert atmeten wir auf; das Leben schien uns nun doppelt schön und wert, nachdem wir geglaubt hatten, es hier unter den Wilden beschließen zu müssen. Aber noch waren wir nicht aus aller Gefahr, und nur zu bald sollten wir dies erfahren.

Es war 11 Uhr, als plötzlich eine steife Brise aufsprang, die sich nach kurzer Zeit in einen heftigen Sturm verwandelte und unser Fahrzeug bedenklich hin und herwarf. Unter der Bemannung entstand eine beispiellose Aufregung und Verwirrung, die sich in erster Linie durch un-menschliches Schreien bemerkbar machte. Alle aber übertraf in diesem Augenblicke der fromme Fürst, der wie ein zürnender Gott ausah und durch lautes Brüllen Ordnung und Ruhe wiederherstellen wollte, vielleicht aber auch auf solche Art seine eigene Erregung zu betäuben suchte.

Einzelne warfen Reisfäcke und Gepäck über Bord, um das Untergehen des Bootes zu verhindern. Einen Kurs konnten wir nicht mehr einhalten, da wir ein Spielball der auf und nieder tanzenden Wogen waren und auf das Schlimmste gefaßt sein mußten. Herr von Mechel richtete sich vorsichtigerweise bereits zum Schwimmen her, und ich sah mit blutendem Herzen schon alle die so mühsam erkaufte Errungenschaften der Reise in den Fluten zu Grunde gehen. Da sprangen unsere Ruderer plötzlich über Bord, hielten sich nebenher schwimmend mit einer Hand an dem Fahrzeuge fest und suchten es auf diese Weise gegen das Scharieren zu schützen.

Wind und Wogen trieben uns langsam der Rajaküste und der freundlich aussehenden ruhigen Bucht von Gopgopang zu, wo wir den Sturm abwarten und das Fahrzeug wieder in stand setzen wollten.

Schon von weitem hatte man in den Ortschaften und Weilern, die an den Hängen zerstreut lagen, unserem Kampfe mit dem entfesselten Elemente zugesehen, und als wir näher kamen, eilten Scharen bewaffneter Männer nach der flachen Bucht, in der wir nun neben der Mündung eines kleinen, durch Reisfelder sich hinziehenden Flusses in lichtigem Sande landeten. Es waren Feinde der Lontonger, und unser Häuptling hatte deshalb, sobald er sah, daß wir wehrlos an diese Küste getrieben wurden, durch Schwenken seines blauen Überhängtuches Zeichen unserer friedlichen Absicht gegeben, auf welche hin wir eine freundliche Behandlung erwarten durften.

Als wir ans Land stiegen, trat uns eine Schar bis an die Zähne bewaffneter Männer entgegen. Unser Häuptling flüsterte Herrn von Mechel ins Ohr, daß er vor diesen Leuten nicht batafisch reden dürfe und, falls man ihn ansprache, tun müsse, als verstände er kein Wort. Diese Maßregel erwies sich bald als eine ganz zweckmäßige; denn nachdem die Leute es vergeblich versucht hatten, sich mit uns zu verständigen, wandten sie sich mit den heftigsten Vorwürfen gegen unseren Häuptling und stellten ihn zur Rede, daß er sich unterfangen habe, den Adat zu brechen und fremde Eindringlinge über den See zu führen. Zuletzt drohten sie, ihn beim Singa Mangarádja zu verklagen. Der Rádja aber erklärte, wir seien Pandita, d. i. christliche Missionare und seien sogar mit einem Briefe des Mangarádja ausgestattet, den er mit eigenen Augen gesehen habe. Diese Lüge besänftigte die Leute jedoch nicht, sondern erhöhte eher noch die feindselige Stimmung gegen uns.

Die Verzögerung unserer Reise war uns sehr unangenehm, denn in diesem Lande konnte die geringste Zufälligkeit ins Verderben führen, und hier brannte uns schon der Boden unter den Füßen.

Sicherheits halber nahmen wir wieder im Boote Platz, wo wir unsere Gewehre zur Hand hatten. Einige Leute traten aber auf uns zu, und ganz vergessend, daß wir ihre Sprache nicht verstanden, sagten sie: „Wir müssen zu unserem Häuptling eilen und ihm Mitteilung von eurem Besuche machen, damit er komme und euch die gebührende Ehre erweise!“ Mit diesen Worten eilten ein halbes Duzend Männer davon. Doch nun entstand Streit unter unseren Rudern, worauf der Häuptling Befehl erteilte, daß alle Leute sofort das Boot besteigen und gegen den See zu rudern sollten. Später erfuhren wir, daß dies eine List des Rádja gewesen war, um die Bucht rasch zu verlassen. „Wir müssen fort,“ sagte er leise, „denn die Leute sind Verstärkung holen gegangen, um über uns herzufallen und uns niederzumachen, ich habe ihr Geflüster wohl verstanden!“

Leider hatte der Sturm noch nicht ausgetobt und der See ging zu hoch, als daß wir hätten hinausfahren dürfen. Wir bargen uns daher unter einem günstig gelegenen vorspringenden Felsen und stellten eine Bedette aus, die Auschau halten mußte, daß wir nicht von dem Feinde überrascht wurden.

Nach nicht ganz einer Stunde konnten wir ohne Gefahr für unsere Solu die Fahrt in den offenen See wagen. Aber es war zu spät geworden, um die Reise nach Balige fortzusetzen, und so nahmen wir auf Anordnung des Häuptlings Kurs gegen Norden, um für diese Nacht Schutz in der

nicht weit entfernten Bucht von Djôngi-nihûta zu suchen, wo Freunde der Bontonger wohnten.

Surtig setzten unsere Leute die Ruder ein, so daß wir mit unglaublicher Geschwindigkeit vorwärts kamen. Als wir aber nach einer halben Stunde den Felsvorsprung erreicht hatten, der die ungasfliche Bucht hinter uns den Blicken entzog, brachen alle in einen lauten, frenetischen Schrei aus und setzten die Ruder ab, so daß wir noch einige Augenblicke wie ein abgeschossener Pfeil dahinflogen. Diese Szene überraschte uns; es war der Hohn- und Freudenschrei der Leute, die sich nun vor den feindlichen Nachstellungen der Bewohner von Gopgopang sicher wußten und so dem Übermaße des wiederkehrenden Selbstgeföhles Luft machten.

Da die Sicherheit verheißende Bucht nicht mehr weit vor uns lag, hatten wir keine Ursache zu besonderer Eile und glitten behaglich längs des mitunter senkrecht aufsteigenden Ufers entlang.

Nach einiger Zeit langten wir bei einem sich in den See stürzenden Wasserfall an, um welchen sich einige Enten herumtrieben, ein seltener Anblick in dieser an Tieren so armen Gegend.

Nach einer Fahrt von ungefähr 2 Stunden erreichten wir die Bucht, welche den gleichen Namen mit den umliegenden Weilern trägt. Einer derselben liegt malerisch von Reisfeldern umgeben dicht am See, während zwei andere eine Anhöhe zur Linken krönen. Die Bewohner dieser Orte treiben etwas Fischfang, und wir hatten Gelegenheit, an mehreren Stellen Fischer zu beobachten, welche auf kleinen in den See gebauten Bambusbrücken standen und bärenartige Netze auswarfen. Der Umstand jedoch, daß sie bis zur einbrechenden Dunkelheit auf ihrem Posten verharrten, ohne auch nur einen einzigen Fisch zu fangen, war wieder ein Beweis für die Fischarmut des Sees. Ich selbst hatte in demselben noch nie einen Fisch gesehen, und hätte ich nicht einige kleine Exemplare auf dem Markt zu Bürba angetroffen und mich nicht von der Existenz von Fischgerätschaften überzeugt, wäre ich gezwungen, zu glauben, es lebten überhaupt gar keine in diesem Wasser.

An einer der Brücken legten wir an. Die herbeigeeilten Bewohner empfingen uns, wenn auch nicht freundlich, so doch auf die Worte unseres Häuptlings hin nicht feindselig; ja, man forderte uns nach einiger Zeit sogar auf, in das Dorf einzukehren und in einem Hause zu übernachten. Wir zogen es aber, besonders mit Rücksicht auf unser rasches Fortkommen vor, die Nacht im Boote zu bleiben und improvisierten zu diesem Zwecke aus Bambus und Palmblättern eine Art von Zelt, das bald recht behaglich und wohnlich aussah.

Francis schien sich beim Anblicke des schönen dicht am Ufer stehenden Waringinbaumes, der ihn an seine Heimat erinnerte, von den letzten Aufregungen vollständig beruhigt zu haben; denn er zündete im Schatten seiner mächtigen Krone sofort ein Feuer an und waltete mit Eifer seines Amtes als Koch.

So gemütlich und in so fröhlicher Stimmung hatten wir schon lange unsere Mahlzeit nicht eingenommen und den Abend zugebracht, wie heute. An die Möglichkeit eines nächtlichen Überfalles der Leute von Gopgopang dachten wir kaum, da eine Wache von einigen Mann uns vor jeder Überraschung schützen konnte. Auch unserer einheimischen Begleitung durften wir nun ein gewisses Maß von Vertrauen schenken; denn es wäre ihnen heute ein leichtes gewesen, uns zu verraten und zu verkaufen. Um aber alle Vorsicht anzuwenden, beschloßen wir selbst noch Wache zu halten und um Mitternacht die Fahrt über den See nach dem Süden anzutreten, damit wir unbemerkt und ungefährdet an der Bucht von Gopgopang vorüberkämen. Mehrere der Leute folgten freiwillig unserem Beispiele und wachten um ein Feuer gelagert, wobei sie sich die Zeit mit allerlei Geschichten vertrieben, bis wir um Mitternacht unser Zelt abbrachen und vom Lande stießen.

„Nehmt diese Tücher,“ flüsterte der Häuptling uns zu, als er ins Boot stieg, „und verdeckt damit eure weißen Kleider, die weithin sichtbar sind.“ Mit diesen Worten händigte er uns zwei Überwürfe ein. Der Rat war vernünftig, besonders bei seiner Befürchtung, daß man uns auflauern könnte.

Fast lautlos setzten die Leute die Ruder ein, keiner sprach eine Silbe, jeder Befehl wurde leise flüsternd gegeben, wir saßen eingemummt am Bug und fast geisterhaft glitten wir über den dunkeln See. Neben uns türmten sich die schwarzen Massen der schroff emporstrebenden Ufer auf, der nächtliche Himmel glänzte in seiner ganzen Sternenpracht über uns und an ihm strahlte, die Richtung unseres Kurses bezeichnend, hoch aufgerichtet das südliche Kreuz, das Zeichen der Erlösung!

Aber es waltete ein Unstern über uns; denn nach etwa einstündiger Fahrt erhob sich wieder ein heftiger Wind, welcher bald fast ebenso stark wurde als der am vorhergehenden Tage. Wir befanden uns eben mitten im See, gleich weit von der Insel und der Küste entfernt. Angst und Aufregung bemächtigten sich unserer Bataf und machte sich in lautem Geschrei Luft. Sie riefen in der Bedrängnis abwechselnd den Geist des Großvaters, der Großmutter, des Vaters, der Mutter und der Kinder an, um die Wut des Unwetters zu besänftigen. „Umkehren!“ befahl

der Häuptling auf unseren Rat und wiederholte schreiend der fromme Rábja, selbst auf die Gefahr hin, daß die Bewohner von Gopgópang wirklich auf der Lauer liegen sollten. Der Häuptling geriet dabei in solche Aufregung, daß er, als er an uns vorbeieilen wollte, um die tollsten Schreier unter den Ruderern zur Ruhe und Ordnung zu bringen, über Bord fiel. Glücklicherweise konnte er bald gerettet werden.

Nach einiger Mühe gelang es, die Solu zu wenden, und etwas nach 2 Uhr landeten wir nochmals in der Bucht von Djóngi-nihúta, wo das Lagerfeuer noch glimmte.

Nach so viel Mißgeschick fürchteten wir, die Leute könnten abergläubisch werden und uns die Schuld an dem stets sich wiederholenden schlechten Wetter beimessen, waren daher angenehm überrascht zu erfahren, daß sie an derlei Unfälle gewohnt seien und selten eine Fahrt nach den Märkten in Balige unternehmen könnten, ohne Ähnliches durchzumachen. Wir hatten bereits bei jeder Fahrt diese eigentümliche Eigenschaft des Sees erfahren, sie aber für ein uns verfolgendes Verhängnis gehalten.

Mit der ersten Dämmerung um 5½ Uhr brachen wir wieder auf; der Wind hatte sich ziemlich gelegt, und der See war wieder so weit ruhig, daß wir einen Versuch wagen durften. Auf echt bataksche Art konnten sich aber unsere Leute nicht über den Kurs, den wir einschlagen sollten, einigen. Der Insel entlang zu fahren, erachteten sie für gefährlich, weil sie von Feinden bewohnt sei, und längs der Küste sei es bedenklich, weil wir dort keinen Schutz vor einem wahrscheinlich stärkeren Winde finden würden. Der Streit wogte laut hin und her, bis man sich über unsere Intervention entschloß, in einer gewissen Entfernung längs der Insel zu fahren, was denn auch geschah. Wir konnten letztere nur bis zu ihrer äußersten Südoßspitze übersehen, nach welcher Richtung hin sich auch ihr Profil gleichmäßig senkte. Die Uferböschungen aber erschienen immer zerklüfteter und zerrissener und dürften aus weichem Gestein oder lehmigem Boden bestehen. Als wir uns dem Orte Suháam näherten, spähte unser Häuptling scharf aus und schwenkte schon von weitem sein blaues Umhängetuch. Es schien auch nötig, denn bereits waren viele bewaffnete Leute am Ufer versammelt, welche aber auf alle unsere Freundschaftsver Sicherungen durch Zeichen und Schreien nicht eingingen, sondern, als wir vom stärker werdenden Winde der Insel zugetrieben wurden, ihre Gewehre auf uns abfeuerten, glücklicherweise jedoch ohne jemanden zu treffen. Bald darauf sollten wir das offene südliche Seebecken erreichen, und es sollte sich entscheiden, ob wir unsere Reise nach Balige fortsetzen könnten oder irgendwo an der Südküste der Insel anlegen

und einen günstigen Moment für die Weiterfahrt abwarten mußten. Wir hatten die Südostspitze bald erreicht, und vor uns dehnte sich nun das breite Seebecken aus, welches im Süden von holländischem Gebiete begrenzt wird. An Ausdehnung kommt dieses dem nördlichen jedoch nicht gleich.

Der Abstand zwischen der Insel und dem Festlande beträgt nämlich dort 30 km, hier jedoch nur 13, dagegen weist der *Tao Muára* eine Durchschnittsbreite von 33 km auf, während der *Tao Si Laláhe* bloß an einer Stelle 29 km erreicht. Im Osten schließt sich hier noch die zirka 18 km lange und 5—6 km breite Bucht von *Balige* an, welche durch das *Kap Si Gaul* markiert ist.

Der See war zu wenig ruhig, als daß wir unsere schlechten Seeleute hätten überreden können, die 10 km lange Fahrt über das offene Becken bis nach *Si Gaul* zu wagen, und mußten wir uns damit einverstanden erklären, an einem geeigneten Plage der Insel besseres Wetter abzuwarten. In *Sámofir*, einem bedeutenden Distrikte an der Südküste, legten wir an und betraten wiederum zweifelhaften Boden. Der Gedanke, *Balige*, dem rettenden Ziele schon so nahe zu sein und noch immer in banger Ungewißheit leben zu müssen, war uns unerträglich. Die herbeiströmenden Bewohner des Ortes begegneten uns durchaus nicht freundlich, und bald ging die Parole von Mund zu Mund, wir seien Holländer und Soldaten. Zum Glück trafen wir einen *Rádja*, der Herrn *Nomen* schon lange kannte und uns vielleicht deshalb freundlicher gesinnt schien. Übrigens hatten wir hier, angesichts des holländischen Gebietes, mit dem die Bewohner in regelmäßigem Verkehre stehen, weit weniger zu fürchten. Dennoch erlebten wir an diesem Tage ein bemerkenswertes Ereignis. Kurze Zeit nach unserer Landung erzählte man uns, daß eine Truppe von beiläufig 60 *Mtschinesen* sich auf der Insel befände und eben unweit des Dorfes lagere. Sie seien gekommen, um die *Tobaner* zum Kriege gegen die *Holländer* aufzufordern, worauf diese jedoch mit Rücksicht auf einen eventuellen ungünstigen Ausgang nicht eingehen wollten. (Dabei muß bemerkt werden, daß die *Batak* überhaupt, und dies von alters her, ihren Nachbarn, den *Mtschinesen*, durchaus nicht freundlich gesinnt sind.) Diese Weigerung führte aber noch am selben Tage zu einem Kampfe, an dem wir uns auf Aufforderung der *Tobaner* hätten beteiligen sollen. Selbstverständlich gingen wir auf diese Idee nicht ein, und ich begnügte mich damit, ihnen eines meiner Gewehre zur Verfügung zu stellen. Nach zweistündigem Kampfe war die Sache entschieden und zwar hatten die *Batak* den Sieg davongetragen, was uns in jeder Beziehung angenehm war. Ein *Mtschinese* war verwundet worden, wie

sie mir erzählten, mit meinem Gewehre, ein anderer gefallen und wurde ihre Beute, worauf sie ihn nach landesüblicher Weise zerstückelten und bis auf die Knochen verzehrten. Von diesem Mahle eilten sie dann mit



Opumramoti, ein Tóba-Batak.

noch fettem Munde triumphierend zu uns und erzählten in gehobener Stimmung ihre Heldentaten.

Zur selben Zeit wurde am Ufer Markt abgehalten, der aber unter diesen Umständen sehr schlecht und fast ausschließlich von Fremden besucht war, auch diese erschienen des ungünstigen Wetters wegen in geringerer Zahl als gewöhnlich.

Von jenseits des Sees waren nur die Leute von Si Gaul gekommen. Diese genießen weit und breit eine große Achtung, die wohl in Furcht ihre Begründung hat; denn sie gelten als die tüchtigsten Seefahrer, die größten See- und Menschenräuber — welche Eigenschaft wir bereits an ihnen kennen gelernt hatten — und werden als die besten Schützen gerühmt, indem man ihnen nachsagt, daß jede ihrer Kugeln treffe. Als sie sich gegen Abend zur Heimreise anschickten, versuchten wir es, unseren Häuptling zu bewegen, die Gelegenheit zu benutzen und mit ihnen die nur um wenig längere Fahrt nach Balige zu unternehmen, da wir beim Kap Si Gaul in das gewiß ruhige Becken von Balige gelangen würden. Aber vergebens. „Was diese verwegenen Leute tun, dürfen wir nicht wagen,“ sagte unser Häuptling und ließ sich nicht erweichen. Wir blieben also und mußten noch eine Nacht auf der Insel zubringen, richteten uns daher wieder im Boote, wie am letzten Abend, ein Zelt her, in welchem wir abwechselnd Wache halten wollten. Da unsere Kerzen zu Ende gingen, umging uns bald vollständige Finsternis, aber glücklicherweise störte nichts die heilige Ruhe der Nacht.

Schön brach der Morgen des 21. April an, an welchem unsere Odyssee ihr Ende erreichen sollte. Es schien uns fast unmöglich, an das Glück zu glauben, daß wir nach so viel Mißgeschick nun endlich ohne weiteren Zwischenfall nach Balige gelangen sollten.

Unsere Leute zeigten neuerdings wenig Zutrauen zum Wasser und geringes Vertrauen zu ihrer Tüchtigkeit auf dem See; denn als ein leichter Wind die Wellen kräufelte, konnten sie sich nicht entschließen, die Fahrt anzutreten, und es bedurfte unserer ganzen Überredungskunst und Energie, sie dennoch zu bewegen, einen Versuch zu machen, worauf wir um 5½ Uhr in den See stachen. Als aber nach kurzer Zeit einige höhergehende Wogen über Bord schlugen, genügte dies, den Häuptling zur Umkehr zu veranlassen, was uns sehr verstimmt. Zum Glück fuhren hinter uns noch zwei große Solus mit sehr geringer Bemannung in derselben Richtung wie wir, so daß wir den Vorschlag machen konnten, die Fahrt in Begleitung dieser beiden Fahrzeuge fortzusetzen und ihnen auch einen Teil unserer Ruderer abzugeben, wodurch unser Boot weniger tiefgehen würde. Dies geschah auch. Den frommen Fürsten hatten die aufregenden Ereignisse zur See arg mitgenommen und total heiser gemacht, er war ein gezähmter Löwe, der das Brüllen verlernt und konnte die Befehle nur mit kaum vernehmbarer Stimme geben, wodurch er viel von seinem Nimbus verloren hatte und sehr komisch wirkte. Er versicherte uns, daß er während der Stürme stets Jehovah angerufen und gebetet hätte, daß

wir nicht zu Grunde gingen. Vor uns wurde nun jenseits des Kap von Si Gaul die sonnige, glatte Fläche des Seebeckens von Balige immer deutlicher sichtbar und bot durch ihren Kontrast mit den dunklen Felswänden der Nordküste und dem sie im Süden begrenzenden Vorgebirge Singgolan, welches wieder von vulkanischen Höhenzügen überragt wird, ein im höchsten Grade malerisch wirkendes Bild, abgesehen davon, daß es für uns den Hafen bedeutete, in dem unsere abenteuerliche Fahrt ein Ende finden sollte. Um 8½ Uhr hatten wir einen Weg von ungefähr 13 km zurückgelegt und bogen um das Kap von Si Gaul. Hier im ruhigen Wasser angelangt, warteten wir auf die anderen etwas zurückgebliebenen Solus, um unsere Leute wieder aufzunehmen.

Einige Bewohner von Si Gaul hatten uns bemerkt und äußerten meist offenkundig ihr Mißvergnügen, indem sie unseren Häuptling beim Singa Mangarádja zu verklagen drohten.

Wir nahmen nun unseren Kurs direkt nach Balige, wo wir bereits das Haus des Kontrolleurs erkennen konnten. Als wir uns dem Ufer näherten, verlangte der Häuptling, daß ich die Flagge, welche ich mitführte, aufhisse, und bald flatterten die vaterländischen Farben lustig im hellen Sonnenschein und verkündeten unsere Ankunft, die man hier wohl kaum erwartet hatte. An der Küste entlang fahrend, Balige passierend, gelangten wir um 10½ Uhr in die Nähe von Lagubóti, wo Missionar Nomensen seine Residenz hatte. Wir lenkten in einen der zahlreichen, von sumpfigen Ufern eingefassten Kanäle ein, und als das Boot auf festen Boden auffuhr, sprangen wir, von der Inspiration des Augenblickes hingerissen, mit einem Satz ans Land. Wir waren gerettet und die Durchquerung der unabhängigen Bataklande war vollbracht.

Begleitet vom ganzen Troß der Batak eilten wir nach dem Hause des Missionars, bei dem wir unsere Rechtfertigung zu erlangen hofften; doch fanden wir daselbe zu unserer größten Enttäuschung gänzlich verlassen und erfuhren, daß der, den wir suchten, schon seit längerer Zeit abwesend sei, und niemand konnte sagen, wann er zurückkehren werde. Das Gepäck befand sich noch im Boote in den Händen der Insulaner, die es nicht freigeben wollten, und überdies lag mir daran, daß der Häuptling von einer dritten, auch in seinen Augen unparteiischen Person erfuhre, daß wir die Wahrheit gesprochen und ihn in keinem Punkte hintergangen hätten. Da hörten wir, daß sich in Balige ein zweiter Missionar aufhalte und beschloßen, im Einverständnisse mit dem Rádja, zu ihm zu gehen, damit er an Stelle Nomensens sein Urtheil über uns abgebe.

Bevor wir aber zur Ausführung dieses Planes schritten, kehrten wir

in einem am Wege liegenden, von einem Chinesen gehaltenen Redéh ein. Wie Kinder sahen wir uns um nach all den guten Dingen, die aus der zivilisierten Welt herübergebracht hier am Lager waren. Wenn es auch nach gewöhnlichen Begriffen nicht sonderlich verlockend aussah, so war doch in unseren Augen da ein Reichtum an feinen Getränken und Leckerbissen vorhanden, den wir lange entbehrt hatten. Auch unseren Begleitern ließen wir davon zukommen und entwickelten einen solchen Heißhunger, daß uns der Chineser für völlig ausgehungert halten mußte. Gleichzeitig benutzte ich die Gelegenheit, dem Häuptling sofort die rückständige Schuld von 30 Dollar zu zahlen, indem ich einen Teil meines holländischen Papiergeldes einwechselte, wobei der schlaue Sohn des himmlischen Reiches 12½ % abzog.

Wir wollten Lagubóti nicht verlassen, ohne dem Kommandanten des hiesigen Forts einen Besuch gemacht zu haben. Von dem Häuptling allein begleitet, traten wir den Weg zu ihm an. Das kleine Fort, welches aus Erdwerken aufgeführt und mit zwei siebenzentimeterigen Geschützen armiert ist, birgt die Wohnung des kommandierenden Offiziers und die Baracken der 125 Mann zählenden Garnison. Ein Flaggenstock läßt es schon von weitem erkennen. Wir lernten in dem Gesuchten einen jungen Holländer kennen, der sich schon seit drei Jahren auf diesem Posten befindet und uns freundlich aufnahm. Er war nicht wenig erstaunt, als er aus unserem Munde die Geschichte unserer Reise hörte; doch brachte er uns alsbald durch seine mangelhaften Sprachkenntnisse in eine arge Verlegenheit, indem er dem anwesenden Häuptling sagte: „Ja, die beiden Herren, die du gefangen hieltest, sind Blanda,“ d. h. Holländer, was dieser mit sichtlich ertrüstung aufnahm. Wir mußten daher eine kleine Komödie spielen und verlangten von ihm unsere Papiere, damit der Offizier, welcher uns nicht kenne, Einsicht in dieselben nehmen könne. Letzteren baten wir auf Grund dieser Dokumente, unsere Nationalität feststellen zu wollen, damit nicht im letzten Augenblicke unnützer Verdacht erregt und unser Gepäck gefährdet würde. Damit war der Zwischenfall rasch erledigt. Um 2½ Uhr endlich brachen wir nach Balige auf, wieder begleitet von den zahlreichen Lontongern, während einer derselben nach dem Boote geeilt war, dieses auch nach jenem Orte zu dirigieren. Wir folgten der breiten, von den Holländern erst kürzlich angelegten Straße, welche Lagubóti mit dem 4 Paal westlich gelegenen Balige verbindet. Unterwegs überfiel uns ein heftiges Gewitter, das uns gänzlich durchnäßte. Gegen 4½ Uhr langten wir nach einigem Suchen bei dem Hause des Missionars, Herrn Pilgram, an, der aber ausgegangen war. Wir warteten daher

seine Rückkehr ab. Es dauerte auch nicht lange, so kam er, ein Mann in den besten Jahren. Ihm trugen wir unsere Angelegenheit in kurzen Worten vor, während er unsere Papiere in Empfang nahm und sofort die Richtigkeit der den Insulanern in jener verhängnisvollen Nacht gemachten Aussagen bestätigte.

Damit war das Löba-See-Drama beendet, der Vorhang fiel. All das Erlebte gehörte der Vergangenheit an, es lag wie ein böser Traum



Missionshaus.

hinter uns, aus dem uns ein schöner Morgen geweckt; aber all die bunten, grellen Bilder, alles, was wir auf der ganzen abenteuerlichen Fahrt gesehen, erlebt und empfunden, bleibt ein Schatz für die Zukunft, ein Andenken fürs Leben, das die Erinnerung bewahrt und verklärt. Wie schön erschien uns nun die goldene Freiheit, wie herrlich die Natur, wie behaglich das gastliche Haus des Missionars, der uns aufforderte einzutreten und vor allem eine Tasse Kaffee zu nehmen. Den Boys wurden unsere Zimmer gezeigt, die sie für die Nacht herrichteten, während die Bootsleute das Gepäck herbeischafften. Nach einem ausführlichen Berichte unserer Reise, welcher Herrn Pilgram ebenso interessierte als überraschte, folgte ein gemütlicher Abend und dann eine erquickende, die angespannten Nerven wieder belebende Nacht.“

Batavia, die Hauptstadt Javas

von

Axel Preyer.*)

Gar häufig hört man in Deutschland die Meinung äußern, daß die tropische Zone infolge des heißen Klimas ein „Grab des weißen Mannes“ und ein „Ort der Verbannung“ sei. Dieser Ansicht tritt Dr. Axel Preyer in seinem Buche „Indo-Malayische Streifzüge“ entgegen. „Die tropische Zone umfaßt die landschaftlich schönsten und wirtschaftlich ertragreichsten Gebiete der Erde, sie bietet tatkräftigen, intelligenten Männern ein weites, enorm fruchtbares Feld der Tätigkeit, und bei vernünftiger Lebensweise kann der Europäer Jahrzehnte in völligem körperlichen und geistigen Wohlbefinden dort zubringen. Ein mächtiger wirtschaftlicher Aufschwung hat an manchen Punkten der Tropen schon begonnen und ist an anderen nur noch eine Frage der Zeit.“ Diese Tatsachen erläutert er durch Schilderungen und Beobachtungen aus Natur und Wirtschaftsleben des indo-malayischen Gebietes. Interessant sind besonders die Mitteilungen über Batavia, die Hauptstadt Javas:

„Von Sumatras südlichster Provinz, der Residenzstadt Lampong, durch die schmale Sundastraße getrennt liegt die langgestreckte, schmale Insel Java, die Perle von Indien. Auf ihr wurde zuerst im Mittelalter von den Portugiesen und später von den Holländern Faktoreien und Forts errichtet, und sie bildet noch heute den Schwerpunkt des holländisch-indischen Kolonialbesitzes.“

In den ältesten Zeiten, im zweiten Jahrhundert unserer Zeitrechnung, nennt der griechische Schriftsteller Ptolomäus das Land Sabadin (Java dwiza wird in der Sanskritliteratur vor dieser Zeit erwähnt) ein fruchtbares und goldreiches Gebiet, in dem eine hohe Kultur herrscht. Später

*) Aus: „Indo-Malayische Streifzüge.“ Beobachtungen und Bilder aus Natur und Wirtschaftsleben im tropischen Süd-Asien von Dr. Axel Preyer. Mit 50 Abbildungen. Leipzig, Th. Grieben's Verlag (L. Fernau), der uns gütigst den Abdruck dieses Artikels und der dazu gehörenden Abbildungen gestattete.

übten die von Vorderindien her eingewanderten Hindus einen starken und nachhaltigen Einfluß auf Sitten und Kultur der Einwohner aus. Der Brahmanismus und der Buddhismus verbreiteten sich auf Java und bestanden an manchen Stellen lange Zeit friedlich nebeneinander. Eines der ältesten Reiche war Mendang Kamulan, auch Mendang i bhumi genannt, welches bis gegen 850 n. Chr. bestanden haben soll. Im neunten Jahrhundert, vielleicht noch früher, wagten es arabische und persische Seefahrer, mit ihren gebrechlichen Fahrzeugen Indien und China zu besuchen, wogegen chinesische und japanische Kaufleute weite Züge nach dem Westen unternahmen und selbst bis Afrika vordrangen. Auch der indische Archipel wurde wohl nicht selten von diesen Reisenden besucht, und die wunderbaren Abenteuer der kühnen Seefahrer haben wahrscheinlich den Grund gelegt zu den Erzählungen von 1001 Nacht. Die ersten Reisenden blieben zwar nur kurze Zeit im Malaischen Archipel, aber ihnen folgten Kaufleute, welche die Lehre des Propheten unter den Eingeborenen verbreiteten. Den mächtigen Hindureichen Padjadjaran und Madjähit wurde durch den zunehmenden Einfluß der Mohammedaner der Untergang bereitet. Als die Holländer nach Java kamen, bestand noch das große Reich Matarem, welches im 16. Jahrhundert begründet wurde.

Die Holländer besuchten zuerst die westliche Provinz Bantam und hatten im Anfang harte Kämpfe mit den Portugiesen zu bestehen. Allmählich gewannen sie die Oberhand; besonders unter Jan Pieterz Coen wurde die Herrschaft der Niederländer im Anfang des 17. Jahrhunderts mächtig ausgebreitet. Aber noch jahrhundertelanger Kämpfe und dazwischen geschickter Verhandlungen mit den inländischen Fürsten bedurfte es, um nach und nach ganz Java der holländischen Oberhoheit zu unterwerfen.

Von Singapore aus erreicht man in 48 Stunden nach Passirung der Bankstraße und der „Tausend Inseln“ den Hafen von Batavia, Tandjong Priok. Dieser Hafen ist erst durch künstliche Ausfüllung zweier langer, einwärts gebogener Molen geschützt worden, und der Bau derselben hat viele Millionen gekostet. Dabei liegt Tandjong Priok mitten in einem großen Sumpfsgebiet und ist berüchtigt durch seine gefährlichen Moskitos. Kommen doch bei Truppentransporten, die durch irgend welche Umstände eine Nacht in diesem Hafen zu liegen gezwungen sind, regelmäßig einige Tage darauf Fieberfälle vor.

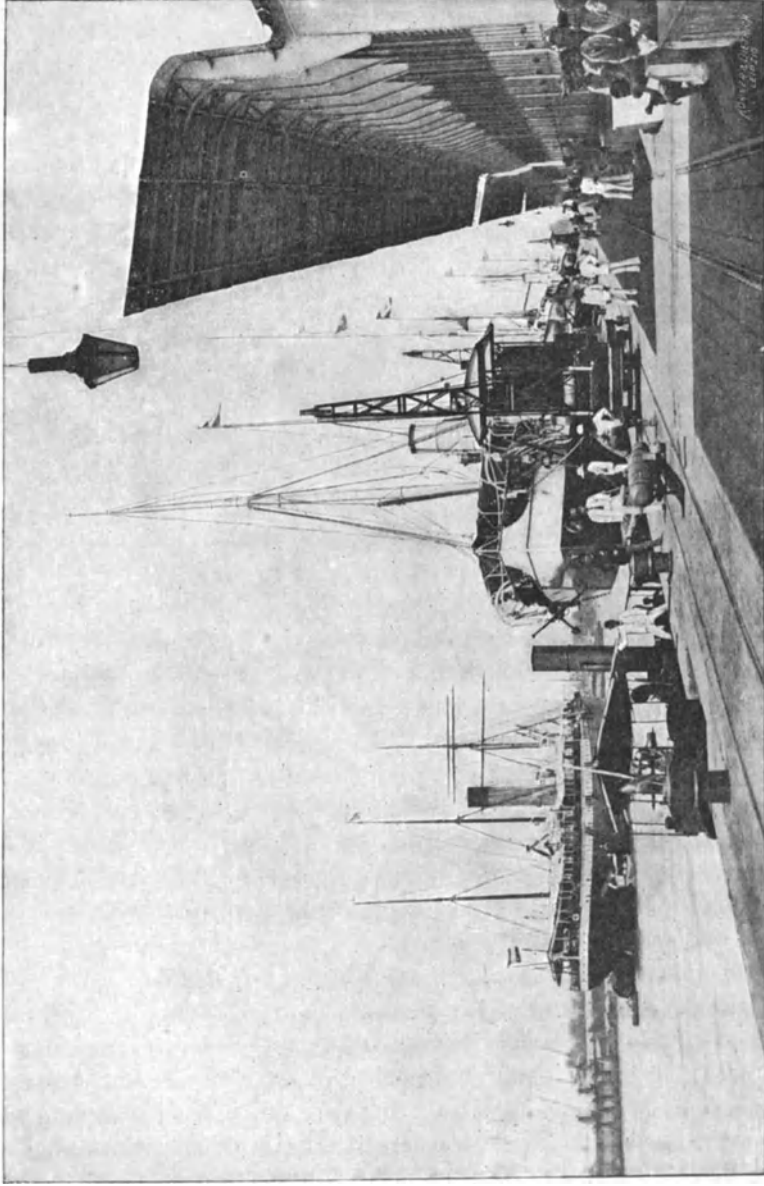
Die Umgebung des Ortes ist unbebaut; in dem Sumpfland findet eine formenreiche Tierwelt günstige Existenzbedingungen; Raubtiere,

Sumpfvögel, Amphibien und Reptilien gibt es dort in Mengen. Zuweilen verirrt sich sogar ein auf der Wanderung begriffener Königstiger auf den Tandjong Priok und wird hier mit leichter Mühe erlegt.

In dem am Hafen liegenden Zollhaus findet die Visitation des Reisegepäcks der Ankommenden statt; in der Regel begnügt sich der hellbraune Zollchef mit der Versicherung, daß man weder Tabak noch Spiritus in größeren Mengen, noch Schußwaffen bei sich führe. Für die Einfuhr von Gewehren oder Revolvern ist eine besondere Erlaubnis des Gouvernements erforderlich, man muß die Waffen bis zur Erlangung derselben im Zollhause belassen. Billige Gewehre und Revolver, deren Wert unter einen gewissen Preis geschätzt wird, dürfen überhaupt nicht importiert werden. Diese Anordnungen zielen alle darauf hin, den Eingeborenen den Erwerb von Schußwaffen möglichst zu erschweren und jedenfalls eine Masseneinfuhr der letzteren unmöglich zu machen.

Aber mit der glücklich überstandenen Zollvisitation ist für den Reisenden noch nicht alles beendet. Derselbe hat sich noch einer traditionellen Formalität im uralten „Ratshuis“ in Batavia zu unterziehen, wo erst die Erlaubnis des Gouvernements an den Reisenden, sich so und so lange im Gebiet von Niederländisch-Indien aufhalten zu dürfen, ausgefolgt wird. Man wird gefragt nach Namen, Stand, Geburtstag und Ort, Zweck und Dauer der Reise, Namen des Schiffes, mit dem man gekommen und Namen des Kapitäns des letzteren. Wozu diese Formalität, welche aus mittelalterlichen Zeiten her stammt, eigentlich heutzutage noch aufrecht erhalten wird, wissen die Holländer wohl selbst nicht zu sagen. Aber so geht es mit vielen Dingen in dem konservativen Regiment in Niederländisch-Indien. Man merkt dort nicht viel von praktischen modernen Verkehrserleichterungen und Vereinfachung der notwendigen amtlichen Verhandlungen, wie sie in Europa allgemein üblich sind.

Batavia=Altstadt wird von Tandjong Priok per Eisenbahn in 10 Minuten erreicht. Von dort fährt man in einer Dampf=Tramway oder in einem kleinen Dos=à=dos, oder wie er gewöhnlich genannt wird „Sado“, hinauf nach dem höher gelegenen „Weltevreden“ („Wohlfrieden“). Diese Willenstadt ist relativ gesund, im Gegensatz zu dem fieberreichen Batavia; alle Europäer wohnen dort und halten sich täglich nur während der Geschäftsstunden in Batavia auf. In Weltevreden liegen auch die großen Hotels, Hotel des Indes, Hotel der Nederlanden u. a. Sie sind, wie die meisten Hotels in Niederländisch-Indien, sehr mäßig. Ich kenne nur zwei gute, das Hotel Simpang in Surabaja und das Hotel du Pavillon



Rai und Lagerhäuser am Tandjong-Priok.

Aus Preyer „Sud.-Malaiische Streifzüge“

in Samarang (letzteres auch nur vom Hörensagen). Durch die Freundlichkeit des deutschen Generalkonsuls, des trefflichen Herrn von Syburg, wurde ich der leidigen Ankunftsformalitäten enthoben und konnte sogleich am selben Nachmittage meiner Landung nach Buitenzorg hinauffahren. Vorher aber suchte ich den Herrn Generalkonsul selbst auf und erfuhr von ihm schon in kurzer Unterhaltung vieles Interessante über Land und Leute. Später bin ich während meines Aufenthalts noch oft in gastfreundlicher Weise von ihm eingeladen worden, wenn ich von Buitenzorg nach Batavia auf einen Tag herunterkam. Nicht nur dafür, sondern ganz besonders für seine wertvollen Auskünfte über die Verhältnisse Niederländisch-Indiens bin ich Herrn von Syburg zu größtem Dank verpflichtet. Ofters war ich Zeuge, wie ernst er gerade die kommerzielle Seite der konsularischen Tätigkeit nahm, so erhielt er einmal eine wichtige Anfrage von privater Seite aus Deutschland über Chinin und Chinarrinde, und sogleich entschloß er sich zu einer Reise ins Hochland, in das Gebiet der Cinchonaplantagen, um durch eigene Anschauung besser als durch irgend eine fremde Auskunft oder Mitteilungen sich von der Lage der Dinge zu überzeugen.

Das deutsche Konsulatsgebäude, friedlich unter Palmen nahe dem französischen gelegen, ist eines der wenigen zweistöckigen Häuser in Weltevreden. Es ist ein weiter Weg dorthin, entlang an kleinen „tokos“, den Kramläden der Chinesen und entlang an einem schmutzigen Kanale. Weltevreden selbst ist sehr weitläufig gebaut; jedes der kleinen, niedrigen Häuschen besitzt einen großen schattigen Garten, und Straßen und Plätze sind breit angelegt. Der riesige, grasbewachsene Koningsplein (Königsplatz) ist wohl der größte städtische Platz der Erde; er dient als Exercierplatz, als Viehweide und zu Sportspielen aller Art.

Ganz frappant ist aus der Entfernung gesehen die Ähnlichkeit von Weltevreden und dessen Umgebung mit einem holländischen Landstädtchen in Europa. Die kleinen, niedrigen, blendend weißen Häuschen mit ihren großen Regendächern lugen aus dem Grün hervor und stehen in schnurgeraden Reihen an glatten, reinlich gehaltenen Fahrstraßen. Lange, wasserführende Kanäle begleiten und kreuzen die Wege, die durch häufige Brücken miteinander verbunden sind. Dazwischen ruht der Blick auf weiten, saftig grünen Rasenflächen, auf denen schwarzbunte Rinder von unverkennbar holländischem Typus weiden. Nur die blendendhelle, tropische Sonne und einzelne in der Ferne sichtbare Kokospalmen erinnern daran, daß das nebeligtrübe, kühle Holland weit, weit vom schönen Java entfernt liegt.

Die Wohnhäuser der reichen Batavianer sind alle niedrig gebaut, ohne aufgesetztes Stockwerk und sind oft kostbar ausgestattet mit marmornen Fliesen und säulenumrahmten Veranden zu beiden Seiten. Das Leben in Weltevreden ist sehr bequem. Der Geschäftsmann begibt sich um 9 oder 10 Uhr nach Batavia und kehrt schon nachmittags um 3 Uhr wieder heim. Das Lunch, oder wie es in Niederländisch-Indien heißt, die Rijsttafel, wird in einem der Restaurants in der Altstadt eingenommen.

Batavia selbst unterscheidet sich sehr von dem schönen, reinlichen Weltevreden. Hohe, zum Teil uralte, schmutzige Steinhäuser abwechselnd mit kleinen Holzhütten der chinesischen Händler, und die breiten Kanäle, in deren schlammigbraunen, trüben Fluten Eingeborene sich baden, verleihen der Stadt ein häßliches Aussehen. Da Europäer höchstens vereinzelt dort wohnen, und die Gebäude nur Geschäftszwecken zu dienen haben, ist jeder Luxus überflüssig. Die Lage von Batavia, dicht an der sumpfigen Küste, an der Mündung eines kleinen Flusses ist so ungünstig wie möglich; die Gründer der Stadt haben offenbar nicht das geringste Verständnis für die notwendigen Anforderungen der Hygiene in tropischen Ländern gehabt, und die Folgen blieben nicht aus: Es gibt wohl nur wenige Orte der Erde, wo wie hier lange Jahrhunderte hindurch unzählige Menschen durch feindliche Angriffe und Krankheit den Tod fanden. Nach Batavia zu gehen, das wurde in Holland in früheren Zeiten als letzter Entschluß eines Verzweifelten angesehen, und noch jetzt spürt man bei unwissenden Leuten die Nachwirkung jener Tradition. Aber heutzutage ist es für einen kräftigen, jungen Mann nicht ein Verhängnis, sondern ein Glück und ein Vorzug, wenn er in Indien in passendem Berufe sich einer energischen Tätigkeit widmen kann.

Der Einfluß eines längeren Aufenthaltes im Auslande, speziell in den Kolonien, auf die Ausbildung und Erziehung eines jungen Mannes wird in Deutschland noch viel zu wenig gewürdigt. Was in England bei Tausenden der vornehmsten Familien fast selbstverständlich ist, daß die Söhne nach Beendigung ihrer Schulzeit in irgendwelcher Eigenschaft, als Offiziere, Beamte, Kaufleute, Zeitungskorrespondenten oder auch nur als Touristen hinausgehen und für längere Jahre ihrem Heimatlande fernbleiben, das hat für deutsche Begriffe noch immer etwas Absonderliches, etwas Außergewöhnliches. Allerdings hat Deutschland bis jetzt noch nicht einen so großen Kolonialbesitz, um allen, die sich melden, draußen Beschäftigung zu geben. Aber auch in fremden Kolonien, ganz besonders in Niederländisch-Indien, finden fleißige, zuverlässige junge Leute fast immer eine passende Stellung. Und jeder, der in der Lage ist, seine er-

wachsenen Söhne ohne Rücksicht auf Gelderwerb eine Zeitlang in außer-europäischen Ländern reisen zu lassen, der tue das auf jeden Fall; denn das darauf verwandte Kapital trägt hohe Zinsen. Nichts Besseres gibt es für die Entwicklung und Festigung des Charakters, die Ausbildung der schönsten männlichen Eigenschaften, Mut, Ausdauer, Geistesgegenwart, vorsichtige Klugheit, Gewandtheit, Beobachtungsgabe, Vorurteilslosigkeit und Toleranz, vor allem aber unzählbarer Energie. In der langen ungestörten Friedenszeit, deren Segen das deutsche Reich schon über drei Jahrzehnte genießt und in dem geregelten Leben daheim gibt es seltener Gelegenheit, jene Eigenschaften zur Geltung zu bringen. Und als Gegengewicht gegen die zunehmende Nervosität der deutschen Großstädte gibt es, abgesehen von der persönlichen Dienstleistung in der Armee oder Marine, keine wirksamere Maßregel, als ein Aufenthalt über See. Es ist keineswegs immer eine baumstarke, kerngesunde Konstitution dazu erforderlich, vielmehr üben Seereisen in tropischen Meeren oft einen überaus heilsamen Einfluß auf schwächliche Naturen aus, und mit dem körperlichen geht ein Erstarren des Charakters parallel. Ich bedauere wirklich jeden erwachsenen Sohn reicher Eltern, der nicht einmal die Grenzen der Kulturstaaten verlassen hat. Ja, der Einfluß weiter Reisen ist so groß, daß nur ein wenig Menschenkenntnis dazu gehört, um einem neuen Bekannten nach wenigen Worten der Unterhaltung auf den Kopf sagen zu können, ob er schon einmal „draußen“ gewesen ist oder nicht.

Doch zurück nach Batavia, dessen ehrwürdige, alte Gebäuden mit ihren meterdicken Wänden selbst in den Tropen viele Jahrhunderte überdauern. Zahlreich sind alte Inschriften und Reliefs, welche an die mittelalterlichen Zeiten erinnern, als noch Landsknechte in ihrer schweren, unpraktischen Tracht durch donnernde Schüsse aus ihren gewaltigen Wallbüchsen die unermüdlichen Angriffe der feindlichen Eingeborenen zurückwiesen. Eine alte, mit Zieraten bedeckte Kanone aus jenen Tagen liegt im Grase versteckt, und ein eigentümlicher Aberglaube knüpft sich an sie; javanische Frauen berühren das als Hand geformte Ende des Kanonenrohrs, deren durch die Finger hindurch ausgestreckter Daumen die Fähigkeit haben soll, die Fruchtbarkeit zu geben und einen reichen Kinderseggen zu bescheren. Viele andere Reste aus alten Zeiten, Waffen, Inschriften und Urkunden sind in dem Museum in Weltevreden aufbewahrt und liefern ein wertvolles Material zur Geschichte der Eroberung von Java. In diesem Museum sind übrigens auch ethnographische Gegenstände von allen Inseln des Archipels in weitgehender Vollständigkeit ausgestellt.

Batavia ist Hauptstadt von ganz Niederländisch-Indien, aber der Wohnsitz des Gouverneurs und die oberste Behörde, die „Allgemeine Sekretarie“, befindet sich höher im Binnenlande, in dem idyllischen kleinen Städtchen Buitenzorg. Mit der Eisenbahn ist Buitenzorg von Batavia in einer Stunde zu erreichen. Man fährt in einem luftigen, großen Kupee, das mit breiten, ledergepolsterten Sitzen versehen ist und sinnig geschmückt wird von echten Delfter Porzellanbildern, Schneelandschaften aus Holland. Es ist ein ganz eigentümliches Gefühl, in den ewig gleichmäßig warmen Tropen solche Winterlandschaften zu betrachten; der eine ist erfüllt von sehulichstem Verlangen, wieder einmal eine tüchtige Kälte zu verspüren, dem andern fröstelt es bei dem Gedanken, und er schließt unwillkürlich den obersten Knopf seiner weißen Jacke. Die Eisenbahnwagen sind auf Java sehr bequem und reinlich, und auch in der zweiten Klasse kann man ganz angenehm fahren, ja die glatten, ungepolsterten Holzbänke sind den Lederpolstern der ersten noch vorzuziehen. Und die Gesellschaft ist auch eine ähnliche, denn häufig fährt ein reicher Chinese mit seiner gelben oder braunen Frau auch erster Klasse.

Abgesehen von der inneren Ausstattung und von den reinlichen großen Bahnhöfen läßt aber das ganze staatliche Eisenbahnwesen auf Java sehr viel zu wünschen übrig. Die Fahr- und Frachtpreise sind enorm hoch, so daß ein Billet zweiter Klasse fast so viel kostet, wie anderwärts eines erster. Die Geschwindigkeit ist durchschnittlich eine sehr geringe und eigentlicher Schnellzugsverkehr ist unbekannt. Des Nachts, d. h. zwischen 8 Uhr abends und 6 Uhr vormittags, geht in ganz Java kein Zug! Dies kommt daher, daß aus Sparsamkeit keine stationierten Bahnwärter angestellt sind, und ein Fahren bei Nacht somit viel zu gefährlich wäre. Dem etwaige Hindernisse könnte dann der Lokomotivführer in der Dunkelheit beizeiten nicht erkennen. Infolge dieser Einrichtung hält der große Überlandzug von Batavia nach Surabaja abends in dem ungefähr in der Mitte gelegenen Maos und fährt am nächsten Morgen erst weiter. Für die Unnehmlichkeit der Reisenden ist es sehr bedauerlich, denn, ganz abgesehen von dem Zeitverlust, ist in den Tropen eine Nachtfahrt in der Eisenbahn sehr viel kühler und schöner, als das Reisen bei Tage, und die Nachtfahrt von Colombo nach Nuwara Elya in Ceylon z. B. ist keine Anstrengung, sondern eine Erholung. Eine weitere Folge des Mangels an Streckenwärttern ist die Gewohnheit der braunen Lokomotivführer, an allen Wegekreuzungen, an denen natürlich Schlagbäume oder Barrieren fehlen, sowie an Biegungen zur Warnung von Menschen und Vieh lange anhaltend die gellende Dampfpeife ertönen zu lassen, wahrlich kein Genuß für die Ohren der Reisenden.

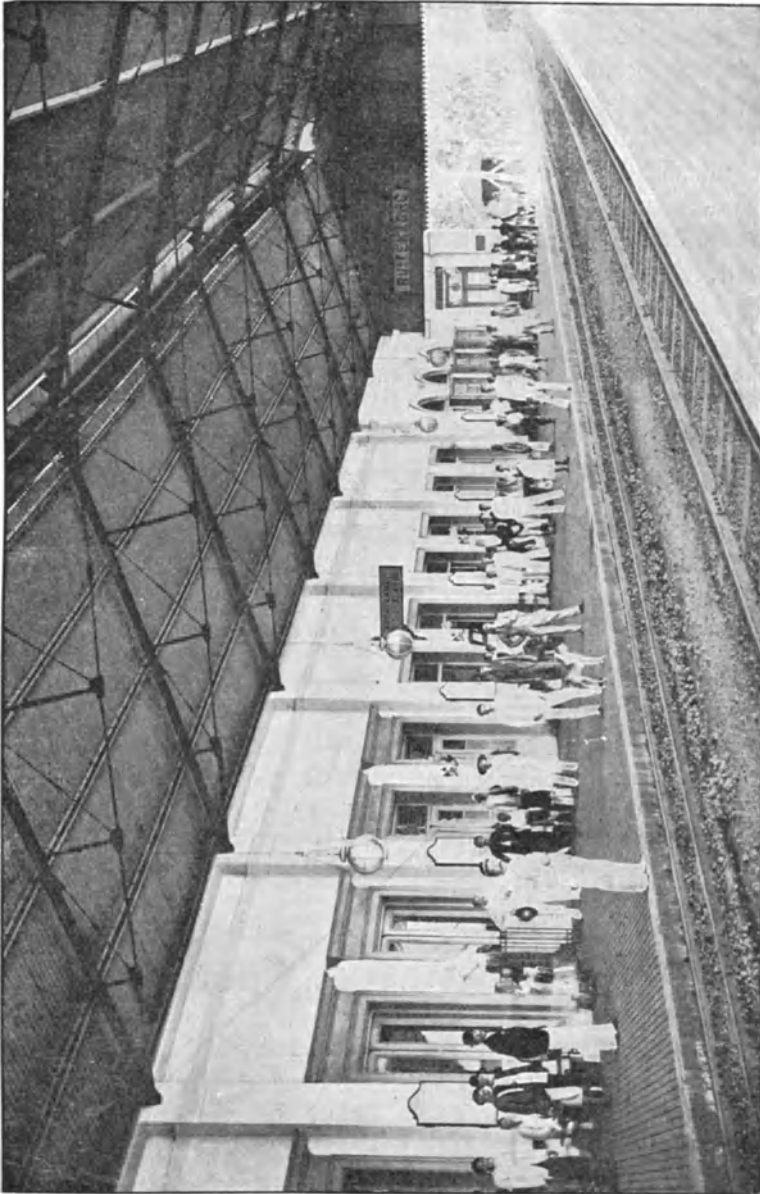
Südlich von Weltevreden führt die Eisenbahn über weite Weideländer, auf denen bunte Rinder sich nähren, und durch intensiv bebautes Ackerland, sorgfältig angelegte Reisfelder und kleine Anpflanzungen von Betelpfeffer, Liberiakaffee und Kokospalmen. Vorbei geht es an kleinen Kampong (Dörfern) der Sundanesen und an einzelnen weißen Häusern von Europäern und „Indo-Europäern“, wie die Mischlinge genannt werden.

Noch ein lang anhaltender Pfiff der Lokomotive, dann fährt der Zug langsam in eine saubere, holzüberdachte Bahnhofshalle ein, an deren Quermwand hoch oben das Wort Buitenzorg zu lesen ist. Flinke braune Gepäckträger nehmen behende alle die vielen Bagagestücke des Reisenden an sich, und aus einer Anzahl von Wagen kann sich der Ankömmling ein passendes Gefährt aussuchen. In einem „Sado“ fährt man alsbald auf tiefschattigen Wegen, eine Strecke weit entlang an herrlichen Palmen des großen Botanischen Gartens, in das Hotel Bellevue.

Dieses Hotel verdient seinen Namen mit vollstem Recht, denn nachdem man ein Hinterzimmer verlangt hat, tritt man hinaus auf die breite Terrasse und genießt einen Fernblick auf den Vulkan Salak und weiterhin auf die Berge von Bantam, der an Schönheit seines gleichen sucht. Im Vordergrund blickt man aus der Höhe herab auf ein grünes Meer von Fruchtbäumen, Bananen und Palmen, durch das sich ein breiter, seichter Fluß, der Tjilewóng hindurchzieht. Fast den ganzen Tag badet sich jung und alt beiderlei Geschlechts in dem Gewässer, und lange betrachtet man mit Vergnügen die zierlichen, graziösen braunen Gestalten, wie sie in ihrer natürlichen Dezenz sich im Wasser tummeln. Die Dächer einiger Bambushütten sind durch das Grün hindurch sichtbar. Weiterhin strecken sich zartgrüne Reisfelder in kunstvoller Terrassierung. Majestätisch thront über dem Ganzen der Salak, der seit Jahrhunderten kein Zeichen von vulkanischer Tätigkeit mehr gegeben hat. Bis zum Gipfel ist er bedeckt von undurchdringlichem, dunklem Urwald.

Diese Aussicht ist allerdings so ziemlich das einzige, was an dem Hotel Bellevue hervorzuheben ist. Im übrigen ist Unterkunft, Verpflegung, Bedienung und alles andere sehr mangelhaft. Wer in Indien reist, der muß sich wohl oder übel daran gewöhnen, mit schlechten Gasthäusern vorlieb zu nehmen, denn gute sind, wie bereits erwähnt, sehr selten.

Das Leben in den indischen Hotels entspricht ganz den Gewohnheiten der Holländer. Früh morgens bei Sonnenaufgang, d. h. um 6 Uhr, erwartet eine Tasse Kaffee den Gast sofort nach dem Aufstehen. Der Kaffee ist übrigens in ganz Java so schlecht, daß ich meistens auf diesen Genuß verzichtete. Man sagte mir, dies hinge mit dem Lagern zusammen;



Der Bahnhof von Buitenzorg.
Aus Freyer „Indo-Plataysche Streifzüge“

der auf Java getrunkene Kaffee sei immer zu frisch. Aber einmal trank ich auch feinsten Javakaffee, der aus $\frac{3}{4}$ Jahre alten Bohnen hergestellt sein sollte, und er schmeckte kaum besser. In Europa wird der berühmte Javakaffee wohl nur in Mischung verwendet, und zudem geschieht in Java die Bereitung des Getränkes nicht so sorgfältig, wie dort.

Gegen $8\frac{1}{2}$ Uhr vormittags wird im Eßsaal an einem langen Tisch (der bekannten table d'hôte, die zum Glück in besseren europäischen Hotels allmählich abgeschafft wird) ein reichliches Frühstück serviert, das aus Kaffee Tee oder Kakao, Fisch, kaltem und warmem Fleisch, Brot, Butter, Früchten usw. besteht. Um 1 Uhr gibt es die indische „Rijsttafel“, d. h. gedämpften Reis mit zahlreichen Zuspeisen, von der noch später die Rede sein wird. Zu dieser Mahlzeit, wie zu der vorhergehenden erscheinen die holländischen Gäste in der leichten, indischen Hausracht. Abends um 8 Uhr wird ein mehr oder weniger reichliches Diner nach europäischer Art serviert, bei dem Damen häufig in defolletierten Kleidern, Herren in weißem Anzug zu Tisch kommen. Nachmittags oder je nach Geschmack vor- und nachmittags nimmt man ein erfrischendes Bad; in den Badekammern findet man ein großes Wasserbassin und einen Kübel, aus dem man sich nach Belieben mit Wasser übergießen kann. Dieses sogenannte „Schiffsbad“ ist zwar eine primitive, aber sehr angenehme Art zu baden. Im Hotel Bellevue und in andern Hotels im Gebirge gibt es übrigens kleine Schwimmbassins.

Die Bedienung in allen Hotels auf Java besteht aus Eingeborenen. Ein „Mandur“ ersetzt den „Oberkellner“, und alles spricht malayisch. Nur selten versteht der eine oder andere Diener eine europäische Sprache, z. B. holländisch, englisch oder deutsch, und oft bleibt für Sprachunkundige nichts übrig, als sich an den Hotelbesitzer oder einen andern Gast zu wenden. Übrigens bringen viele in Indien Wohnende oder Reisende ihre eigenen „jonges“ (Bedienten) mit ins Hotel und lassen sich dann von diesen alles Nötige besorgen.

Die Anstellung eines solchen persönlichen Dieners hat für den Reisenden, der vorübergehend im Lande sich aufhält, seine zwei Seiten. Wenn nur eine kurze Vergnügungstour nach den sehenswerten Punkten Javas oder ein längerer Aufenthalt in Hotels beabsichtigt ist, kann man besser ohne Jonges fertig werden. Wenn dagegen Reisen über Land, besonders in weniger zivilisierte Gegenden geplant sind, ist ein Diener unerlässlich. In Batavia oder Surabaja sind immer solche Leute zu haben und sogar solche, die eine europäische Sprache verstehen. Aber der Landeskundige sollte sich ja in acht nehmen vor denen, die sich freiwillig als

Diener anbieten oder von den Hotels aus besorgt werden. Vorzuziehen ist auf jeden Fall eine Empfehlung eines dort wohnenden Bekannten, wemgleich auch dann niemals auf vollkommene Ehrlichkeit des braunen Jonges gerechnet werden darf. Denn ein wenig Neigung zur Lüge und zum Diebstahl ist jedem Javaner und Sundanesen angeboren, daran läßt sich nichts ändern.



Panaragan Straße in Buitenzorg.

Aus Freyer „Indo-Malayische Streifzüge“.

Ein Hotel in Java ist nicht wie anderswo ein großes hohes Gebäude, sondern besteht aus einem Komplex von mehreren niedrigen Häusern, die durch regenreicher überdachte Gänge miteinander in Verbindung stehen. Ferner gibt es besondere kleine Gebäude, sogenannte Pavillons, in denen eine Familie ungestört für sich wohnen kann. Hiervon wird in der Tat viel Gebrauch gemacht, und es kommt häufig vor, daß eine Familie monate- und jahrelang in solch einem Pavillon wohnt. Einerseits ist es für Beamte und Offiziere, die nie vor einer plötzlichen Versetzung sicher sind, viel billiger und bequemer, im Hotel zu wohnen, als auf kurze Zeit eine eigene Wirtschaft einzurichten, und andererseits braucht ein solcher Hotelgast keine Steuern zu zahlen, gewiß eine angenehme Zugabe!

Buitenzorg wird von vielen, die aus der Tiefebene heraufkommen, als Gesundheitsstation aufgesucht und ist auch wegen seines gleichmäßigen, nicht zu heißen Klimas und seiner gesunden Lage sehr zu einer solchen geeignet. Allerdings kommen doch öfters endemische Malariafälle vor, und empfindliche Menschen gehen lieber höher hinauf in das Gebirge. Klimatisch zeichnet sich Buitenzorg durch einen sehr bedeutenden Regenfal aus.

Die Verteilung der Niederschläge ist eine ziemlich gleichmäßige über das ganze Land; eine eigentliche regenarme Trockenheit gibt es nicht. Wenn es einmal zehn Tage hintereinander nicht regnet, so spricht man in Buitenzorg von einer ganz anormalen Trockenheit. Im Nordwinter, also in den Monaten Dezember bis Februar, regnet es am meisten, d. h. häufig am Vor- und Nachmittage, während sonst nur jeden resp. jeden zweiten Nachmittag ein Gewitter sich entlädt. Die unausgesetzte hohe Luftfeuchtigkeit, die ich durchschnittlich zu 85—95—99% relativen Wasserdampfgehalts in der Atmosphäre gemessen habe, macht die mittlere Temperatur von 25° C dem Gefühl nach wärmer, als sie in trockener Luft wäre. Die Schwüle, die von keinem kräftigen Windstoß unterbrochen wird, herrscht dort unausgesetzt und macht nur einer feuchten Kühlung Platz, wenn ein gewaltiger Regen herniederprasselt. Die Haut wird aber nach mehrmonatigem Aufenthalt in jenem Klima so empfindlich gegen Temperaturwechsel, daß man gut tut, bei Regenwetter eine wärmere Jacke anzuziehen, um einer katarthalschen oder rheumatischen Erkältung vorzubeugen. Dabei beträgt der Temperaturunterschied nur 2—3°. Denn das Minimum in Buitenzorg ist 22°, tiefer fällt das Thermometer nie.

Die gleichmäßig feuchte Wärme hat verschiedene eigentümliche Erscheinungen zur Folge. Alles Lederzeug verschimmelt, wenn es nicht öfters der Sonne ausgesetzt wird, Stiefel, Sattelzeug, Bucheinbände, Lederkoffer bedecken sich binnen kurzem mit einem grauweißen Überzug von Schimmelpilzen. Eisen und Stahl rostet schnell, und nur durch sorgfältiges Putzen kann man Messer und Scheren in gebrauchsfähigem Zustand erhalten. Holzgegenstände, die aus trockenen Gegenden kommen, quellen stark an, und Zigarren und Tabak werden feucht und verlieren ihre Brennfähigkeit. Beides muß in luftdichten Behältern aufbewahrt werden. Die Fäulnis von verderblichen Dingen schreitet sehr schnell voran, Fleisch, Fisch usw. hält sich nicht länger als ½ Tag; und geöffnete Konserven müssen sofort verzehrt werden. Besonders für die Präparation von zoologischen Gegenständen, von erlegten Tieren muß das berück-

sichtigt werden. Ein schleuniges Abhäuten und Trocknen an der Sonne oder am Herdfeuer ist unbedingt nötig.

Glas wird, wenn es einige Zeit nicht gepuht wird, allmählich matt und undurchsichtig. Dies gilt sowohl für Scheiben als für Glasgerät aller Art und geschliffene Glaslinsen. Gerade bei letzteren ist die Gefahr groß; die Objektive und Okulare von Ferngläsern, Mikroskopen usw. müssen mindestens einmal wöchentlich gründlich gepuht werden. Früher half auch dies nicht, und die Linsen, welche weiches Flintglas enthielten, waren unrettbar verloren. Neuerdings aber verwenden die renommierten Fabriken optischer Gläser nur noch haltbare, widerstandsfähige Flintglasorten, die selbst in den Tropen klar bleiben. Woher eigentlich das Mattwerden des Glases kommt, ist noch nicht festgestellt. Es ist nicht unmöglich, daß eine oder mehrere Pilzformen auf der Oberfläche des Glases sich festsetzen; denn zuweilen fand ich bei gelegentlicher mikroskopischer Untersuchung mattgewordener Objektträger unmerkbar organische Strukturen auf denselben.

Die bedeutendste Einwirkung übt aber das feuchtwarme, gleichmäßige Klima auf den Pflanzenwuchs aus. Die Vegetation in und um Buitenzorg sucht selbst in den Tropen ihresgleichen, ja sie wirkt fast erdrückend. Überall wo man hinblickt, ist Grün, und grüne Mauern schließen die Häuser ein und verhindern den Ausblick in die Ferne. Aber der Formenreichtum und die Schönheit der Bäume und Sträucher, der Blätter und Blüten ist unbeschreiblich.

Es konnte keinen bessern Platz geben zur Anlage eines großen Botanischen Gartens, in dem alles, was in den Tropen gedeiht, zu einer wunderbaren lebenden Sammlung vereinigt ist. Aber Rücksicht auf den Genuß der herrlichen Kunstformen der Natur, die doch gerade dort in wunderbarster Mannigfaltigkeit entstehen, war nicht die Veranlassung zur Begründung des Gartens, sondern das Interesse der Wissenschaft, von Anfang an in zweckentsprechender Weise verknüpft mit praktischen Hinblicken auf die Förderung des landwirtschaftlichen Pflanzenbaues. Und wahrlich, wer heute, sei es als Forscher oder Laie, nach Buitenzorg kommt und das Etablissement „s Lands Plantentuin“ (wie es auf holländisch heißt) in seinem ganzen Umfang besichtigt, der wird mir zustimmen, wenn ich es eines der ersten wissenschaftlichen Institute der Erde nenne. Speziell unter den botanisch-landwirtschaftlichen Instituten kenne ich keines, welches Buitenzorg überträfe.

Es ist schon so viel über diesen berühmten Botanischen Garten geschrieben worden, und in der wissenschaftlichen Welt ist derselbe so gut bekannt, daß ich mich kurz fassen kann.

Der Haupteingang zum Garten liegt unweit vom Hotel Bellevue. Man betritt zuerst die große, schattige Canarium-Allée, deren hohe Bäume umrankt sind von üppigen Schlingpflanzen, wie *Monstera deliciosa*, Anthurium-, Philodendron- und *Epipremnum*-Arten. Auf der rechten Seite findet man am Ufer des weithin sich erstreckenden Teiches Nepheliumbäume, welche die beliebte Rambutanfrucht liefern. In verschiedenen Gruppen sind weiterhin vereinigt zahlreiche Pandanusarten, dann ein Orchideengarten, welcher in günstiger Jahreszeit wahre Schätze von herrlich duftenden Blüten enthält. In einer kleinen Talmulde finden sich die schönsten Palmen der Alten und Neuen Welt, hochragende *Livingstonia*, schnurgerade *Areca*, *Martinezia* von Queensland und andere. Noch manche merkwürdige Gewächse gibt es, wie den Giftbaum, *Antiaris toxicaria*, dessen sehr giftiger Milchsaft den Eingeborenen ein sehr gefährliches Pfeilgift liefert, dann *Kigelia pinnata*, ein großer Baum mit langen, wurstförmigen Früchten aus dem ägyptischen Sudan stammend; die *Entada scandens*, eine enorme Liane von seltener Dicke, welche sich in phantastischen Windungen auf dem Boden und an benachbarten Bäumen in die Höhe schlingt. An Rotanpalmen befindet sich eine wundervolle Zusammenstellung unweit der hübschen Wohnung des neuen Direktors; an einigen Bäumen klettern hier mannigfache *Calamus*-, *Korthalsia*-, *Daemonorops*arten hinauf, und ihre graziosen Blätter bedecken unvollkommen das undurchdringliche Gewirr der stacheligen Rotanstengel. Auf der andern Seite der zentralen Allée, unweit vom Palais des Generalgouverneurs, wächst im ruhigen Wasser des Teiches die schöne *Victoria regia* und gedeiht prächtig in dem ewig gleichmäßigen Klima, welches dem ihrer südamerikanischen Heimat völlig gleicht. Eine kleine von Palmen und Sumpfpflanzen dicht bewachsene Insel liegt mitten in dem Teich, gleich als ob hier ein Stückchen Erde der alten Urwaldvegetation sich erhalten hätte. Die Anzahl der Arten, welche sich im Botanischen Garten zu Buitenzorg finden, wird wohl von keinem anderen tropischen Garten übertroffen; auch die Anordnung, Etikettierung und Pflege der einzelnen Exemplare ist musterhaft. In erster Linie dient eben der ganze Garten den Zwecken der rein wissenschaftlichen Forschung, und hier findet auch tatsächlich der Gelehrte alles, was zur Ausführung schwieriger Arbeiten nötig ist. In einem großen geräumigen Laboratorium befinden sich alle Hilfsmittel, Instrumente, Wasser- und Gasleitung, und reiches Material zur Untersuchung wird jederzeit von den dienstbereiten Gärtnern beschafft. Eine gut ausgestattete Bibliothek enthält die meisten wissenschaftlichen Standardwerke, sowie viele Spezialabhandlungen, deren der Gelehrte zur Orientierung bedarf.

Außer dem großen „Laboratorium für fremde Gelehrte“, wie es offiziell heißt, besitzt 's Lands Plantentuin noch mehrere andere, wohl- ausgestattete Laboratorien für verschiedene Spezialzwecke, wie ein chemisches, ein zoologisches, ein Kaffee- und ein Tabak-Laboratorium. In den letzten beiden Abteilungen werden mit Hilfe von regelmäßigen Bei-



Ein großer Kautschukbaum.

Aus Preyer „Indo-Malaysische Sireisfänge“

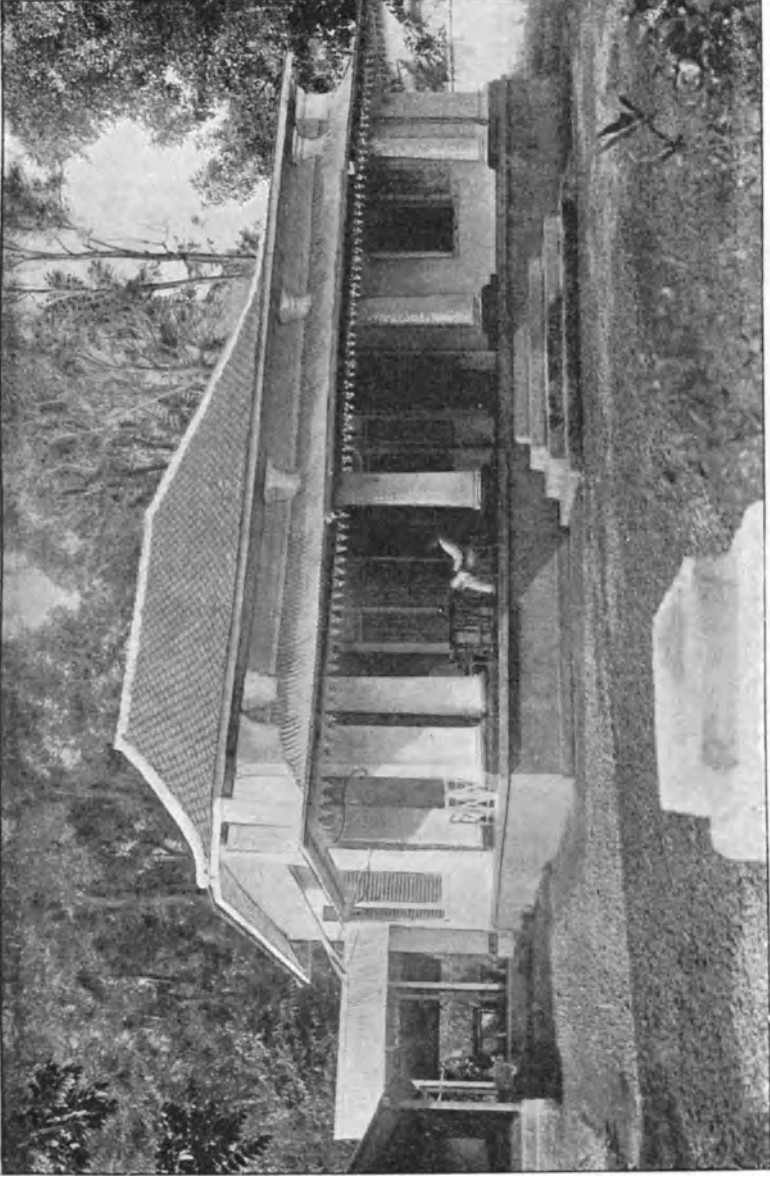
trägen der interessierten Pflanzler in Ostjava resp. Deli (Sumatra) ausschließlich Spezialarbeiten mit direkt praktischen Zielen gemacht, und manche wertvolle praktische Maßregel bei der Kultur geht von hier aus. In den hier genannten Laboratorien arbeiten fest angestellte Herren, welche auch nicht selten zur Erweiterung ihrer Kenntnisse und zu bestimmten Untersuchungszwecken weite Reisen in die Plantagengebiete von Java und Sumatra unternehmen.

Ein Stück weit entfernt gegen Nordwesten von Buitenzorg liegt der Kulturgarten („Cultuurtuin“) von Tjikeumeuh, eine Dépendance von 's Lands Plantentuin. Hier werden alle Gewächse, welche entweder kultiviert werden oder vielleicht kultivierbar sind, auf einer großen Fläche, auf $\frac{1}{4}$ ha Land angebaut. Hier findet man verschiedene Varietäten von arabischem Kaffee, Liberiakaffee, Assam und chinesischem Tee, Faserpflanzen verschiedener Art, wie Manihot (Musa textilis), Ramie (Boehmeria), Baumwolle (Gossypium), Agave americana, dann Hautschutzpflanzen: Ficus elastica, Hevea brasiliensis, Castilleja elastica; den Borneo-Kampferbaum (Dryobalanops aromatica), mannigfache Gewürzpflanzen u. a. Muskat- und Gewrznelkenbaum, verschiedene schattenspendende und wertvolles Holz liefernde Bäume.

Fortwährend werden neue, in fremden Zeitschriften empfohlene, oder neu aufgefundene Nutzpflanzen hier zuerst im kleinen, dann im größeren Maßstabe versuchsweise angebaut, und die Ergebnisse dieser Versuche sind ungleich wertvoller für die Praxis, als Laboratoriumsexperimente mit einzelnen Exemplaren einer Pflanze, welche selten unmittelbar in die Praxis sich übertragen lassen. Mitten in dem Cultuurtuin befindet sich ein chemisches Laboratorium, in welchem Untersuchungen über die Qualität der geernteten Pflanzenprodukte angestellt werden.

Nicht nur der Botanische Garten und das dort gelegene Laboratorium steht zur Verfügung der alljährlich nach Buitenzorg kommenden fremden Forscher, sondern auch im Kulturgarten sowie in dem Berggarten Tjibodas am Gedeh wird denselben bereitwillig Gelegenheit gegeben, die von ihnen beabsichtigten Arbeiten auszuführen. Berühmte Professoren und viele jüngere Gelehrte haben schon die weitherzige Gastfreundschaft des lebenswürdigen, hochverdienten Direktors, Herrn M. Treub, genossen, und auch ich bin ihm so sehr verpflichtet, ihm hier herzlichst zu danken.

Ich traf unter anderen in Buitenzorg einen schwedischen Botaniker, Herrn Dr. Nyman, der nach längeren Forschungsreisen auf Neu-Guinea sich hier von den ausgestandenen Strapazen erholen wollte. Er hatte umfangreiche Sammlungen aus dem melanesischen Gebiet und auch aus weniger bekannten Teilen Javas, aus dem Süd-Preanger usw. angelegt und interessierte sich nicht nur für die Pflanzenwelt, sondern im weitesten Sinne für alles Lebendige, für Tiere und Menschen, Natur und Kultur. Leider war es ihm nicht vergönnt, sein nordisches Vaterland wiederzusehen, denn auf der Rückreise, die er schwer fieberkrank antrat, erteilte ihn in München der Tod.



Wohnhaus in Buitenzorg.
Aus Bremer „Indo-Atlanische Streifzüge“

In den letzten Monaten meines Buitenzorger Aufenthaltes begrüßte ich zu meiner großen Freude Herrn Professor E. Haeckel aus Jena, der mit meinem Vater befreundet gewesen war; waren doch diese beiden Männer der Wissenschaft seinerzeit die ersten, welche auf dem Kontinent die Lehre Darwins öffentlich vertraten. Professor Haeckel kam von Singapore und plante weite Reisen nach dem östlichen Archipel, wurde jedoch leider in Buitenzorg selbst krank und lag an starkem Rheumatismus und Fieber darnieder. Nach meiner Abreise fuhr er, wie ich hörte, nach Padang und von dort nach mehrwöchigem Aufenthalt zurück nach Europa. Das Jenaer naturhistorische Museum hat ihm von dieser Reise her sicher Schätze an Seetieren und anderen zoologischen Präparaten zu verdanken.

Abgesehen von den Gelehrten, die speziell nach Buitenzorg kommen, um in 's Lands Plantentuin zu arbeiten, besucht jeder Ankömmling, wes Standes er auch sei, den berühmten Botanischen Garten. Interessant ist es übrigens zu beobachten, welchen Zweck oder welche Absichten die von Europa nach Indien Reisenden verfolgen und wie sie dieselben ausführen. An Bord und in den verschiedenen Hotels hat man vorzügliche Gelegenheit zu derartigen Studien auf dem Gebiete der Psychologie und Menschenkenntnis. Diejenigen, welche in Indien eine Anstellung haben oder suchen, nehme ich aus.

Da sind zunächst die Kaufleute, die ihre Geschäfte und Plantagen revidieren und das reiche Indien, mit dem sie so viel zu korrespondieren haben, einmal selbst kennen lernen wollen. Es gibt kaum etwas Besseres für die Prosperität einer Geschäftsfirma, die mit Indien arbeitet, als wenn wenigstens ein europäischer Vertreter aus eigener Anschauung die dortigen Verhältnisse einigermaßen kennt.

Dann trifft man Forschungsreisende, die draußen etwas Bestimmtes gründlich untersuchen und meistens große Sammlungen zurückbringen wollen. Sie spezialisieren oft auf eng umgrenzte Forschungsgebiete: Ein Geologe wollte nur Petrefakten sehen und sammeln, nichts anderes. Ein Botaniker interessierte sich fast ausschließlich für Orchideen. Eine solche Beschränkung ist für die wissenschaftliche Kenntnis der betreffenden Zweige von größtem Wert; aber es ist zu bedauern, wenn die Einseitigkeit einzelner so weit geht, daß sie bemerkenswerte, seltene Erscheinungen und Dinge anderer Art nur deshalb unbeachtet lassen, weil dieselben gerade nicht in ihr Programm passen. Die Forschungsreisenden zählen viele kühne Entdecker und hochgebildete, treffliche Männer zu den ihren, und nur zu leicht überschreiten viele derselben infolge ihres Forschungsdranges und

ihrer vorwärtstrebenden Energie die Grenzen der eigenen körperlichen Leistungsfähigkeit und werden von tückischen Krankheiten oder Unfällen betroffen.

Ferner gibt es Techniker, Ingenieure, die zur Ausführung oder Begutachtung irgend welcher neuen Unternehmungen, Schleusen-, Brücken oder Bahnbauten, Zinn-, Silber- oder Goldminen, maritimen Anlagen usw. hinausgehen. Gerade in neuester Zeit wird Malayisch-Indien immer mehr mit Hilfe der modernen Technik erschlossen, und an vielen Orten eröffnet sie Quellen des Reichtums. Wie die Technik in kurzer Zeit sich entwickeln und zum Aufblühen einer Kolonie beitragen kann, das sieht man in Malakka und Singapore.

Häufig begegnet man Leuten, die eine Studienreise nach Indien unternehmen, z. B. zwecks kolonialer, volkswirtschaftlicher, ethnographischer, kulturhistorischer Studien; ich unterscheide diese Reisenden wohl gemerkt von den Forschern; denn in der Regel können und wollen die ersteren während ihres kurzen, nicht 2—3 Monate überschreitenden Aufenthaltes in Indien nur einen allgemeinen Begriff der betreffenden Verhältnisse, sowie von Land und Leuten überhaupt bekommen und dann ist eben nicht aktive Forschung, sondern mehr rezeptives Sammeln von Eindrücken ihr Zweck. Ich verkenne nicht, daß Studienreisen, wenn sie ein ganz bestimmtes in der Kürze der Zeit erreichbares Ziel haben, von Wert sind; z. B. persönliche eingehende Besichtigung von bestimmten Etablissements und Anlagen, Besuch und Betrachtung einzelner bestimmter Bauten oder anderer Objekte, Einsammeln oder Ankauf von einigen unschwer erhältlichen Gegenständen. Aber wenn da z. B. ein europäischer Herr, der noch nie vorher die Grenzen seines Heimatlandes überschritten hat, auf einmal im Auftrage einer privaten Vereinigung nach Java geschickt wird, um die „wirtschaftliche Lage Javas, die kolonialen Verwaltungsprinzipien der Holländer, die Entwicklungsfähigkeit tropischer Kolonien im allgemeinen, die Eingeborenenkulturen, die Pflanzungstätigkeit der Europäer, Arbeiterfragen, die Entwicklung von Industrie und Handel in den Kolonien“ u. dgl. m. zu studieren, und ihm hierzu 6 Wochen zur Verfügung stehen, so erscheint das dem Unbeteiligten draußen in Indien ganz komisch. — Natürlich reiste der arme Herr, der noch dazu 14 Tage lang durch einen leichten Fieberanfall behindert wurde, ab, mit Chaos von Erinnerungen im Kopf, die weder ihm, noch seinen Auftraggebern viel genützt haben können. So geht's zuweilen, wenn junge Kolonialmächte, wie die Franzosen, die Belgier, Deutschen oder Amerikaner, bei den alten, erfahrenen Kolonialreichen England und

Holland in die Lehre gehen wollen; da sind Mißgriffe und Fehler aller Art unvermeidlich, und derartige sind nicht die schlimmsten.

Künstler, besonders Maler und Zeichner, seltener Romanschriftsteller entschließen sich zu einer Tropenfahrt, um die Wunder der üppigsten Natur in sich aufzunehmen und idealisiert wiederzugeben. In späteren Zeiten, wenn erst der Strom reisender Künstler einmal den mittelländischen Orient überschritten hat und bis in die Tropen vorgedrungen ist, wird die Gestaltungskraft und Farbenpracht Indiens ohne Zweifel die bildende Kunst, insbesondere die Malerei, in neue Bahnen lenken und Darstellungen aus dem primitiven Leben der Farbigen, aus dem Urwald Sumatras, aus den herrlichen Bergwäldern Javas, aus dem Tierleben der Steppen werden dann nicht wie heute, vereinzelt als besondere Merkwürdigkeit angestaunt, sondern werden wahrheitsgetreu dem kunstliebenden Publikum zeigen, daß die lebendige Natur in den Tropen Schöneres und Gewaltigeres hervorgebracht hat, als in den kühlen Zonen.

Reisende Jäger besuchen die Tropen, um einer höheren, gefährlicheren Jagd obzuliegen, als sie in Europa aufzufinden ist.

Manche dieser Herren sind treffliche Kenner der tropischen Tierwelt, und indem sie durch wertvolle zoologische und biologische Beobachtungen die Wissenschaft bereichern, reihen sie sich würdig den Forschungsreisenden an. Andererseits fehlen auch draußen, wie in der Heimat, nicht jene Nimrode, die mehr mit dem Munde, als mit der Flinte jagen und deren „Jagdbeute“ dann zum großen Teil aus den tokos (Kaufläden) der Chinesen stammt. Solche „Jäger“ rechnet man denn doch lieber zu den echten Vergnügungsreisenden.

Die letzteren selbst trifft man überall auf und an den Hauptverkehrsrouten in Südastien, selten jedoch abseits von diesen stets stark frequentierten Wegen. Als besondere Gruppe lassen sich die eigentlichen Touristen unterscheiden, die in möglichst kurzer Zeit viel Merkwürdiges sehen, kein berühmtes Bauwerk, Museum, Denkmal oder Panorama vorbeigehen lassen wollen, die mit aner kennenswerter körperlicher und geistiger Widerstandsfähigkeit täglich zahllose neue Eindrücke auf sich einwirken lassen und doch nicht eher sich Ruhe gönnen, als bis sie auf der Heimfahrt sind.

Besonders augenfällig ist diese Art des Reisens bei den von den Reisebureaus in europäischen Großstädten organisierten Gesellschaftsreisen, die sich nicht nur nach Norwegen, Italien, dem Orient, Ägypten usw. hin erstrecken, sondern auch weiter hinaus nach Indien und um die Erde führen. Es ist zweifellos sehr anzuerkennen, daß die Reisebureaus sich

Mühe geben, für einen verhältnismäßig sehr geringen Preis (als Landeskundiger reist man allein stets teurer) den Teilnehmern einer solchen Reise bei größtmöglicher Bequemlichkeit und Sicherheit so viel als möglich zu bieten und dieselben durch sachverständige liebenswürdige Führung vor jedem unnötigen Zeit- und Geldverlust zu bewahren. Aber die Gesellschaftsreisen sind und bleiben doch mehr oder weniger Hezpartien; der einzelne kann sich nicht nach Belieben ausruhen oder zwecks genauerer Betrachtung länger an einem ihm zusagenden Plage aufhalten; denn seine Reisegenossen würden darunter leiden; gerade das Obligatorische, der unvermeidlich bei Gelegenheit hervortretende Zwang während einer solchen Gesellschaftsreise, der nicht nur von den übrigen Teilnehmern, sondern vor allem von den finanziellen Interessen der Reisebureaus diktiert ist, läßt den Touristen nicht zu einem wirklichen ungestörten Genuß der neuen Eindrücke kommen. Viel hängt dabei auch von den Reisegenossen ab; sind diese zusagend oder hat sich die Reisegesellschaft vorher durch private Verabredung gebildet und läßt sich dann durch Vermittlung eines Reisebureaus die Unbequemlichkeiten der Reise erleichtern, dann ist dies für die Annehmlichkeit und den Genuß der letzteren sehr vortheilhaft.

Anderere Vergnügungsreisende beschränken sich auf eine schöne Seefahrt und einen mehrwöchigen Aufenthalt an dem einen oder anderen Orte, wo es ihnen gefällt, ohne jedoch viel Wert auf Betrachtung von Sehenswürdigkeiten oder große Touren über Land zu legen. Das sind die Epikuräer auf Reisen, die sich wohl fühlen, wenn sie in einem guten Hotel wohnen, täglich eine hübsche Spazierfahrt oder sonst eine kleine Exkursion machen und später eine Menge kostbarer Kuriositäten nach Hause mitbringen können. Ganz unrecht haben diese Vergnügungsreisenden von ihrem Standpunkt nicht; denn wer körperliches Wohlbefinden liebt und sich nicht gern anstrengt, der genießt so seine Reise jedenfalls am meisten und gibt dabei auch nicht zu viel Geld aus.

Den Übergang bildet diese Kategorie zu denjenigen, welche zur Erholung resp. krankheitsshalber in und nach den Tropen reisen.

Es ist auch für den Unbetheiligten interessant zu beobachten, wie schnell sich blaß und elend aussehende Europäer, auch Damen, nach wenigen Wochen glatter Seefahrt bei guter Ernährung gleichmäßiger, ruhiger Lebensweise und warmer Luft erholen. Alle die Reize, welche als scharffe Temperaturwechsel, als Aufregungen und Gemütsbewegungen im öffentlichen Leben, im Geschäft und daheim, als immer erneuter Antrieb zu geistiger Arbeit in europäischen Großstädten die Nerven empfindlicher

Menschen unausgesetzt quälen, fehlen an Bord und in tropischen Gesundheitsstationen (Kandy, Nuwara Ellha auf Ceylon, Sindanglaja, Garut auf Java) vollkommen, und Affektionen der Stimmorgane, der Lunge, der Nieren, der Blutzirkulation, sowie viele sekundär von Nervosität herührende körperliche Leiden finden Linderung und oft Heilung in den Tropen. Aber ich höre schon einen Einwurf, den mir in Indien tätig gewesene Ärzte machen werden. Für Nervöse taugen die Tropen nicht, denn dort werden ja allzuoft gesunde Menschen hochgradig nervös! Ja, das ist vollkommen richtig, aber es ist ein großer Unterschied, ob ein Leidender aus einem unwirklichen Klima kommt, sich bei bester Verpflegung für einige Monate an einer Gesundheitsstation in den Tropen ruhig aufhält und sich dort zusehends erholt oder ob ein ursprünglich gesunder Mann nach jahrelanger, angestrenzter Tätigkeit in der heißen Tiefebene, vielleicht noch infolge unvernünftiger Lebensweise sich eine schwere Malaria geholt hat und daher begreiflicherweise auch an seinen Nerven die Folgen zu spüren beginnt. Es ist einem Nervösen nichts dringender abzuraten, als eine Touristenfahrt in die warme Zone oder irgendwelche sonstige körperlich oder geistig aufstreuende Beschäftigung dort; nur dann wird jeder Arzt, der sich seiner Verantwortung bewußt ist, sich im Einzelfall genau darüber vergewissern, ob nicht andere Leiden und Gebrechen des Patienten, Magen-, Darm-, Leberkrankheiten, hochgradige Vollblütigkeit, Fettsucht oder allgemeine Abneigung gegen höhere Lufttemperaturen, die Verordnung einer Tropenreise verbieten.

Das war so eine kleine Blütenlese von Typen, wie sie unter den Reisenden in Südastien allenthalben anzutreffen sind. Ich habe absichtlich den Skizzen keine nationalen Färbungen gegeben, denn unter den Engländern, sowohl als den Deutschen, Holländern, Amerikanern, Franzosen, Belgiern, oder Russen findet man die verschiedenen Kategorien vertreten. Eines muß aber noch zum Lobe der Deutschen gesagt werden, daß sie nämlich im Durchschnitt öfter als andere einen gewissen mehr oder weniger vernünftigen Zweck mit ihrer Reise verbinden, als die Reisenden anderer Nationen. Die Holländer kommen ihnen hierin wohl am nächsten. Das macht eine Reise doch erst recht genußreich, wenn sie mit einem nützlichen Zweck unternommen wird und der Reisende unterwegs nicht ausschließlich rezeptiv oder gar passiv (wie die bekannte Figur des Engländers in den Wigblättern), sondern auch aktiv tätig ist.

Gerade draußen in den Kolonien kann jeder gebildete Mensch, auch wenn er nicht schwierige Spezialstudien verfolgt, nur mit einem freien aufmerksamen Blick und gesundem, vorurteilslosem Urteilsvermögen wert-

volle Beobachtungen machen und Anschauungen bilden, die ihm selbst und anderen sehr zugute kommen. Fast für alle Berufszeige sind Reisen in den Kolonien von Vorteil für die Erweiterung der Kenntnisse und Ansichten. Ärzte, Landwirte, Gärtner, Forstmänner, Nationalökonomien und Politiker (englische Parlamentsmitglieder machen z. B. große Reisen nach Ost- und Südastien; so etwas wäre von den deutschen Reichsboten zu wünschen!), Schriftsteller, Zeitungskorrespondenten, Kapitalisten, die sich für koloniale Unternehmungen interessieren, sie alle bereichern auf einer Reise in den Tropen ihre Erfahrung und gewinnen einen freien, weiten Blick, der nicht durch die Grenzen des engeren Heimatbezirkes beschränkt wird, sondern ungehindert darüber hinausfliegt und die ganze Welt umfaßt.“

Von Peking bis an die „Große Mauer“

von

A. B. Exner.*)

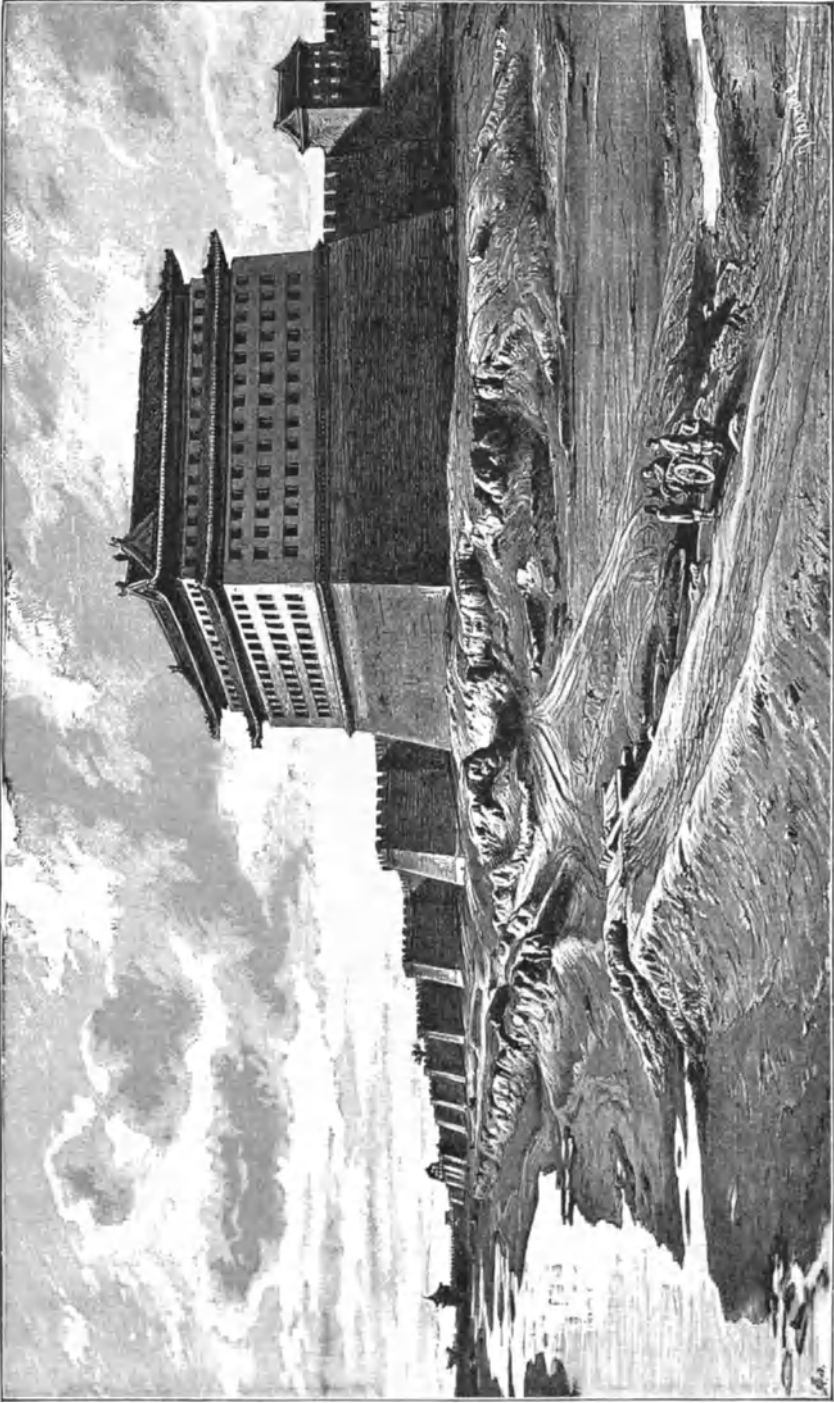
Nächst unseren Kolonien nimmt von allen überseeischen Ländern unstreitig noch immer China, das Riesenreich der Mitte, unser weitgehendstes Interesse in Anspruch. Im Jahre 1886 entsandte ein unter Führung der Direktion der Diskonto-Gesellschaft und der Deutschen Bank in Berlin stehendes Finanz- und Industriekonfortium für Eisenbahnbauten in China drei Delegierte dorthin, um an Ort und Stelle die Eisenbahnfrage und die sonstigen Verhältnisse des Landes zu studieren. Unter diesen Delegierten befand sich auch Herr A. B. Exner. Die ihm dadurch geschaffene Stellung, seine gewichtigen Empfehlungen und die tatkräftige Unterstützung von einflußreichen, seit langen Jahren im fernen Osten ansässigen Persönlichkeiten ermöglichten es ihm, in kürzerer Zeit einen tieferen Einblick in die Verhältnisse des Wunderlandes zu tun, als ihm dies unter gewöhnlichen Verhältnissen selbst während einer längeren Reihe von Jahren möglich gewesen wäre. Von besonderem Interesse sind für uns seine Mitteilungen über die Hauptstadt Peking:

„So sind wir denn in Peking angekommen, in der Hauptstadt des „blumigen Reiches der Mitte“, wie es die Chinesen nennen, oder dem „gewaltigen Schmutzplatz des Erdballes“, wie es in bezeichnender Weise von den wenigen hier domizilierenden Europäern genannt wird. Beschuht und bestaubt waren wir in der Legationstreet vor der deutschen Gesandtschaft abgestiegen und hatten, von chinesischen Dienern in Empfang genommen, uns alsogleich auf unsere Zimmer begeben, um daselbst zunächst ein warmes Bad zu nehmen und den Versuch zu machen, wieder

*) Aus: „China“. Skizzen von Land und Leuten. Mit besonderer Berücksichtigung kommerzieller Verhältnisse von A. B. Exner, vormaligem Delegierten der Deutschen Bank im Deutschen Eisenbahnkonfortium für China. Mit einem Porträt in Stahlstich, 6 in lithographischem Farbendruck ausgeführten Bildern, 17 autotypischen Illustrationen, einem Plane der Stadt Peking usw. Leipzig. L. D. Weigel Nachfolger (Chr. Herm. Tauchnitz) 1889.

ein menschenwürdiges Aussehen zu erlangen. Während wir noch mit diesem Vorhaben beschäftigt waren, erschien Jim, der Leibdiener des Ministers, um uns in bestem Pidjen-Englisch zu melden, daß das Diner in einer Stunde bereit sei und uns Seine Exzellenz bitten lasse, ohne Frack zu erscheinen. Einige Zeit später waren wir derartig metamorphosiert, daß wir dem Gesandten unsere Aufwartung machen und bald darauf mit ihm und dem Legationssekretär Herrn Baron von Ketteler gemeinsam das Diner einnehmen konnten. Herr von Braudt, welcher uns in liebenswürdiger Weise eingeladen hatte, während der Dauer unseres Aufenthaltes in Peking uns als seine Haus- und Tischgenossen zu betrachten, empfing uns mit großer Zuverlässigkeit und rechtfertigte durchaus das ihm in China zuteil geworden Epitheton eines der liebenswürdigsten und geistreichsten Kavaliere Ostasiens. Ein Mann von hoher Bildung hat er durch weite Reisen und einen mehr als 25-jährigen Aufenthalt im fernen Osten sich eine reiche Kenntnis der verschiedenen Völker und Länder Ostasiens erworben. Mit jenem weltmännischen Ton ausgestattet, den nicht Adel und Reichtum allein zu verleihen vermag, versteht er es, auch andere von seinen reichen Erfahrungen profitieren zu lassen, und wir haben es seiner liebenswürdigen Unterstützung in erster Linie zu danken, daß es uns möglich wurde, in verhältnismäßig kurzer Zeit uns eine eingehende Kenntnis der Verhältnisse Chinas und seiner Bewohner zu erwerben.

Peking, von den Chinesen P-tsching (nördliche Hauptstadt) oder kurzweg Tsching (Hauptstadt) genannt, liegt in einer sandigen, staubigen Ebene, etwa zwölf englische Meilen nordwestlich des Peiho, mit dem es durch einen Kanal verbunden ist, und ungefähr 110 Meilen vom Meere entfernt. Obgleich mit Neapel auf ungefähr demselben Breitengrade gelegen, besitzt es ein von dem italienischen durchaus verschiedenes Klima. Während des Sommers steigt seine Temperatur oft auf 120° Fahrenheit im Schatten, wohingegen in den Wintermonaten eine an das nahe Sibirien erinnernde, meist schneefreie Kälte sich fühlbar macht. Über die Einwohnerzahl Pekings ist bei dem Mangel zuverlässiger statistischer Grundlagen schwer eine richtige Schätzung abzugeben. In unseren geographischen Werken wird die Bevölkerungsziffer verschieden angegeben, meist variierend zwischen ein bis zwei Millionen Köpfen. Ich möchte diese Zahlen mit Bezug auf die heutige Bevölkerung Pekings als weitaus zu hoch gegriffen bezeichnen und eine Schätzung von etwas über eine halbe Million Einwohner als zutreffender ansehen. Zwar hat Peking den gewaltigen Umfang von zwanzig englischen Meilen, doch darf nicht außer acht ge-



Südmauer und Südoftor der Chinesenstadt von Peking.

lassen werden, daß die Stadt in ihren Mauern weite Strecken unbebauten Landes enthält und daß mit Ausnahme weniger einstöckiger Gebäude Peking nur ebenerdige Wohnräume besitzt. Peking ist seit gut 600 Jahren die Hauptstadt des „Himmelischen Reiches“. Die Stadt wurde im Jahre 1279 gegründet, als Kaiser Chu-bi-lon seine Residenz von Nanking nach hier verlegte, und wurde in den Jahren 1420 und 1553 mit hohen, aus Erde und gebrannten Steinen aufgeführten Befestigungsmauern umgeben. Dies gewaltige Mauerviereck wird durch eine mit drei mächtigen Toren versehene Scheidemauer in zwei Hälften geteilt, in die nördliche oder Tatarenstadt „Mei-cheng“ (Innere Stadt) und in die südliche oder Chinesenstadt „Wai-cheng“ (Außenstadt). Die Umfassungsmauern erheben sich bei einer Breite von 30—40 Fuß in der Tatarenstadt zu einer Höhe von 40—50 Fuß. Diejenigen der Chinesenstadt sind etwas niedriger angelegt. Die Breitseiten der Mauern, auf denen bequem zwei Wagen nebeneinander fahren können, sind gut gepflastert und vom Innern der Stadt aus durch breite Aufgänge auch für Reiter und Wagen zugänglich. Über den Stadttoren erheben sich imposante, neun Etagen hohe Wachtürme, aus deren Schießscharten mächtige Kanonenrohre drohend auf uns herabschauen; drohend allerdings nur scheinbar; denn in der Nähe betrachtet entpuppen sie sich als harmlose Holzkulissen, deren gemalte Platten schwerlich einem anrückenden Feinde gefährlich werden können. An einzelnen Punkten befinden sich die im großen und ganzen gut erhaltenen Mauerwerke in etwas verwahrlostem Zustande, und ich erinnere mich eines wohl vier Quadratmeter großen, aus den Zinnen losgebrochenen Stückes Mauergefüge, welches nach vorn übergestürzt, durch einige aus der Mauer hervorgewachsene Bäume und Sträucher vorläufig an weiterem Herabstürzen gehindert, in einer Höhe von etwa 40 Fuß über der zum Stadttor führenden Landstraße schwebte, bereit, bei der ersten Erschütterung verderbenbringend auf den sich alltäglich durch das Stadttor ergießenden Menschenstrom herabstürzen. Wie mir versichert wurde, bestand diese Gefahr bereits seit einer Reihe von Monaten, doch dürfte bei dem herrschenden System des *laissez aller* erst, nachdem das Unglück geschehen ist und einige zwanzig Passanten erschlagen und verstümmelt sein werden, an ein Forträumen der Steine gedacht werden. Der Zugang zur Stadt wird durch dreizehn große Flügeltore vermittelt, von denen sechs zur Tatarenstadt, sieben zur Chinesenstadt führen. Vom frühesten Morgen bis zum Tor schluß bei Sonnenuntergang wälzt sich ein ununterbrochener Strom von Fußgängern, Esel- und Maultierfarren, hochbeladenen Kamelen und lasttragenden Kuli durch die Zugänge, deren

an vergangene Pracht erinnerndes breites Steinplattenpflaster durch die scharfkantigen schmalen Karrenräder im Laufe der Jahrhunderte mit tiefen Geleisen und Rinnen durchzogen und mit Löchern gleichsam durchsiebt ist.

Entlang der Stadtmauer vermag man in etwa Meterhöhe über dem Straßenniveau noch deutlich die Ansätze früher bestandener Trottoirs zu entdecken; ebenso finden sich in fast allen Straßen Pekings noch Überreste einer früher in Funktion gestandenen ausgedehnten Kanalisation. Heute ist von Straßenpflaster wenig oder nichts mehr zu sehen, und die verfallenen Kanäle dienen nur dazu, den Verkehr in den Straßen lebensgefährlich zu gestalten und die Atmosphäre noch mehr zu verpesten, als dies ohnehin für gewöhnlich der Fall ist. Der ursprüngliche Bebauungsplan der Stadt zeigt eine große Regelmäßigkeit; alle Hauptstraßen erstrecken sich von Norden nach Süden oder von Osten nach Westen und besitzen eine Breite von oft bis 200 Fuß. Infolge der allgemeinen Verwahrlosung sind sie mit fußhohem, schwarzem Staub und Schmutz bedeckt, in dem die verkommen ausschauenden chinesischen Hunde notdürftige Nahrung finden und als Sanitätspolizei der Hauptstadt wirken. Alle Straßen und Plätze zeichnen sich durch einen für europäische Nasen unausstehlichen Geruch aus. Da die Kanalisation sich in gänzlich verwahrlostem Zustand befindet, so hat eine löbliche Stadtverwaltung von Peking einen ihrer Ansicht nach brillanten Modus gefunden, sich des menschlichen Urtrates in praktischer und bequemer Weise zu entledigen. Alle Exkremente werden zunächst im Hause, beziehungsweise im Hofraum in hierfür bestimmten Gefäßen oder Gruben gesammelt und alltäglich zu einer gewissen Stunde in großen Kübeln abgeholt, um mit anderen schmutzigen Ablaufwässern zusammen von den Angestellten der Stadt mittels Handspritzen oder großer Schippen in den Straßen der Stadt über den schuhhohen Staub ausgebreitet zu werden. Ich bin mehrere Male genötigt gewesen, durch soeben in dieser Weise parfümierte Straßen zu reiten und kann nur sagen, daß ich nahe daran war, vom Pferde zu sinken. Und doch ist dieser Besprengungsmodus in gewisser Hinsicht nicht unpraktisch. Der Urnat wird durch die Hitze, den Staub und die Hunde schnell aufgezehrt und der Staub wiederum durch die Feuchtigkeit, wenn auch nur für kurze Zeit, ein wenig niedergeschlagen. Hat es geregnet, so entsteht ein anderes Bild; dann bilden sich unzählige Pfützen; dicker Morast bedeckt oft auf weite Strecken die Straßen in ihrer ganzen Breite und macht zuweilen einzelne derselben auf Wochen unpassierbar. Nach mehrtägigem Regenwetter kann es vorkommen, daß

die Balankinträger knietief im Straßenkot stecken bleiben und der Insasse sich genötigt sieht auszustiegen und durch die schwarze Lauge und den tiefen Morast hindurchzuwaten. Von dem infernalischen Gestank wird man sich einigermaßen einen Begriff zu machen vermögen, wenn ich bemerke, daß neben jener preiswürdigen Besprengungsmethode auch noch Tausende von Kuli im Laufe des Tages auf der Straße ihre Verdauung bewirken.

Die Chinesenstadt bildet gewissermaßen den Sitz des bürgerlichen Peking. Hier befinden sich die meisten Warenhäuser und Verkaufslokale; sie ist der Sitz der Industriellen und Handelsleute. Seidenstickereien und Webereien, Cloisonnéfabriken, Porzellanläden und Kuriositätenhandlungen reihen sich hier aneinander. Über die Dächer der Häuser ragen lange Stangen in die Luft, an denen schmale Aushängeschilder in Form langer flatternder Papierbänder in mächtigen chinesischen Schriftzeichen die Passanten auf das Geschäft aufmerksam machen. Hier und da bemerken wir in der Straßenfront ein von oben bis unten vergoldetes Haus, das sich mit seinen zahlreichen Verzierungen sehr gut ausnimmt. Meistens allerdings dauert dieser Glanz nur kurze Zeit; der alles zerstörende steinkohlenartige Straßenstaub überzieht es mit grauschwarzer Farbe. Die Tatarenstadt bildet die Residenz der herrschenden Nation; nur Tataren dürfen sich hier niederlassen; den Chinesen ist der Aufenthalt zwar tagsüber gestattet, doch sind sie mit ihren Wohnungen auf die Außenstadt beschränkt. Hier befindet sich auch die berühmte chinesische Sternwarte mit ihren kunstvollen Bronzeinstrumenten, unter denen sich ein 2 m im Durchmesser haltender Himmelsglobus befindet, auf welchem die verschiedenen Sternbilder durch groteske Abbildungen dargestellt sind. Ungefähr die Mitte von der Tatarenstadt wird von der „Hwang-cheng“ oder „kaiserlichen Stadt“ eingenommen. Dieselbe, gleichfalls in Form eines großen Rechtecks erbaut, ist von einer aus roten Ziegelsteinen aufgeführten Mauer umgeben und weist einige sehenswerte Anlagen auf. Es wurden mir niemals Schwierigkeiten gemacht, sie zu betreten, und meine Streifzüge durch Peking haben mich verschiedentlich nach dem in der „kaiserlichen Stadt“ gelegenen schönen See mit seiner imposanten Marmorbrücke geführt. Entlang dieses Sees befinden sich ausgedehnte kaiserliche Gärten, die während der Sommerzeit, von der Marmorbrücke aus betrachtet, in ihrem üppigen Grün einen seenhaften Anblick gewähren, um so mehr da wir sie nur par distance bewundern dürfen, denn Passieren der Brücke wird uns nicht gestattet, und wir müssen zurück in den Staub und Schmutz der Peking Straßen, in dem die Füße unserer Pferde

vollständig verschwinden und dessen grauschwarzen Wolken wir erst am Fuße der Marmorbrücke entronnen waren.

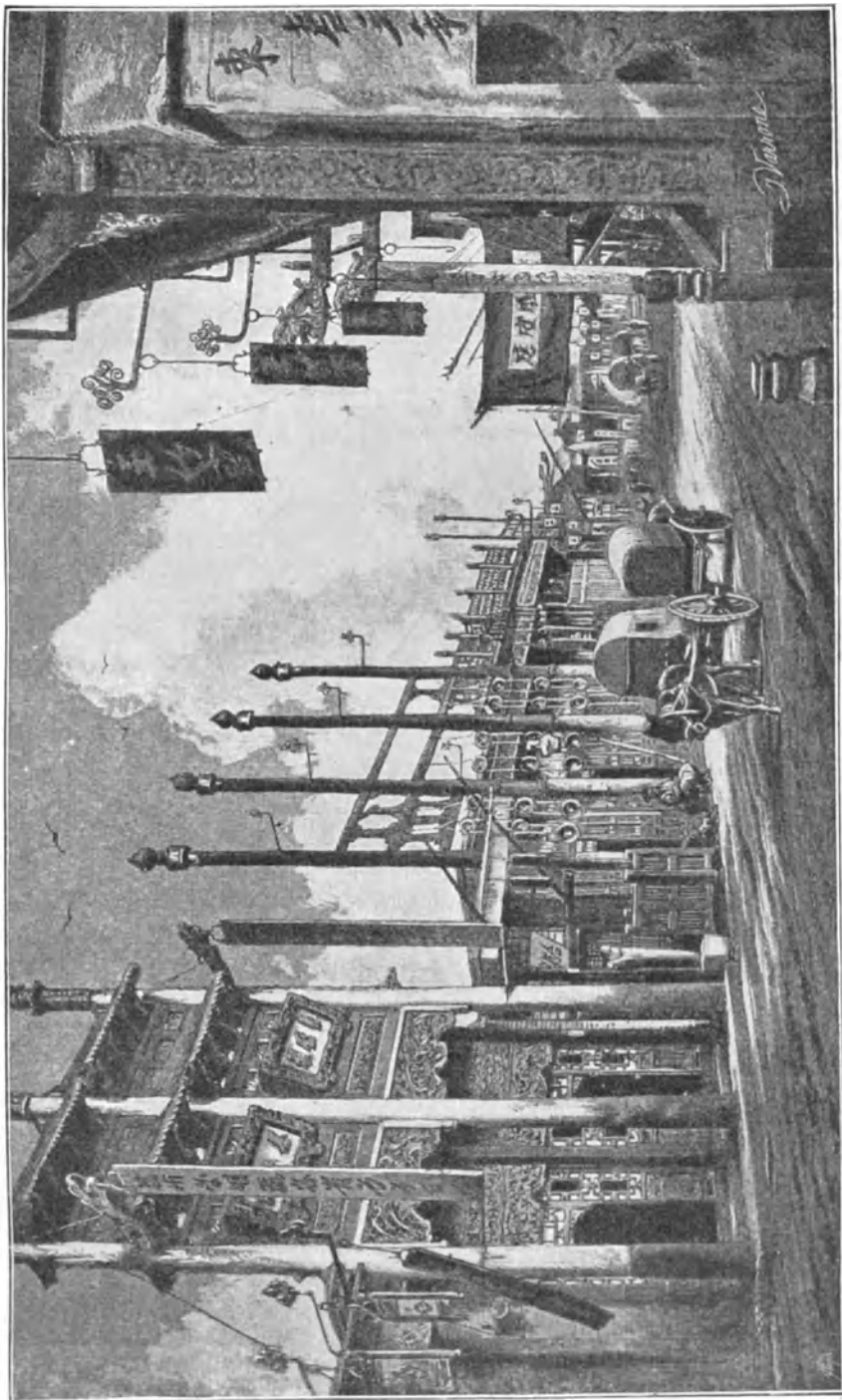
Unmittelbar neben dem See und den kaiserlichen Parkanlagen erhebt sich als dritte der ineinander geschachtelten Städte Peking's die von einer hohen Mauer und einem breiten Kanal umgebene Purpur- oder Verbotene Stadt, „Tz-kin-cheng“, die Residenz des Kaisers und der kaiserlichen Familie. Dieselbe ist ausschließlich bewohnt von dem Kaiser, der Kaiserin, den Nebenfrauen, den Verwandten des kaiserlichen Hauses, den Hofdamen, Eunuchen und sonstigen mit dem kaiserlichen Hause verwandten und im Palaß als Diener fungierenden Mandschu-Tataren. Allen übrigen Sterblichen, einerlei ob Mandschuren, Chinesen oder Angehörige fremder Nationen, ist die Purpurstadt ausnahmslos verschlossen. Auch den fremden Gesandten ist das Betreten dieser heiligen Stätte nicht vergönnt; sie werden vom Kaiser nicht empfangen und verkehren ausschließlich mit dem Tjung-li-hamen, einer für den Verkehr mit auswärtigen Staaten speziell geschaffenen, unserm Auswärtigen Amt entsprechenden Behörde. Nur einmal setzten Europäische Staaten eine Audienz für ihre Gesandten beim Kaiser durch. Es war dies bald nach Beendigung der Tai-ping-Rebellion, bei Gelegenheit der Thronbesteigung des verstorbenen Kaisers Tjung-tschü, als am 29. Juni 1873 die Gesandten von England, Frankreich, Rußland, Amerika und Holland zum erstenmal in feierlicher Audienz vom Kaiser von China empfangen wurden. Bis dahin war eine diesbezügliche Forderung der genannten Staaten stets an den Ansprüchen des chinesischen Kaisertums gescheitert, das bekanntlich alle anderen Fürsten der Welt als seine Vasallen betrachtet und demgemäß deren Gesandte nur empfangen wollte, wenn sich dieselben chinesischem Brauche gemäß unter Formen tiefster Untertänigkeit nähern wollten, wie z. B. Niederknien, den Erdboden mit der Stirne berühren usw. usw., Forderungen, denen selbstredend von den Vertretern zivilisierter Staaten nicht Folge gegeben werden konnte. Über diese Audienz wußte die in Peking handschriftlich erscheinende Staatszeitung seinerzeit zu berichten, daß die Abgesandten der fremden Barbaren im Pavillon der „tributären Völkerstaaten“ empfangen worden seien und beim Anblick des heiligen Antlitzes Seiner Majestät, des „Bruders der Sonne und des Mondes“, dermaßen von Angst und Schrecken erfüllt worden wären, daß sie wie vom Blitze getroffen zur Erde niedergestürzt seien.

Die Palaßgebäude der Heiligen- oder Purpur-Stadt sollen aus roten Backsteinen ausgeführt und ihre Dächer mit gelben Ziegeln, der Farbe des kaiserlichen Hauses, gedeckt sein. Für die Regierungs-Bureaus ist

hellgrüne Farbe und dunkelblaues Dach Vorschritt; Straßen und Plätze sollen mit farbigen glasierten Ziegeln gepflastert sein. Hier in diesem Zauberstädtchen, hinter diesen Separatmauern ist der „Drachensitz“ der chinesischen Herrscher aufgeschlagen, hier thront und herrscht der „Sohn des Himmels“, der „Bruder der Sonne und des Mondes“, der „Herr der zehntausend Jahre“. Abgeschlossen von der Außenwelt kennt er sein Volk und sein Land nur aus Büchern und ministeriellen Vorträgen, und sein Volk, das ihn nie gesehen hat — da es in seinen Sünden nicht würdig erscheint, die geheiligte Person des „Vollziehers der Gebote des Himmels“ von Angesicht zu Angesicht zu schauen — kennt seinen Kaiser nur aus dessen Befehlen und Erlassen, von denen es jedoch nicht weiß, ob dieselben der kaiserlichen Initiative oder den Vorschlägen beziehungsweise Machinationen Dritter entspringen.

Die Regierungsform in China ist die absolutistische Monarchie, um so absolutistischer, weil die Chinesen ihren Kaiser als den „Vermittler zwischen den Göttern und dem Volke“, als den „Vollzieher der Gebote des Himmels“ ansehen, ihm somit Eigenschaften zuschreiben, die allein schon ihm eine unbefchränkte Macht über alle seine Untertanen einräumen müssen. Erbliche Thronfolge besteht in China nicht; es steht vielmehr dem Kaiser das Recht zu, seinen Nachfolger nach eigenem Gutdünken zu ernennen; doch wird er naturgemäß, sofern nicht schwerwiegende Bedenken dagegen sprechen, in fast allen Fällen seinen ältesten Sohn zu seinem Nachfolger bestimmen. Ist er kinderlos, so ernennt er, damit seine Dynastie auf dem Throne erhalten bleibt, einen nahen Verwandten zum Thronerben und zwar den religiösen Vorschriften entsprechend das Mitglied einer jüngeren Generation. Es folgte diesem Gebrauche gemäß auf den letzten kinderlos verstorbenen Kaiser Tung-tschji nicht Prinz Ch'un, der Bruder seines Vaters, des Kaisers Hien-feng, sondern als jüngere Generation der noch unmündige Sohn des Prinzen Ch'un mit Namen T'sai-Tien, welcher den Regierungsnamen Kuang-Sü, das ist „Fortsetzung des Glanzes“, erhielt.

Gelegentlich eines meiner Besuche in Peking wurden gerade die Vorbereitungen für den ersten Ausgang Seiner Majestät getroffen. Der junge Herrscher sollte vor definitiver Übernahme der Regierung zu den Gräbern seiner Vorfahren wallfahren und hatte somit zum erstenmal die Mauern der Purpur-Stadt zu verlassen. Er war auf diesem Ausgang mit all dem einem „Sohne des Himmels“ gebührenden Pomp und Zeremoniell umgeben. Nahe an 20 000 Mann begleiteten ihn und wohl 8000—10 000 Karren, Palankins, Pferde und Maultiere befanden sich



Lu-mau-ße, eine Straße in der Catakentstadt von Peking.

im Zuge. Der Kaiser selbst, welcher Mandtschurenkostüm trug, wurde in einem gelbseidenen Palankin getragen. Seine Träger, sechzehn an Zahl und sämtlich von gleicher Größe, waren gut gedrillte Mandtschuren, die während der Dauer dieses Ehrendienstes weder husten, speien oder auch nur miteinander wispern durften. Fünfundzwanzig Reiter bildeten die Tete des Zuges, fünfzig Reiter folgten dem kaiserlichen Palankin. Kein Laut war vernehmbar außer dem gleichmäßigen Tritt der Pferde. Der Kronrat sowie die sechs Zentralministerien und sonstige hohe Behörden waren vertreten und ihre Präsidenten bedienten sich der Tragstühle, während alle übrigen Mandarine je nach ihrem Range auf Pferden oder in Karren folgten. Die Straße, welche Seine Majestät auf der Route nach den Minggräbern verfolgte, war frisch aufgeschüttet, sorgfältig geebnet und mit gelbem Sande, der kaiserlichen Farbe, bedeckt. Innerhalb Peking's war einem jeden die Annäherung an die Kaiserstraße untersagt und selbige teilweise durch zwei Meter hohe Mattenwände für profane Blicke abgeschlossen. Dies hinderte indes nicht, daß Tausende und Abertausende durch vorsorglich in die Wände, Tore und Läden der Häuser gebohrte Löcher sich den Anblick des Kaisers zu verschaffen suchten. Außerhalb der Mauern Peking's auf der weiten Tour durch die Felder gestattete man der Bevölkerung größere Freiheit; die Leute durften sich hier dem Zuge bis auf eine Entfernung von 20 m nähern, wo sie alsdann in knieender Stellung lautlos verharren mußten.

Außer der „Ersten Frau“, der eigentlichen Kaiserin, haben die Kaiser von China noch eine Anzahl Nebenfrauen verschiedenen Ranges; so hatte der letzte, jetzt verstorbene Kaiser Tung-tshi neben der „Ersten Frau“ oder „Kaiserin“ noch zwei Nebenfrauen, neun Frauen zweiten, 27 dritten Ranges und 81 Konkubinen. Die Wahl der Frauen erfolgt durch die Kaiserin-Witwe, oder falls eine solche nicht am Leben ist, durch ein anderes weibliches Mitglied der kaiserlichen Familie. Es werden zu diesem Zweck Einladungen an die Töchter der höchsten Tatarenmandarine des Reiches erlassen, welche sich alsbald in Peking der Kaiserin-Witwe vorzustellen haben. Angeblich die Schönste und TugendSAMSTE unter allen Erschienenen wird zum Range einer Kaiserin erhoben; die Nächsthöhen erhalten den Rang von Nebenfrauen. Als Diener fungieren Eunuchen. Daß die Freuden einer so großen Ehe nicht wohl einen Anreiz für seine Majestät bilden können, sich in weitgehendem Maße mit Regierungsgeschäften zu befassen, liegt auf der Hand und dürfte die Polygamie wohl mit als eine der Ursachen anzusehen sein, welche diese vollständige Absperrung des Kaisers im Laufe der Zeit zu Wege gebracht haben.

In den meisten Provinzen Chinas, namentlich aber in den Nordprovinzen besteht die Vielweiberei, als deren Ursache wohl in erster Reihe der Wunsch nach einer zahlreichen, namentlich männlichen Nachkommenschaft zu betrachten ist. Wer zahlreiche Söhne erzeugt hat, gilt als ein Liebling der Götter. Ein weiterer Grund für die starke Ausbreitung der Polygamie dürfte darin zu suchen sein, daß die Paare sich nicht nach eigener Wahl zusammenfinden, vielmehr die Ehen auf Beschluß der Eltern erfolgen und die Brautleute meist erst am Hochzeitstage einander kennen lernen. Die Wahl einer Schwiegertochter wird in der Regel einer Heiratsvermittlerin übertragen. Sind die beiderseitigen Eltern der propozitierten Verbindung geneigt, so lassen sie durch einen Sternkundigen der projektierten Ehe das Horoskop stellen; fällt solches günstig aus, so findet an einem zu vereinbarenden Tage von günstiger Vorbedeutung die Verlobung der vielleicht acht- bis zwölfjährigen Kinder durch die Eltern statt.

Die „Erste Frau“ des Chinesen übt eine gewisse Herrschaft über die übrigen Frauen ihres Mannes aus, die gleichsam als ihre Dienerinnen angesehen werden und in den meisten Fällen aus niedrigeren Klassen der Gesellschaft stammen. Die Stellung der Frauen in China ist im allgemeinen eine nach unseren Begriffen höchst bedauernswerte. Schon bei der Geburt wird das Mädchen weniger bewillkommnet als der Knabe, und ein bekanntes chinesisches Sprichwort lautet: „Ein Knabe ist wert zehn Mädchen“. Fragt man einen Chinesen nach der Zahl seiner Kinder, so wird er die Anzahl der Söhne nennen, seine Töchter jedoch als Wesen, nicht wert darüber zu reden, in der Regel mit Stillschweigen übergehen. Einer der wichtigen Gründe für diese so ausgeprägt auftretende Vorliebe für Knaben dürfte darin bestehen, daß die für das Heil der Vorfahren so notwendigen Ahnenopfer, die dem Volk das Heiligste und Teuerste der Kultur sind, nur von den Söhnen, nicht aber von den Töchtern dargebracht werden können. Vielfach, besonders in Peking und allgemein in den Familien, denen Knaben versagt sind, läßt man die Mädchen bis zu ihrem zehnten Jahre in Knabenkleidung gehen, indem man sich auf diese Weise eine Art Täuschung hingibt als Ersatz dafür, daß das Schicksal keine Knaben beschert hat. Im Alter von etwa sechs Jahren beginnt in der Regel für das Mädchen die Tortur der Fußeinpressung. Mittels festumspannter baumwollener Binden werden die Zehen seitwärts unter die Sohle gebunden, bis die kleinstmögliche Gestalt des Fußes erzielt ist. In der ersten Zeit werden die Füße jeden Morgen neu bandagiert und Bandagen allabendlich mit sohlenlosen Schlafschuhen vertauscht, welche während der Nacht den Fuß gleichfalls am Ausdehnen, beziehungs-

weise Wachsen hindern sollen. Die Füße schwellen bei Beginn der Prozedur meist sehr stark an, und man bestreut sie alsdann nachts mit pulverisiertem Maun, um die Schmerzen zu mildern, oder wäscht sie mit einem aus Hirse destillierten Spiritus, welcher die Haut hart macht. Drei Zoll ist die vorschriftsmäßige Sohlenlänge eines fashionablen Damenschuhes; häufiger jedoch messen dieselben fünf und manchmal sogar sieben Zoll. Die Fußgröße hängt lediglich von dem Alter ab, in welchem an dem Kinde die Prozedur des Einbindens begonnen wurde, und von der Regelmäßigkeit und der Festigkeit, mit der die Bandagen angelegt worden sind. Ist der Fuß bis zu der gewünschten Kleinheit herabgezwungen, so ist das Mädchen zwar nach unseren Begriffen für sein ganzes weiteres Leben mißgestaltet, wird von allen seinen chinesischen Freunden aber bewundert. „Welch gute Mutter muß sie gehabt haben“, ist ein in China oft gehörter Ausruf beim Anblick eines besonders klein zusammengedrückten Fußes. Die schlanke Taille einer europäischen Dame spielt wohl kaum eine solche wichtige Rolle an ihrer Person, wie die sogenannten „goldenen Lilien“ in China; gelten doch kleine — d. h. zusammengedrückte — Füße im Kaiserreich der Mitte für einen Beweis vornehmer Abkunft; sie bilden die fashionable Form, und wenn sie auch nicht ein Anzeichen von Reichtum sind, so können doch Mädchen mit verkrüppelten Füßen in bei weitem angesehenere Familien einheiraten, als solche, deren Füße natürliche Größe besitzen. Die Bandagen werden von den mandeläugigen Landeskindern auch in ihren späteren Jahren nicht wieder abgelegt. Hat der Fuß die vorschriftsmäßige Größe erlangt, so werden die Bandagen beibehalten, um den Fuß in seiner Form zu erhalten und demselben Stärke zu verleihen. Ohne diese Bandagen würde Gehen fast unmöglich sein, indem der nicht gebundene und nicht unterstützte Fuß zu schwach ist, um das darauf ruhende Gewicht zu tragen. Fuß und Bein einer chinesischen Schönen sind sehr abgemagert, beziehungsweise zusammengeschrumpft; die Wade bleibt gänzlich unentwickelt, da das Bein keine Gelegenheit hat, die Muskeln zu gebrauchen. Der Gang der Chinesin ist trippelnd und unsicher; ihr Schuhwerk, dessen Hacken $1\frac{1}{2}$ —2 Zoll hoch sind, nötigt sie, auf den Zehenspitzen einherzutrippeln. Die Ferse kommt zu einem großen Teil außerhalb des Schuhs zu liegen, so daß es das Aussehen hat, als ob dieselbe aus der Wade hervorstehet. Der Fuß sieht infolgedessen kleiner aus und die kleingefüßte Chinesin erscheint dadurch größer, als sie in Wirklichkeit ist.

Die Sitte des Fußeinbindens ist weder von religiösen noch staatlichen Gesetzen vorgeschrieben und beschränkt sich ausschließlich auf die

eigentlichen Chinesen; Mandtschufrauen huldigen derselben nicht. Aus diesem Grunde sieht man in den nördlichen Provinzen „goldene Lilien“ nur selten, und wo sie vorkommen, sind sie meist nicht so klein, wie dies im Süden der Fall ist. Im kaiserlichen Palast zu Peking ist keine dieser kleinfüßigen Frauen zugelassen; mit anderen Worten: die Frauen und Nebenfrauen des Kaisers sind sämtlich Mandtschurinnen. Der Chineser wählt oder richtiger gesagt, seine Eltern wählen für ihn ein kleinfüßiges Mädchen als erste Gemahlin, und nach seiner Verheiratung fügt er selber, durch Kauf oder auf andere Weise eine oder mehrere großfüßige Konkubinen hinzu; umgekehrt nimmt sich der Mandtschure stets ein großfüßiges Mädchen zur Gemahlin und schafft sich später, je nach Wunsch und Vermögen, eine oder mehrere kleinfüßige Nebenfrauen an. Mit seltenen Ausnahmen wachsen die Töchter chinesischer Familien ohne allen Unterricht auf; von Lesen und Schreiben oder gar Kenntnis der Literatur ist keine Rede. Dies gilt namentlich für den Norden Chinas; im Süden, speziell in Canton, liegen die Verhältnisse etwas günstiger. Mit dem zwölften oder dreizehnten Jahre beginnt für die aufblühende Mädchenknospe eine freudlose Zeit. Als „Mädchen im Kämmerlein“, wie die charakteristische chinesische Bezeichnung lautet, darf sie mit keinem männlichen Wesen, selbst nicht mit den älteren Brüdern verkehren und nur in dicht verschlossener Sänfte das Haus verlassen. (Dies gilt natürlich nur von den Töchtern der besseren Klassen; bei dem armen Volk ist eine derartig scharfe Trennung der Geschlechter aus pekuniären Rücksichten einfach unmöglich, und die Frauen des geringen Volkes, der Bauern usw. müssen genau wie bei uns durch Arbeiten auf dem Felde und im Hause zum Unterhalt ihrer Familie mit beitragen.) Wird die junge Dame verheiratet, so geschieht dies mit einem Manne, zu dem sie bis jetzt keine Spur von Zuneigung fühlt, den sie lieben soll und dessen Liebe, wenn es ihr gelingt, dieselbe zu gewinnen, sie möglicherweise mit einer Anzahl anderer Frauen teilen muß. Im Hause der Schwiegereltern hat sie zunächst einen schweren Stand; denn letztere haben nunmehr dieselben Rechte über sie, wie früher ihre eigenen Eltern und sehr oft hat die junge Frau von der Schwiegermutter eine schlechte Behandlung zu erdulden. Für immer ist sie vom geselligen Leben geschieden; Vergnügungsorte, Theater usw. existieren für sie nicht, und da sie nur in den seltensten Fällen lesen gelernt hat, so vermag sie auch nicht durch Lektüre ihre Stunden zu verkürzen. Die Stellung, welche die Frauen in China einnehmen, wird in charakteristischer Weise durch die Tatsache gekennzeichnet, daß die chinesische Etikette gestattet, bei Begegnung mit einem Bekannten sich bei demselben nach dem

Befinden seiner Söhne und deren Fortschritten im Studium usw. zu erkundigen, daß es hingegen verpönt ist, der Frau des Angeredeten in der Unterhaltung Erwähnung zu tun. Was schließlich die „Nebenfrauen“ betrifft, so darf der Chinese mit einziger Ausnahme nur eine Gemahlin, die sogenannte „Erste Frau“ haben. Nur wenn ihm diese keine Nachkommen schenkt, darf er bei Lebzeiten derselben eine zweite Gemahlin, die der ersten an Rang gleichsteht, ehelichen. Dies geschieht jedoch nur selten. Nebenfrauen hingegen, welche, wie bereits früher erwähnt, im Range unter der „Ersten Frau“ stehen und dieser gehorchen müssen, kann er sich so viele kaufen, als es ihm beliebt, beziehungsweise ihm seine Vermögensverhältnisse gestatten. Die Kinder der Gattin und diejenigen der Nebenfrauen sind vor dem Gesetze vollkommen gleichberechtigt; die Nebenfrauen selbst aber nur Dienerinnen der „Ersten Frau“ und die Mägde des Mannes.

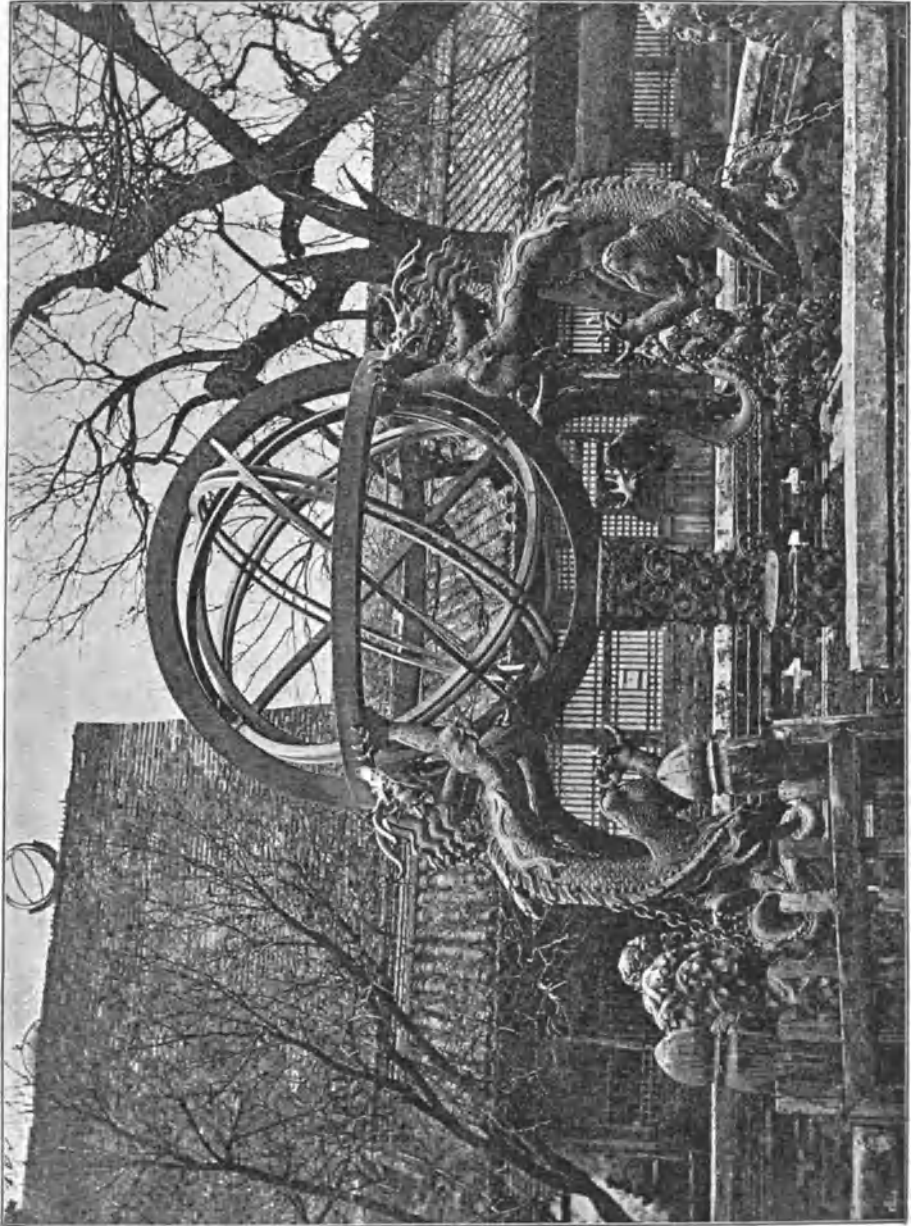
Das Walten der chinesischen Frau bleibt auf einen engumgrenzten Kreis des häuslichen Lebens beschränkt; öffentlichen Vergnügungen, wie Theater u. dgl., darf sie nicht beiwohnen; ladet ihr Mann Freunde ins Haus, so zieht sie sich in ihre Frauengemächer zurück und nimmt nicht an dem Mahl teil, ja auch an anderen Tagen pflegen Mann und Frau getrennt ihre Mahlzeiten einzunehmen. Als Erklärung hierfür führt der Chinese an, daß eine solche Sitte jedem der beiden Ehegatten Gelegenheit biete, seine Freunde, beziehungsweise Freundinnen einzuladen, ohne daß die Gatten sich dadurch gegenseitig Angelegenheiten bereiten.

Der gute Ton in China erheischt es, daß Witwen sich nicht wieder verheiraten. Der Witwenstand ist deshalb äußerst geachtet im Lande, und je älter eine Frau in ihrem Witwenstande wird, um so höher steigt sie wegen ihrer Treue im Ansehen des Volkes. Erreicht sie das fünfzigste Lebensjahr, so ist sie berechtigt, vom Kaiser eine gewisse Summe Geldes zu erbitten, um dafür eine Ehrentafel zu kaufen, auf welcher die Tüdle ihrer Tugenden eingraviert und welche über dem Haupteingang zu ihrem Hause angebracht wird. Die Unkosten jedoch, welche mit der Ausarbeitung und Überfendung der betreffenden Eingabe an den Hof zu Peking verbunden sind, sind so bedeutend, daß nur reiche Personen in der Lage sind, sich um eine solche Tugendtafel zu bewerben.

Da es in China allgemein Sitte ist, die Kinder schon im jugendlichsten Alter zu verloben, so kommt es naturgemäß häufig vor, daß der junge Mann stirbt, noch ehe die Hochzeit stattgefunden hat. In solchem Falle ist die trauernde junge Braut, welche ihren nunmehr verstorbenen Bräutigam vielleicht nie von Angesicht zu Angesicht gesehen hat und daher

auch noch keine wirkliche Liebe zu ihm hat fassen können, doch durch die Landesitte gehalten, Zeit ihres Lebens ledig zu bleiben. Es würde nicht pflichtgetreu und tugendhaft sein, sich unter solchen Umständen wieder zu verheiraten. Sie bleibt Jungfrau, und wenn sie alt geworden ist und ihre Mittel es ihr gestatten, so trägt sie beim Kaiser um eine Ehrentafel an, welche Bitte ihr nicht versagt wird. Beispiele solcher Treue kommen in China fast täglich vor. Nachstehend lasse ich die Übersetzung eines am 9. Juli dieses Jahres in der Pekingener Staatszeitung enthaltenen Gesuches um Genehmigung einer Ehrentafel folgen. Dasselbe lautet: „Der Sekretär eines Präfekten in der Provinz Honan war an eine Dame verheiratet, welche die Tochter eines Staatsbeamten war. Vor zwölf Jahren, als er sich auf einer Berufsreise befand, wurde er krank und starb. Seine Witwe, die sich zur Zeit im Hause ihrer Mutter befand, war über den Verlust trostlos und beschloß, sich das Leben zu nehmen. Aber ihrer Mutter gelang es, sie davon abzuhalten, indem sie ihr vorstellte, daß sie die einzige Stütze ihres Alters sei. Zwölf Jahre hindurch ist sie daher bei ihrer Mutter verblieben und hat sie mittels Handarbeiten ernährt. Schließlich starb die alte Dame, worauf die Tochter sich aller Nahrung enthielt und Gift nahm, an welchem sie starb. Der Gouverneur der Provinz ersucht den Kaiser, daß derselbe die Errichtung eines Denkmals, zur Erinnerung an solche große Anhänglichkeit und kindliche Pietät, anordne.“ Während meines Aufenthaltes in China bot sich mir wiederholt Gelegenheit, chinesische Hochzeitzüge an mir vorüberziehen zu sehen. Die Vermählung findet im Hause des Bräutigams statt, und es pflegt dieser die Braut durch einen Freund in großer Prozession aus ihrem Elternhaus abholen zu lassen. Ein solcher Brautzug wird in der Regel von einer Reihe geschmückter und vergoldeter Holzbaldachine eröffnet, unter denen allerlei Vermählungswahrzeichen getragen werden: wie Früchte und Zuckerwerk, mit Geldstücken behangene Bäumchen, welche auf Wohlstand und zahlreiche Nachkommen hindeuten sollen usw. usw. Es folgen alsdann ein Zeremonienmeister und einige mit Bambusstöcken bewaffnete Diktoren, die andeuten sollen, daß jeder bestraft werde, der versuchen würde, diese Feierlichkeit zu stören. Hieran schließen sich verschiedene in rote Gewänder gekleidete Diener, welche rote Holztafeln tragen, auf denen in mächtigen chinesischen Goldlettern die Namen und Würden der Vorfahren der Braut und des Bräutigams verzeichnet stehen; weiter folgen Träger von reich geschmückten Laternen sowie ein Chor Musikanten, welche auf Tamtams, Gongs, Trommeln und ähnlichen lärmenden Instrumenten einen ebenso heillosen wie harmonielosen Spektakel

tafel veranstalten. Auf zahlreichen kleinen Tischen werden die Geschenke der Braut im Zuge mitgeführt, und als Schluß desselben sehen wir die tiefverschleierte Braut in ihrer rot ausge schlagenen, verschlossenen Brautsänfte. Als kürzlich in Peking die Hochzeit der jüngsten Tochter Sr. Erz. des Marquis Tseng stattfand, war das Gefolge des Brautzuges wie folgt zusammengesetzt: An der Spitze des Zuges ritten vier Diener, deren Anzug mit bunten seidnen Bändern decoriert war. Hierauf folgte, hoch zu Ross, der Bruder der Braut und hinter ihm der Polizeikommissarius begleitet von vier Offizieren, von denen je zwei Ketten und Bambusknüttel trugen. Hierauf folgte ein Musikchor und diesem schlossen sich die Träger der zahlreichen und verschiedenartigen Hochzeitsgeschenke an, welche auf nicht weniger als 120 Tischen getragen wurden. Die Möbel und schweren Geschenke wurden nicht, wie es sonst in China gang und gäbe ist, mit durch die Straßen getragen. Der Glaube, welcher sich bei vielen Naturvölkern findet, daß die, welche hier auf Erden verhehlicht waren, das Eheleben im Jenseits fortsetzen und daß jemand, der als Kind stirbt, verurteilt ist, einsam und allein seinen Weg jenseits des Grabes zu wandeln, hat auch bei dem chinesischen Volke tiefe Wurzeln gefaßt und es schließlich zu der sonderbaren Sitte geführt, Tote zu verheiraten, d. h. die Geister frühzeitig verstorbener Knaben mit den Geistern ungefähr gleichaltrig verstorbener Mädchen zu vermählen. Stirbt z. B. ein zwölfjähriger Knabe, so trachten seine Eltern sechs oder sieben Jahre nach seinem Tode seine Manen mit denen eines gleichaltrigen Mädchens zu verhehlichen. Sie wenden sich an einen Heiratsvermittler, der ihnen sein Verzeichnis toter Jungfrauen vorlegt; nach getroffener Wahl wird ein Astrologe zu Rate gezogen, der den Geistern der beiden Abgeschiedenen das Horoskop stellt. Erklärt er die Wahl für eine günstige, so bestimmt man eine Glücksnacht für die Hochzeit. Diese geht folgendermaßen vor sich: Im ZeremonienSaale des Elternhauses des toten Bräutigams wird eine papierene Nachbildung des letzteren in vollem Hochzeitskostüm auf einen Stuhl gesetzt. Zu verabredeter Stunde senden die Eltern eine Hochzeitsänfte im Namen des Geistes des Jünglings ins Elternhaus der Braut mit der Bitte, sie mögen dem Geiste des Mädchens gestatten, sich in die Sänfte zu setzen, um in ihr neues Heim gebracht zu werden. Darauf wird eine ebenfalls papierene Nachbildung, die man von der toten Braut verfertigt hat, in die Sänfte gelegt und diese nach dem Elternhause des Bräutigams zurückgeführt. Sofort nach Ankunft des Hochzeitszuges wird die Papierbraut auf einen Sessel gesetzt, den man neben denjenigen stellt, auf dem der papierene Bräutigam sitzt.



Altromnisches Bronze-Instrument auf der Sternwarte zu Peking.

Sodann rückt man einen mit verschiedenen Speisen besetzten Tisch vor das papierene Brautpaar, das von einem halben Duzend taoistischer Priester durch Abfingen von Liedern und Gebeten ermahnt wird, den Ehebund einzugehen und das Hochzeitsmahl zu genießen. Den Schluß der Feier bildet die Verbrennung des papierenen Paars, sowie einer großen Menge von papierenen Dienern, Dienstmägden, Sänften, Geldnachbildungen, Kleidern, Fächern, Tabakspfeifen usw.

Das Papier spielt in China eine große und wichtige Rolle, vor allem das beschriebene Papier, vor welchem der schlitzäugige Han-Sohn eine hohe Achtung besitzt. Jeder mit Schriftzeichen versehene Zettel wird aufgelesen und verbrannt. Die Schrift ist dem Chinesen eine heilige Sache; er erkennt sie als das höchste menschliche Gut an, und der Schriftgelehrte genießt deshalb im ganzen Reiche hohe Achtung. Unter den Büchern, welche im Lande zirkulieren, steht der ihm zugedachten Wichtigkeit wegen der chinesische Kalender obenan; er erfreut sich bei den bezopften Söhnen der Mitte unstreitig des höchsten Ansehens und der ausgebreitetsten Zirkulation. Die Wichtigkeit verdankt er in erster Linie dem Umstande, daß er neben den üblichen Tabellen über die Daten, Phasen des Mondes, Zeit des Sonnenauf- und niederganges in Peking, Auskunft über die glückbringenden Tage des betreffenden Jahres gibt, so z. B. die Tage bezeichnet, an denen man sich verheiraten soll, welche zum Bestatten der Toten auszuwählen sind, zur Eröffnung eines Ladens, zum Antritt einer Reise rätlich erscheinen usw.; auch enthält der Kalender ein Verzeichnis derjenigen Tage, an welchem der Gott, dem es obliegt die Angelegenheiten jeder Familie zu untersuchen und von solchen dem Himmel einen Bericht abzustatten, sich in den verschiedenen Räumlichkeiten eines Hauses aufhält.

Die Verfasser des chinesischen Kalenders sind die neunzehn Mitglieder des kaiserlichen Bureaus für Astronomie in Peking, welches dieses besonderen Zweckes willen während der Herrschaft der Mings (a. D. 1368) konstituiert wurde. Vor diesem Datum herrschte in der Anordnung des Kalenders große Konfusion. Im besagten Jahre drohte ein kaiserliches Edikt jede Person schwer zu bestrafen, welche, die Bureaus der Astronomen ausgenommen, sich mit der Abfassung von Kalendern befasse und überhaupt sich mit Astronomie beschäftigte. Obgleich das letztere Gesetz inzwischen aufgehoben ist, so besteht das erstgenannte noch in voller Kraft. Der Kalender ist mit dem Stempel der Regierung versehen und gegen Ende des Jahres erhalten die verschiedenen Buchhandlungen im Reiche eine gewisse Anzahl Exemplare dieses Buches von der Regierung in Peking

zugefandt. Während des ersten Quartals des Jahres wird der Kalender zum Verkauf feilgeboten; nach Ablauf einer gewissen Zeit wird alsdann ein spezieller Beamter beauftragt, alle nicht verkauften Exemplare, welche je nach Ausstattung 5—10 Cents kosten, nach seinem Yanem zurückzunehmen und dort zu verbrennen.

Der Tag, an welchem der Kalender zur öffentlichen Verteilung kommt, ist ein großer Festtag in Peking. Hohe Beamte des Staates begleiten in feierlichem Aufzuge die nach der Residenz des Kaisers getragenen Exemplare des Kalenders. Diejenigen Exemplare, welche für den Kaiser, die Kaiserin und die Damen des Harems bestimmt sind, sind in gelbe Seide gebunden und befinden sich in Säcken, die aus einem reich mit Gold durchwirkten Stoff verfertigt sind. Dieselben liegen auf einer vergoldeten Bahre, welche von vierzig in gelbe Anzüge gekleidete Lakaien getragen wird. Dann folgen zehn mit rotseidenen Gardinen verhängte kleinere Bahren; auf diesen liegen die in rote Seide gebundenen Kalender, welche für die Prinzen bestimmt sind. Zunächst kommt dann eine Abteilung Leute, welche in Körben auf ihren Schultern die für die Magnaten und Generale des Reichs bestimmten Kalender tragen. Im Palaß angelangt, werden die in den goldenen Säcken enthaltenen Exemplare auf zehn, mit gelbem Damast bedeckte Tische gelegt, und nachdem die Mitglieder des Bureaus der Zeremonien den üblichen Fußfall gemacht haben, überreichen sie die Kalender eigens dazu abgeteilten Offizieren, die sie wieder kniend empfangen und sodann unter großen Zeremonien vor den Thron hinlegen. Die für die Prinzen bestimmten Exemplare werden mit ähnlichem Zeremoniell überreicht, und nach diesen kommen die Staatsminister und andere hohe Persönlichkeiten, die kniend den Kalender empfangen, welchen man als ein Geschenk des Kaisers betrachtet. Nachdem die Zeremonien am Hofe beendet sind, werden die Bücher, welche für jede Provinz bestimmt sind, an die verschiedenen Gouverneure verschickt, wo man, nachdem sich die hohen Beamten der Provinz einem ähnlichen Zeremoniell unterworfen haben, nunmehr dem Volke die Erlaubnis erteilt, Exemplare des Kalenders zu kaufen. — Sofern es meine Zeit und das Wetter erlaubte, liebte ich es, mich in den verschiedenen Stadtteilen Pekings umherzutreiben, in deren Hauptstraßen von frühester Morgenstunde bis spät in die Nacht, bei Sonnenlicht oder Papierlaternenbeleuchtung, ein überaus reges und lärmendes Treiben herrscht. Passanten zu Fuß, in der Karre, im Tragtstuhl, zu Pferd, zu Esel oder Maultier, Händler und Lastträger drängen aneinander vorüber; Wunderdoktoren, Krämer, Auktionatoren, Wahrsager und Geschichtenerzähler haben sich

auf der Gasse etabliert und schreien auf die sie umstehende Menge ein. Jeder trägt zu dem allgemeinen Lohwabohu das Seinige bei. Auf meinen Streifzügen bin ich stets von meinem als Dolmetsch fungierenden Boy begleitet und mit ihm statte ich zahlreichen Läden und Werkstätten der Stadt einen Besuch ab, teils um dieselben zu besichtigen, teils um Einkäufe zu machen. Da es sich schnell in Händlerkreisen herumgesprochen hat, daß kauflustige Fremde in der deutschen Gesandtschaft eingetroffen sind, so erscheinen daselbst allmorgentlich nach dem Frühstück eine Anzahl chinesischer Händler mit großen Bündeln beladen, um die verschiedenartigsten Kostbarkeiten uns zum Kaufe vorzulegen. Prächtige Seidenstickereien und kostbare Mandarinengewänder, die nach einmaligem Gebrauch bei einer Hoffestlichkeit in die Verfaßämter gewandert waren, um nun zu Dekorationszwecken in die Hände von Europäern überzugehen; desgleichen seidenbestickte Wandbehänge, kunstvolle Cloisonné-Basen und Teller, sowie alte und neue Bronzen, meist groteske Drachen- und Elefantengestalten darstellend, schleppen sie in großer Auswahl und lassen davon größere Stücke oft mehrere Tage lang in meinem Zimmer stehen, um mich durch ein häufiges Voraugenführen des Kunstwerkes zu dessen Ankauf zu verleiten. Die Bezahlung meiner Einkäufe erfolgte in der Weise, daß ich zunächst auf einem, meinem Notizbuch entnommenen Blatt den Dollarbetrag kurz vermerke und mit meinen Initialen versehen diesen von dem Verkäufer übergebe. Die gekauften Gegenstände werden alsbald in meiner Wohnung abgeliefert und bald darauf lassen die Verkäufer meine Schuldscheine durch Vermittelung meines Boys einfassieren. Er erhält selbstredend von dem Verkäufer seinen kum-sha (Kommission), wemgleich er diese Tatsache mir gegenüber stets abzuleugnen bemüht ist. Ebenso macht der head-boy der Gesandtschaft hierbei seinen „Squeeze“. „Squeeze“ ist überhaupt heute das regierende Prinzip in China. Alles „squeezt“, vom höchsten Mandarin abwärts bis zum geringsten Hauskuli oder Torhüter. Der chinesische Händler oder Handwerker, welcher mich besuchen und mir seine Artikel oder Arbeiten anbieten will, wendet sich zunächst an meinen Diener und erkaufte dessen Fürsprache durch das Versprechen eines gewissen Anteils an dem aus mir zu ziehenden Verdienst. Er weiß sehr wohl, daß er ohne diesen Obolos nicht bis zu mir vorgelassen werden würde. Handelt es sich um Abschluß eines größeren Regierungsgeschäftes, sagen wir um Waffenlieferungen oder dergleichen, so verlangen die vermittelnden Regierungsbeamten ihren Squeeze, ihre Retourkommission von so und so viel Prozenten, was als durchaus legal angesehen wird. Das Hazardspiel ist in China verboten; aber alle

Welt spielt trotzdem und meist ganz öffentlich, was den Verwaltungsorganen anscheinend nicht unerwünscht ist, da ihnen hierdurch eine gute Gelegenheit zum Squeeze geboten wird. Es besteht beispielsweise in der Straße des Himmlischen Friedens eine Spielbank; jedermann weiß das, selbstverständlich auch der Reviervorsteher. Plötzlich wird eine behördliche Bekanntmachung in unmittelbarer Nähe angeheftet, inhaltlich deren die Bürger erneut auf das Verbot des Hazardspiels hingewiesen und Zuwiderhandlungen mit schweren Strafen bedroht werden. Der Spielhausinhaber begibt sich auf diese indirekte Aufforderung hin alsbald an die richtige Schmiede und opfert daselbst nach einigem Hin- und Herhandeln eine meist nicht unbedeutende Summe baren Geldes, worauf das bewußte Plakat ebenso plötzlich wieder verschwindet, als es erschienen war. Eine gewissermaßen gesetzlich genehmigte Art des Squeezes erblicken wir in dem noch heute in China bestehenden Systeme der Zoll- und Steuerverpachtung. Jeder Provinzialsteuereinnahmer, also die respektiven Provinzgouverneure sind angewiesen, zur Bestreitung der Ausgaben der Zentralregierung gewisse Summen alljährlich nach Peking zu senden, deren Minimalhöhe nach in Peking angefertigten Taxen jeweilig vorgeschrieben wird. Diesen Minimalbetrag ist der betreffende Provinzialregent gehalten, in jedem Falle nach Peking abzuführen. Befindet er sich nicht in der Lage, diese Summe durch die Zölle usw. aufzubringen und bleibt infolgedessen die Kasse in Peking aus, so drohen ihm härteste Strafen: er kann seiner Würden verlustig erklärt, seines Amtes entsetzt und wegen Verweigerung des Gehorsams gegenüber der kaiserlichen Regierung mit weiteren Strafen belegt werden. Es gehört deshalb zu den größten Seltenheiten, daß die von Peking geforderten Summen nicht voll seitens der Provinzialregierungen remittiert werden. Wohl sendet der eine oder der andere Gouverneur ein oder sukzessive mehrere Memoranden nach Peking, in denen er die Unmöglichkeit schildert, diese Summe in seiner Provinz aufzubringen, Schriftstücke in denen er auf eine schlechte Reisernte hinweist, auf eine Überschwemmung oder wohl auch auf die außerordentlichen Lasten, welche die Provinz während des jüngsten französischen Krieges habe auf sich nehmen müssen. Wenn aber trotzdem die Zentralregierung auf ihrer Forderung bestehen bleibt, so pflegt, da der in Frage stehende Provinzialgouverneur wohl weiß, was ihm eventuell bevorsteht, wenn er die Gelder nicht beschafft, fast stets der geforderte Betrag in voller Höhe rechtzeitig in Peking einzutreffen.

Wohl zu einem großen Teile als die Folge der Steuerverpachtung und des Umstandes, daß der Steuereinnahmer für das Einbringen der

vorgeschriebenen Minimalsumme gewissermaßen persönlich haftet — in Jahren der Mißernte usw. somit unter Umständen größere Summen aus eigener Tasche zulegen muß —, dürfte es anzusehen sein, wenn die Provinzialregierungen bestrebt sind, stets einen jene Minimalgrenze weit übersteigenden Steuerbetrag aufzubringen, und die Differenz, die unter Umständen wesentlich größer sein kann als der vorgeschriebene Minimalbetrag, in ihre eigenen Taschen fließen zu lassen, aus denen sie ja möglicherweise in nachfolgenden schlechten Jahren wieder etwas herausgeben müssen. Erhält eine Provinz den Auftrag, zur Bestreitung der Ausgaben des kaiserlichen Haushaltes eine Summe von 100 000 Taels beizusteuern, so wird es in China niemanden wundern, wenn die betreffende Provinzialbehörde den drei- bis vierfachen Betrag von der Bevölkerung aufzutreiben versucht, jedoch nur den geforderten Betrag von 100 000 Taels — vielleicht auch um sich Liebkind zu machen, eine etwas höhere Summe — nach Peking abführt. Der Überschuß verschwindet. Wohin, vermag Se. Erzellenz der betreffende Gouverneur, das Heer seiner Günstlinge und Diener — häufig Verwandte von ihm — besser zu erklären als ich.

Diese Mandarinenwirtschaft ist für das Volk eine äußerst drückende; aber Peking ist weit, und die Klagen des unterdrückten, ausgefogenen Volkes dringen nicht bis Peking. Trotzdem hat man daselbst für alles, was man sehen will, wiederum ein sehr scharfes Auge. Sei es, daß man durch Spione, sei es, daß man durch einzelne, den betreffenden Statthaltern feindlich gesinnte Neider und Rivalen Informationen erhält; in den meisten Fällen ist das Zensorenamt in Peking sehr genau darüber unterrichtet, welche Provinzen für die Herren Steuereinnehmer die vorteilhaftesten sind, und es ist durchaus nichts Ungewöhnliches, wenn einem dieser durch die Steuer reichgewordenen Mandarine — namentlich wenn er es unklugerweise an den nötigen Geschenken nach oben hat fehlen lassen — eines Tags von seinem Überfluß ein Millionchen abgeknöpft wird. So etwas pflegt in einer sehr anständigen Weise zu geschehen; man erweist ihm z. B. die Ehre, einen neuen Palast für die Kaiserin-Mutter bauen zu dürfen oder ladet ihn höflichst ein, zur Wiederherstellung zerfallener kaiserlicher Lustgärten das Nötige zu veranlassen. Es finden sich ja zu derartigen Ueberlässen leicht eine Menge „ehrenvoller“ Veranlassungen. Ich brauche wohl kaum zu bemerken, daß auch solche Ehren, soweit der Geldpunkt dabei in Frage kommt, wenn irgend möglich, auf das Volk abgewälzt werden. Immer ist dies aber nicht möglich, und dann muß der Gouverneur schon in den sauren Apfel beißen

und die Silberbarren aus seiner eigenen Schatzkammer abgeben; er nötigt dann wohl auch in aller Freundschaft den einen oder anderen Untergebenen — Unterstatthalter, Tantai u. dgl. — der ihm möglicherweise seine jetzige Position verdankt, sich gleichfalls einiger Stücke dieses weißen Metalls zu entledigen. Vom „North China Herald“ wurde vor einiger Zeit die Behauptung aufgestellt, daß nach in Canton allgemein bestehender Ansicht der Hoppo von Canton, d. i. der Zollsuperintendent, bei einer dreijährigen Amtsdauer das Einkommen des ersten Jahres zum Ankauf seines Amtes und dasjenige des zweiten Jahres zu Geschenken aufwenden müsse, welche er während einer dreijährigen Amtsdauer an höhergestellte einflußreiche Persönlichkeiten zu machen habe; erst aus dem Einkommen des dritten Jahres sei es ihm möglich, sich etwas zu erübrigen, etwa 200 000 Taels = 1 000 000 Mk. Es liegt für mich keine Veranlassung vor, Zweifel in eine derartige Behauptung zu setzen. Als eine weitere Illustrationsprobe zu der durch die Verpachtung der Zölle hervorgerufenen Mißwirtschaft möchte ich anführen, daß nach einer offiziellen Auslassung der Zentralregierung deren Einkommen aus dem Salzmonopol sich auf 9—10 Millionen Taels beläuft, während, wie ich an anderer Stelle berechnet habe, dieses Monopol mindestens 20 000 000 Taels abwerfen muß.

Noch schlimmer liegen die Verhältnisse bei den Reistributen. Nach Peking werden etwa $1\frac{1}{2}$ Millionen Piculs Reis (1 Picul = 60,453 kg) jährlich gesandt. Diese repräsentieren zu $1\frac{1}{2}$ Tael per Picul angesehen etwa 2 250 000 Taels. Dies ist der Wert des Reises in den betreffenden reisbauenden Provinzen vor seiner Verschiffung. Einen ganz anderen Wert dürften die Reissendungen jedoch meistens repräsentieren, wenn sie erst einige Zeit in Peking eingelagert sein werden. Nicht, daß der Wert der Sendung in Anbetracht der Transportkosten, wie man vielleicht annehmen könnte, ein höherer geworden sei, im Gegenteil, ein wesentlich geringerer ist er geworden. Sonderbarerweise soll nämlich dieser Tributreis während des Transportes schlechter werden. Wäre es wohl denkbar, daß einzelne mit Empfangnahme und Expedition des Reises an den einzelnen Stationen betraute höhere Staatsbeamte, Mandarine und Würdenträger unterwegs den guten Reis gegen weniger guten und den weniger guten gegen schlechten eintauschen und die Differenzgelder als eine Entschädigung für ihre Mühehaltung verwenden könnten? — Ich habe in Tientsin, in meiner Eigenschaft als Mitrichter im Deutschen Konsulatsgericht, Gelegenheit gehabt, behufs Feststellung des Schadens die Tributreisladung einer von einem deutschen Dampfer angerannten

Dschunke zu besichtigen, und ich darf wohl sagen, es war mir nie zuvor ein derartig schlechter, schwärzlicher Reis zu Gesicht gekommen. In Peking erzählen sich die Europäer, daß die tagsüber in den kaiserlichen Lagerhäusern abgelieferten Transporte Tributreis nachts wieder in die Straßen der Stadt gebracht und daselbst an die Bäcker gegen Erhalt von verdorbenen, für menschliche Nahrung oft nicht mehr tauglichen Reis und eine entsprechende Differenzzahlung ausgetauscht werden.

Sollte dem tatsächlich so sein, dann dürften wohl auch jene verdorbenen Reislager Pekings, wie man wissen will, in der That die Ursache jenes so plötzlichen Friedensschlusses im letzten Französisch-Chinesischen Kriege abgegeben haben. Ein mir befreundeter, stets sehr gut unterrichteter Europäer in Peking will nämlich wissen, daß damals die kaiserliche Regierung, in Befürchtung eines möglichen Vordringens der Franzosen nach dem Norden, Auftrag zu einer Revision der Reislager erteilt habe, um festzustellen, für welchen Zeitraum die in Peking lagernden Quanten Tributreis zur Beköstigung einer daselbst eventuell zu konzentrierenden chinesischen Nordarmee ausreichen würden. Da nun eine große Anzahl Speicher leer und der größere Teil des vorhandenen Reises verdorben gewesen wäre, diese Tatsache aber unmöglich an den höchsten Stellen bekannt gegeben werden durfte, so habe sich plötzlich unter sämtlichen höheren Palastbeamten ein außerordentlich starkes Friedensbedürfnis bemerkbar gemacht. Ihren vereinten Ratschlägen sei es gelungen, die chinesische Regierung zum Nachgeben und zu Friedensverhandlungen zu bewegen. Nachdem der Friede einmal gesichert, hatte natürlich niemand mehr Interesse daran, die Höhe des Reisbestandes in Peking und seine Qualität zu kennen. Die angeordneten Vorratsverzeichnisse wurden nie angefertigt, und die um ihren Reichtum und ihre Würden, ja bereits um ihr Leben zitternden Mandarine konnten wieder in Ruhe ihren gewohnten Beschäftigungen nachgehen. So schildert man in Peking die Motive, welche zu jenem plötzlichen Friedensschlusse geführt haben. Meines Wissens ist diese Version bislang in weiteren Kreisen nicht bekannt geworden. Ich führe sie aber auch deshalb hier an, weil sie zeigt, wie sehr die Einnahmequellen des chinesischen Staates zur Zeit von den Mandarinern zum Schaden der Zentralregierung ausgenutzt werden.

Zum Schutze gegen unberechtigten Squeeze haben sich zahlreiche Vereinigungen (Gilden) im Lande gebildet, wie wir solche bei der Besprechung Schanghai's bereits eingehend erörtert haben, und es existiert heute wohl in dem weiten chinesischen Reiche kein Stand, kein Gewerbe mehr, welches nicht zu einer Gilde vereinigt ist. Kein Wunder, daß auch

weniger ehrbare Klassen der Bevölkerung wie Diebe und Bettler ihre Gilden besitzen. Wie überall suchen auch die Bettler in China sich regelmäßige Almosen zu sichern und, wenn nicht anders möglich, sich solche zu erzwingen, wobei sie in der Regel folgendes Verfahren beobachten. Ein Bettler setzt sich vor die Ladentür eines reichen chinesischen Kaufmanns und sucht durch Absingen eines monotonen Armenliedes dessen Mitleid zu erwecken. Schlagen diese Versuche, ein Almosen zu erhalten, fehl, so erscheint der Bettler am nächsten Morgen von zehn bis zwanzig Mitgliedern seiner Gilde begleitet, wiederum vor der Tür des hartherzigen Ladeninhabers. Hier hockt die Gesellschaft, unter der sich oft entsetzliche, ekelerregende Gestalten befinden, nieder, leiert ihre Bettlergesänge ab und ist nicht eher von der Schwelle zu vertreiben, als bis der Ladenbesitzer sich durch ein die Bettler befriedigendes Almosen losgekauft hat. Um sich vor derartigen Besuchen der Bettler zu schützen, pflegen viele Kaufleute regelmäßig entsprechende Summen „Unterstützungsgelder“, oder wohl richtiger gesagt „Lösegelder“, an den Junftvorstand der Bettler, den „Tiquat“, zu senden, der darüber ordnungsmäßig Quittung erteilt. Die Gelder, welche namentlich an Feiertagen und bei Gelegenheit von Hochzeiten und Beerdigungen reichlich fließen, kommen in eine gemeinsame Kasse und werden von Zeit zu Zeit an die Gildenbettler verteilt. Außer den Gildenbettlern durchziehen selbstverständlich auch noch zahllose andere Bettler die chinesischen Städte. Ich habe unter den Bettlern Peking's die scheußlichsten und ekelhaftesten Gestalten gefunden, die mir je zu Gesicht gekommen sind. Die furchtbaren Glendrepräsentanten im Gastend von London sind Gentlemen, verglichen mit diesen schmutzstarrenden, halb oder ganz nackten, oft verstümmelten oder mit Ausatz bedeckten Bettlerfiguren Peking's, die uns oft fünfzehn Minuten lang um ein Almosen bettelnd verfolgten. Wehe uns, wenn wir von Mitleid bewegt ihnen einige Münzen zuwerfen, wir werden sie dann so leicht nicht wieder los; um mehr bettelnd heften sie sich an unsere Sohlen und erst, wenn wir unsere Wohnung erreicht haben, sind wir von ihnen befreit. Gestalten, spliternackt, nur ein kleines Hundefell um die Schulter geschlungen, zopfslos und das wüste, ungekämmte Haar voller Staub und Ungeziefer, warfen sich zuweilen neben, ja oft direkt vor die Füße meines Pferdes, um Almosen bettelnd und als Zeichen demütigster Begrüßung mit dem Kopfe fortgesetzt in den schwarzen steinkohlenartigen Staub der Straße tauchend. Solche von einer dicken Staub- und Dreckschicht überzogene nackte Bettlergestalten haben mich wiederholentlich drei bis vier lange Straßen hindurch verfolgt,

bis ich schließlich mit drohend geschwungener Reitgerte auf sie einsprengte, worauf sie sich zurückzogen. Bei einem Ritt durch die Chinesenstadt fand ich einstmals einen ebensolchen schmutzstarrenden nackten Bettler, welcher — die Feder sträubt sich, es niederzuschreiben — Brust und Rücken in widerwärtigster Weise mit seinem eigenen Unrat beschmiert hatte; er hielt einen großen Eßtopf in der Hand und hatte sich vor einen chinesischen Kaufladen aufgestellt. Solange er sich hier aufhielt, wagte selbstredend kein Käufer, das Haus zu betreten, und ich bin überzeugt, daß erst durch eine bestimmte Gabe es dem Ladeninhaber möglich wurde, diese ekelerregende Gestalt zum Weitergehen zu bewegen. Das ist Bettler-Squeeze. Zuweilen kommt es auch vor, daß sich ein abgezehrter, anscheinend dem Tode naher Bettler auf der Schwelle eines Hauses niederläßt und dem Besitzer desselben erklärt, hier den Tod erwarten zu wollen. Erst durch ein größeres Geldgeschenk läßt er sich bewegen, von diesem Vorhaben, das dem Ladenbesitzer große Unannehmlichkeiten verursachen könnte, abzustehen und weiterzugehen. Will ein lebensmüder Chinese noch durch seinen Tod einem gehäßten Landsmann Argernis bereiten, so erhängt er sich wohl auch nachts an dessen Haustüre. Dem Hauseigentümer erwachsen hierdurch vielerlei Unkosten und außerdem große Weitläufigkeiten mit den Behörden. Der Leichnam darf nicht sofort abgenommen werden, bleibt vielmehr so lange hängen, bis von seiten der Behörden die nötigen Erhebungen über das Personale des Selbstmörders usw. stattgefunden haben, was oft längere Zeit in Anspruch nimmt. In der Zwischenzeit bleiben naturgemäß die Käufer aus. Schließlich, da der Erhängte entweder nicht zu identifizieren oder vermögenslos ist, erhält der Hausbesitzer die obrigkeitliche Erlaubnis, auf seine Kosten den Leichnam zu beerdigen. In einer Seitenstraße der Tatarenstadt bemerkte ich einst den Leichnam eines daselbst auf der Straße verstorbenen Chinesen. Die Behörden hatten die Leichenschau bereits vornehmen lassen, und es war angeordnet worden, daß bis zur Feststellung der Personalien des Verstorbenen der Leichnam am Fundorte verbleiben sollte. Um zu verhindern, daß er in der Zwischenzeit von den herrenlosen Hunden angenagt werde, hatte man einige mit Steinen beschwerte Matten über ihn gebreitet, so daß nur die Füße herauschauten. Als ich zehn Tage später durch dieselbe Straße ritt, fand ich daselbst den Leichnam in gleicher Lage vor. Die Temperatur betrug an jenem Tage 113° Fahrenheit im Schatten. —

Gelegentlich meines Aufenthaltes in Peking führte mich meine Straße auch nach dem alten Lama-Tempel Jung-fo-kung in der Nordostecke der

Tatarenstadt. Diese große Lamaserie beherbergt etwa 1300 Mönche jeder Altersklasse, vom sechsjährigen Knaben aufwärts bis zum weißhaarigen Greise. Dieselben stehen unter der Oberleitung eines Großlama, der den Titel „der lebende Buddha“, führt und sind ihrer Nationalität nach mongolische Tataren. In Peking erfreuen sie sich keines guten Rufes; sie gelten für schmutzig und ihr Lebenswandel wird uns als ein außerordentlich unmoralischer geschildert. Uns Europäern sind sie wenig freundlich gesinnt, und es dauert dann auch eine geraume Zeit, ehe es meinem einflußreichen Führer gelingt, uns Einlaß in das Kloster zu verschaffen. Schließlich hat der Kumscha (das Trinkgeld) auch hier seine Wirkung getan; wir durchschreiten das massive Klostertor, was hinter uns wieder fest verriegelt wird und betreten die weiten Parkanlagen des Klosters mit seinen vielen und weitläufig angelegten Tempeln, Hallen und Klosteräumen. Alles ist hier für uns voll des Interessanten, Neuen und Grotesken, von den glänzenden gelben Ziegeln des Daches angefangen bis herab zu dem gelben Teppiche der großen Tempelhalle. Den Altar schmücken Vasen von feinsten Pekenesischer Emaillé; die grotesk geformten Tempelleuchter und Weihrauchbrenner strömen betäubende Wohlgerüche aus, und diese Düfte durchziehen wolkenartig den weiten Raum, um schließlich an dem gold und grün gemalten Plafond hängen zu bleiben. Lange, schmale Rollen von Papier oder Seide, kunstvoll mit heiligen Sprüchen bemalt, zieren die Wände, und tausende kleiner Buddhafiguren, aus Porzellan geformt, sind in die Mauern eingelassen. Besonderer Verehrung unter den hier aufbewahrten Götzenbildern erfreut sich dasjenige Kwangtzi, eines hervorragenden Kriegers, der ungefähr zu Anfang der christlichen Ära gelebt haben soll, und einige 800 Jahre später infolge seiner großen Verdienste zum Kriegsgott avancierte. Nachdem dann angeblich durch seine Hilfe im Jahre 1835 die Regierungstruppen bei Man-king einen Sieg über die Taiping-Rebellen davongetragen, wurde der Gott auf Befehl des Kaisers Hien-feng in seinen Würden erhöht und auf gleichen Rang mit Konfucius gestellt. So finden wir ihn denn heute in China von Buddhisten und Taoisten in gleicher Weise verehrt. In der Haupttempelhalle, Fu-fu genannt, erblicken wir eine etwa 70 Fuß hohe Buddha-gestalt aus bronzefärbtem Holz, die uns, wie gewohnt, als aus einem Stücke bestehend gerühmt wird. Nunmehr ersteigen wir eine Galerie, die zwei nebeneinanderliegenden gewaltigen Hohlzylindern als Stützpunkt dient. Dieselben sind dick mit Staub und Schmutz bedeckt und stehen anscheinend nicht in Gebrauch; an gewissen Feiertagen indes strömen die Gläubigen in Menge nach diesen Walzen, heften schmale mit Gebeten

beschriebene Zettel auf dieselben, setzen die Zylinder in Drehung und das fabrikmäßige Massenbeten beginnt. Wir haben zwei große Gebetmühlen (chinesisch tschuan; tibetisch tschoskhor) vor uns, zwei jener bekannten Religionsräder, deren sich die Buddhisten, insbesondere die Lama, zu bedienen pflegen, um das vorgeschriebene Gebet myriadenmal wiederholen zu können und solchergestalt die Wirkung desselben zu erhöhen. Derartige Betmaschinen existieren in den verschiedensten Größen, sowohl im Privatgebrauch, wie in oft gewaltigen Dimensionen in den Tempeln und Klöstern; auch gehört es nicht zu den Seltenheiten, daß man sie durch Wasserkraft oder Wind in Bewegung setzen läßt, in welchem Fall das Beten ohne weiters Zutun des gläubigen Lamaisten sich ganz von selbst besorgt. Die aufgeschriebene Gebetsformel ist ausnahmslos die gleiche und lautet in tibetanischem Sanskrit: „„Om mani padme hum““ (das Kleinod in Lotus. Amen). Eine Lotusblume diente bekanntlich als erste Wiege dem menschgeborenen Buddhafind. Das Gebet ist in gewohnter Weise mittels der chinesischen Holzblöcke den Gebetblättern rot aufgedruckt und in jedem Zylinder in unzähligen Mengen enthalten.

Der Lamaismus bildet eine Abart des Buddhismus, wie wir ihn bei den Tibetanern, Mongolen und Kalmücken finden. Infolge der Abhängigkeit dieser Völkerschaften von China ist eine größere Anzahl lamaischer Tibetaner und Mongolen nach Peking verschlagen worden und haben sich daselbst als lamaische Mönche in Klöstern angesiedelt. Ungefähr um das Jahr 632 n. Chr. gelangte der Buddhismus zuerst nach Tibet. Hier machte er eine vorzugsweise hierarchische Entwicklungsphase durch und wurde schließlich das, was mir heute mit dem Namen Lamaismus bezeichnen. Die wichtige Veränderung, welche der Buddhismus hierbei erfuhr, war die Aufstellung des Glaubenssatzes: Der oberste Gott, das ist Buddha, lebe als Mensch verkörpert in Tibet. Als Begründer dieser tibetanischen Glaubensform des Buddhismus und somit als Schöpfer des Lamaismus gilt der buddhistische Mönch Tsonghapa, welcher 1358 bis 1417, nach anderen bis 1429 gelebt haben soll. Er war der Gründer der Geluppa oder Tugendsekte (nach ihrem Heimatskloster auch Gal-danpa genannt) und wird von den Lamaisten heute fast ebenso hoch geehrt als Buddha. Er war der Verfasser eines Religionsbuches, in welchem er die Religionsgeschichte und deren Gesetzesvorschriften zusammenstellte; auch begründete er unter der tibetanischen Geistlichkeit eine feste Hierarchie, die sich später von großer politischer Kraft erwies und zur Bildung eines Doppel-Papsttums in Tibet führte. Hiernach standen an der Spitze der lamaischen Kirche zwei oberste Bischöfe, der Dalai

Lama zu Chassa und der Bogdo Lama zu Taschilunpo, die beide an Heiligkeit und Würde einander gleichgestellt waren. Sie starben nicht, sondern wechselten nur die körperliche Hülle, indem sie stets für ihre Stellung wiedergeboren wurden, d. h. die beiden Stellungen wurden jeweilig mit Jünglingen besetzt, die für Wiedergeburten ihrer verstorbenen Amtsvorgänger und damit zugleich für inkarnierte Heilige erklärt wurden. Dieses Doppel-Papsttum erhielt sich in Tibet bis zur Zeit des fünften Dalai Lama, unter dem ein Streit um die Oberherrschaft zwischen den Anhängern der beiden Bischöfe ausbrach. In diesem Kampf der Gelbmützen mit den Rotmützen rief der Dalai Lama die Hilfe der Kalmücken an, und mit ihrem Beistand gelang es ihm, außer der geistlichen Oberhoheit sich auch die weltliche Herrschaft über ganz Tibet zu sichern. Der Dalai Lama ist seitdem als politisches und kirchliches Oberhaupt Tibets anerkannt, und seine geistliche Macht erstreckt sich auch auf die Lamaklöster in Peking.

Unter dem Dalai Lama, der Verkörperung Buddhas auf Erden, stehen als zweite Klasse der tibetaniſchen Geistlichkeit und als seine Vertreter in den einzelnen Provinzen des Landes die Chutuktus (tibetaniſch Paſpa = ehrwürdig), in deren Händen die ganze Zivilverwaltung des Landes ruht, und die gleichfalls als wiedergeborene Heilige gelten. In dritter Reihe kommen dann die zahllosen Chubilchane oder einfache Wiedergeborene. Die Wahl des Dalai Lama ſowie der Geistlichkeit zweiter Klasse, d. h. die Auffindung und Inkarnation der wiedergeborenen Heiligen wird jetzt bedeutend von der chineſiſchen Regierung beeinflusst, die in Tibet als einem ihr tributären Staat einige tauſend Mann chineſiſcher Truppen unterhält. Ein Weltpriestertum kennt der Lamaismus nicht; ſeine Geiſtlichen aller Grade ſind dem Eölibat unterworfen und leben faſt ſämtlich in Klöſtern. Dieſe Klöſter, Goepas genannt, beſtehen aus weitläufigen Gebäuden, ſind reich mit liegenden Gründen verſehen und bilden zuweilen eine ganze von Ringmauern umgebene Stadt. Wenngleich die Priester (Lamas) das Gelübde ablegen, excluſiv von Almosen ihr Leben zu friſten, ſo iſt dies angeſichts der bedeutenden Einnahmen der Klöſter doch nur eine leere Phraſe. Neben ihrem geiſtlichen Berufe als Fürſprecher bei Buddha beſchäftigen ſich die Lamas wohl auch mit Ackerbau und Viehzucht, wie das ihr großer Bodenbeſitz mit ſich bringen mag; auch in Handwerken ſehen wir ſie zuweilen tätig, und es bildet namentlich die Anfertigung und der Vertrieb von Heiligenbildern und Amuletten eine bei ihnen viel gebräuchliche und gut rentierende Beſchäftigung. Vor allen Dingen aber treiben ſie Arzneikunde, Astrologie und Wahrfagekunft, wodurch ſie dem Aberglauben des Volks künstlich Vorſchub leiſten.

Dieser wird überhaupt durch die Lehren und Gebräuche des lamaïschen Kultus sehr gefördert, schließt doch der Lamaïsmus neben dem älteren buddhistischen Heiligenkultus noch die Verehrung zahlreicher, namentlich sitwaischer Götter in sich, wie er auch vom schamanischen Geisterdienst nicht ganz frei geblieben ist. Die Hauptfamilienakte, wie Taufe und Hochzeit, vollziehen sich ohne Segen des Lama; dahingegen wird er bei jedem sonstigen wichtigen Anlaß als Geisterbeschwörer zugezogen und entwickelt dann meist eine große Feierlichkeit in der höheren Gaukelei.

Neben den eigentlichen Tempeln finden wir bei den Lamaïsten als religiöse Stätten noch die Manis oder buddhistischen Türme, sowie die meist an den Landstraßen errichteten Gebetsäulen und Gebetmauern, Steinbauten, in welche das oben zitierte Sechsilbengebet in zahlreichen Wiederholungen eingegraben ist. Außerdem existieren neben den bereits geschilderten Gebetmühlen in den Tempelhöfen jedes Lamaïklosters sogenannte Segensbäume. Es sind die Masten und Stangen, welche mit vielen hundertten von Gebetsflaggen behangen sind, ähnlich wie wir solches bereits bei unserem Besuche der Insel Ceylon in der Wihara von Kalány gesehen haben.

Der Gottesdienst der Lamaïsten zeichnet sich durch großes Gepränge, lärmende Musik und betäubende Weihrauchwolken aus. Der Rosenkranz wird, wie von allen Buddhagläubigen, so auch von ihnen fleißig gehandhabt. Die Entstehung des buddhistischen Rosenkranzes wird wie folgt geschildert. Als Buddha nach langen Predigtreisen und nachdem er bereits viele Tausende bekehrt hatte, sich entschloß, nunmehr auch seinen irdischen Vater in Kapilavastu aufzusuchen und in seiner engeren Heimat seine Lehre zu predigen, da war es namentlich der erst kürzlich von ihm bekehrte König Waidurha von Varanasi, der sich der Weiterreise Buddhas mit ständigen Bitten und Flehen widersetzte. Um es ihm nun zu erleichtern, auch ohne die Gegenwart Buddhas auf dem erwählten Tugendpfade weiter zu wandeln, wies ihn Buddha an, 108 Samenkörner des Bodoi-ju, der heiligen Feige (*ficus religiosa*) auf eine Schnur zu ziehen und, indem er diese durch die Finger gleiten lasse, bei jedem Kerne die Worte zu wiederholen: „Namu Butsuda, namu Daruma, namu Sagia!“ (Heil Buddha, Heil der Religion, Heil der Brüderschaft der Mönche!) In solcher Weise sollte er 200000 mal täglich verfahren, wofür ihm Reinheit des Herzens und Wiebergeburt nach dem Tode im buddhistischen Himmel versprochen wurde. Eine Million mal diese Gebete zu wiederholen, würde notwendig sein, um den 108 Arten des Lasters zu entfliehen und der ewigen Freude teilhaftig zu werden.

Wir hatten bei unserem Besuche der Pekingler Lamaerie Jung-Ko-Kung leider nicht Gelegenheit, einem Gottesdienste beizuwohnen, da die große Morgenandacht bei unserer Ankunft schon beendet war. Dieselbe pflegt bereits um 4 Uhr morgens zu beginnen, um welche Zeit mehr als 100 Matten zum Niederknien für die Lamas im Tempel ausgebreitet werden. Die Mönche erscheinen in ihren gelben geistlichen Gewändern und tragen eine helmartige, hohe Filzkappe von gleicher Farbe. Ihre roten Filzschuhe legen sie vor Betreten des Tempels ab. Der Großlama, in eine violettfarbene Robe gekleidet, eine gelbe Bischofsmütze auf dem Haupt und eine Art Bischofsstab in den Händen haltend, nimmt seinen Platz unmittelbar vor dem Altar und der großen Buddhafigur auf einem reich vergoldeten Thron, vor welchem ein kleiner Teppich für ihn zum Niederknien ausgebreitet liegt. Der Tempelraum ist in mystisches Dunkel gehüllt, aus welchem nur der Altar mit seinen zahlreichen Wachskerzen und seinen betäubenden Weihrauchwolken strahlend hervorleuchtet. Sobald durch Anschlagen des großen Gongs das Zeichen zum Beginn des Gottesdienstes gegeben, ertönt der monotone Gesang der Vitaneien. Von Zeit zu Zeit verliest ein Lama Gebete, die auf einer seidenen Rolle niedergeschrieben sind; die übrigen Lamas begleiten ihn durch Nachmurmeln der Gebetformel; dann wieder rezitiert eine Anzahl der Mönche die Worte lauter, und der Chor singt eine tiefe Bassbegleitung. Wieder markiert der Gong den Wechsel von Gebet zu Gesang — ein ohrenbetäubender Lärm von Gongs, Tamtas, Muscheln und sonstigen lärmenden Instrumenten beginnt, dann plötzlich unheimliche lautlose Stille, und nach einer Weile verlassen die Lamas den Tempel. Der Gottesdienst ist zu Ende. —

Allmittags nach dem Tiffin pflegte ich mit einigen Herren der Gesandtschaften einen Ritt ins Freie zu machen, wobei wir häufig unsere Richtung nach dem außerhalb der Stadtmauern gelegenen Rennplatz nahmen. Es ist dies der gewöhnliche Nachmittags-Spazierritt der Europäer in Peking, und es haben dieselben weder Kosten noch Mühe gespart, diesen Platz zu einem angenehmen Ziel für ihre Ausflüge zu gestalten. Entlang dem Ufer eines großen Teiches, der in einem ehemaligen kaiserlichen Lustgarten gelegen, mit Schilf dicht bewachsen und von kleinen, mutmaßlich künstlich angelegten Hügeln umgeben ist, zieht sich neben einem breiten Streifen Maisfeldes ein ebener, nicht harter Reitweg kreisbogenförmig dahin, dem Reitsport beste Gelegenheit zur Entfaltung seiner Kunst bietend. Ein kleines, mit Veranden versehenes und von blühenden Magnolienbäumen und gelben Rosenbüschen umgebenes Landhaus bietet

schattige Ruheplätze, und wir können uns hier an einigen Schalen frischen Tees laben. Handelt es sich um eine zahlreichere Gesellschaft, so können wir unsern chinesischen Koch, mit dem Nötigen versehen, vorausschicken und hier unbelästigt von dem Staube Peking's und seiner Umgebung ein gemütliches Picknick veranstalten.

Nicht regelmäßig vermögen wir unsern nachmittäglichen Ausritt zu unternehmen; oft sind wir durch plötzlich auftretende Staubstürme am Verlassen unserer Wohnung gehindert. Sobald nur ein leichter Wind sich erhebt, werden die gewaltigen Staubmassen, welche auf den Straßen in und um Peking lagern, emporgewirbelt; alsbald ist alles in dichte, gelbgraue Staubwolken gehüllt und man könnte ein Duzend Lungenflügel gebrauchen, um sich nur auf eine Straßenlänge durch diese Atmosphäre hindurchzuatmen. Ein solcher Sturm hält oft mehrere Tage an, und die von ihm im freien Felde überraschten Reisenden sind genötigt, Halt zu machen, da ihre Zugtiere den Gehorsam verweigern, mit der Karre kehrt machen und ihre Rückseite dem Staubsturm entgegenstellen. Man ist in solchen Fällen genötigt, sofern nicht eine Gasthalterei erreichbar, bis zum Nachlassen des Sturmes, der regelmäßig gegen Abend etwas abschwächt, geduldig in der Karre auszuhalten. Wir schützen uns bei unseren durch sandige und staubige Gegenden vermittelst schwarzer Staubbrillen, doch ist deren Tragen den Augen nicht gerade zuträglich, da sie, von allen Seiten das Auge umschließend, eine große Hitze in demselben erzeugen, die leicht zu Entzündungen führen kann.

Am wohlsten fühlen wir Europäer uns in Peking stets in den Gesandtschaften. Durch eine hohe Mauer gegen den Staub der Straßen geschützt, können wir hier auf wohlgepflegten Kieswegen zwischen anmutigen Gartenanlagen uns ergehen oder auf bequemen Rohrseffeln in den schattig gehaltenen Veranden, mit denen sowohl die Wohnung des Gesandten, wie auch die als Wohnung des Attachés, Dragoman und Dolmetsch-Gleichen dienenden diversen Nebengebäude versehen sind, der Ruhe pflegen. Sämtliche Gebäude sind ebenerdig, die Zimmer hoch und luftig, und alle Vorkehrungen sind getroffen, um die Räume nach Möglichkeit gegen die Einwirkung der heißen Jahreszeit zu schützen.

Der gefellige Verkehr der Diplomaten, die in gesellschaftlicher Beziehung hier in Peking ausschließlich auf sich angewiesen sind, ist ein überaus angenehmer, und namentlich während des Winters, während welcher Zeit sie von der Außenwelt fast ganz abgeschlossen sind, suchen die Angehörigen der Gesandtschaften durch Gesellschaften, durch Arrangements von Vorträgen wissenschaftlicher oder musikalischer Natur, durch Schlitt-

schuhpartien usw. einander den Aufenthalt in Peking so angenehm wie möglich zu gestalten.

Da wir uns am 22. März 1886 in Peking aufhielten, so war es uns vergönnt, der Feier des Geburtstages unseres allverehrten Monarchen Kaiser Wilhelm I. in der deutschen Gesandtschaft beizuwohnen. Bereits im Laufe des Vormittags hatten die chinesischen Würdenträger, sowie die gesamte fremde Kolonie dem kaiserlichen Gesandten ihre Glückwünsche dargebracht. Abends sieben Uhr vereinigten die festlich geschmückten Räume der Gesandtschaft das gesamte diplomatische Korps in großer Uniform, sowie den Generalzollinspektor Sir Robert Hart und die wenigen in Peking anwesenden Deutschen zum Festdiener. Der große Saal der Gesandtschaft strahlte in einem Lichtmeer. Aus einer Gruppe mächtiger Blattpflanzen leuchtete das Bildnis der edlen, tugendreichen Königin Luise hervor, flankiert von den Hüften Sr. Majestät des deutschen Kaisers und Sr. Königlichen Hoheit des Kronprinzen Friedrich Wilhelm, nachmaligen Kaisers Friedrich. Die Draperien aus kunstvollen chinesischen Stickereien, die zahlreichen grotesken Chinaerien und dazwischen die Festgenossen in ihren ordenbesäten, goldtrohenden Uniformen, überflutet von dem Lichtmeer, welches der mächtige Kronleuchter und die zahlreichen Kandelaber ausstrahlten, bildeten einen würdigen, glanzvollen Rahmen für die schöne Feier dieses hohen Festtages. Den Toast auf Se. Majestät den Deutschen Kaiser brachte als der nach Erzellenz von Brandt an Jahren älteste Minister, der Gesandte der Vereinigten Staaten, Se. Erzellenz Herr Denby, aus. Der Trinkspruch, welcher in den durch das Herkommen für solche Reden gesteckten Grenzen kurz gefaßt war, lautete: „On the request of my colleagues I have the honour to drink the health of the German Emperor and King of Prussia!“ *) Erzellenz von Brandt erwiderte hierauf: „J'ai l'honneur de boire à la santé de tous les souverains ou gouvernements des nations alliées et aux termes amicaux avec l'Allemagne!“ **) Noch im Laufe des Abends traf ein Glückwunschtelegramm aus Tientsin von den im Konsulat zur Festfeier versammelten 40 Deutschen ein. Nach Aufhebung der Tafel wurde im Garten der Gesandtschaft, wie dies seit Jahren zur Feier dieses Tages Gebrauch ist, ein glänzendes Feuerwerk veranstaltet. Als im nächsten

*) „Auf die Bitte meiner Amtsgenossen hin rechne ich es mir zur Ehre an, auf das Wohl des Deutschen Kaisers und Königs von Preußen zu trinken.“

**) „Ich habe die Ehre, auf das Wohl aller Souveräne oder Regierungen der verbündeten Nationen und auf die freundschaftlichen Beziehungen mit Deutschland zu trinken!“

Jahre die denkwürdige Feier des neunzigsten Geburtstages Sr. Majestät des Kaisers Wilhelm stattfand, nahmen auch der Prinz Ching und die sieben Minister des Tsung-li-Yamen an dem Festmahle teil, bei welchem der Prinz in wohlgelesener chinesischer Rede, die alsdann von dem Marquis Tseng ins Englische übertragen wurde, die Gesundheit Sr. Majestät ausbrachte. Der Prinz führte unter anderem an, daß Ihre Majestät die Kaiserin und Se. Majestät der Kaiser von China bereits ein Gratulations schreiben nebst Geburtstagsgeschenken an den chinesischen Gesandten in Berlin zur Überreichung an den Deutschen Kaiser habe abgehen lassen und auch den deutschen Gesandten in Peking noch ausdrücklich beauftragt habe, des Kaisers und der Kaiserin Glückwünsche besonders telegraphisch nach Berlin zu übermitteln. Es verdient hierbei bemerkt zu werden, daß dies das erstemal seit dem Jahre 1860 ist, daß chinesische Beamte in Peking bei Zusammenkünften mit Fremden aus geschäftlicher oder festlicher Veranstaltung die volle Amtstracht angelegt haben. Außer der nationalen Feier des Geburtstages unseres allverehrten Kaisers findet alljährlich noch eine andere, echt deutschen Geist atmende Feierlichkeit in Peking statt. Ich meine die Feier des heiligen Weihnachtsfestes. Der deutsche Gesandte, Excellenz von Brandt, läßt es sich nicht nehmen, alljährlich den Weihnachtsabend in echt deutschem Geiste zu feiern. Alles, was von Landsleuten augenblicklich in den Mauern Peking's weilt, wird zu dem Festmahl gebeten, bei welchem deutsche Gerichte, die deutsch geschriebene Speisefarte und die Fortlassung des formellen Fracks die Anwesenden im Geiste in die Heimat zurückversetzen, alte, traute Erinnerungen an die Lieben daheim in ihnen wachrufen und sie auf einige Stunden vergessen lassen, daß sie in der Ferne unter Fremden sich befinden.

Am 8. Mai, früh 5½ Uhr, saßen wir bereits im Sattel, Herr Sch., ein Deutscher in chinesischen Zolldiensten, Herr K., Dolmetscheleve der Deutschen Gesandtschaft, und meine Wenigkeit. Auf einem mehrtägigen Ritte gen Norden beabsichtigten wir das Weltwunder Ostasiens, die das gewaltige Chinesenreich umspannende Riesenmauer, deren Bestehen in Europa so vielfach angezweifelt wird, an einem ihrer interessantesten Punkte zu besuchen und verschiedene andere, an unserm Wege gelegene Sehenswürdigkeiten in Augenschein zu nehmen. Begleitet waren wir von einem Mahfu (chinesischem Reitknecht) des Herrn K., während mein Boy als Koch und ein Boy des Herrn Sch. in zwei doppelspännigen Maultierfarren mit dem notwendigsten Handgepäck, sowie einem reichlichen Vorrat an Getränken und Konserven nachfolgten. An bestimmten, vorher

vereinbarten Plätzen beabsichtigten wir der Mahlzeiten und Nachtruhe wegen uns Rendez-vous zu geben.

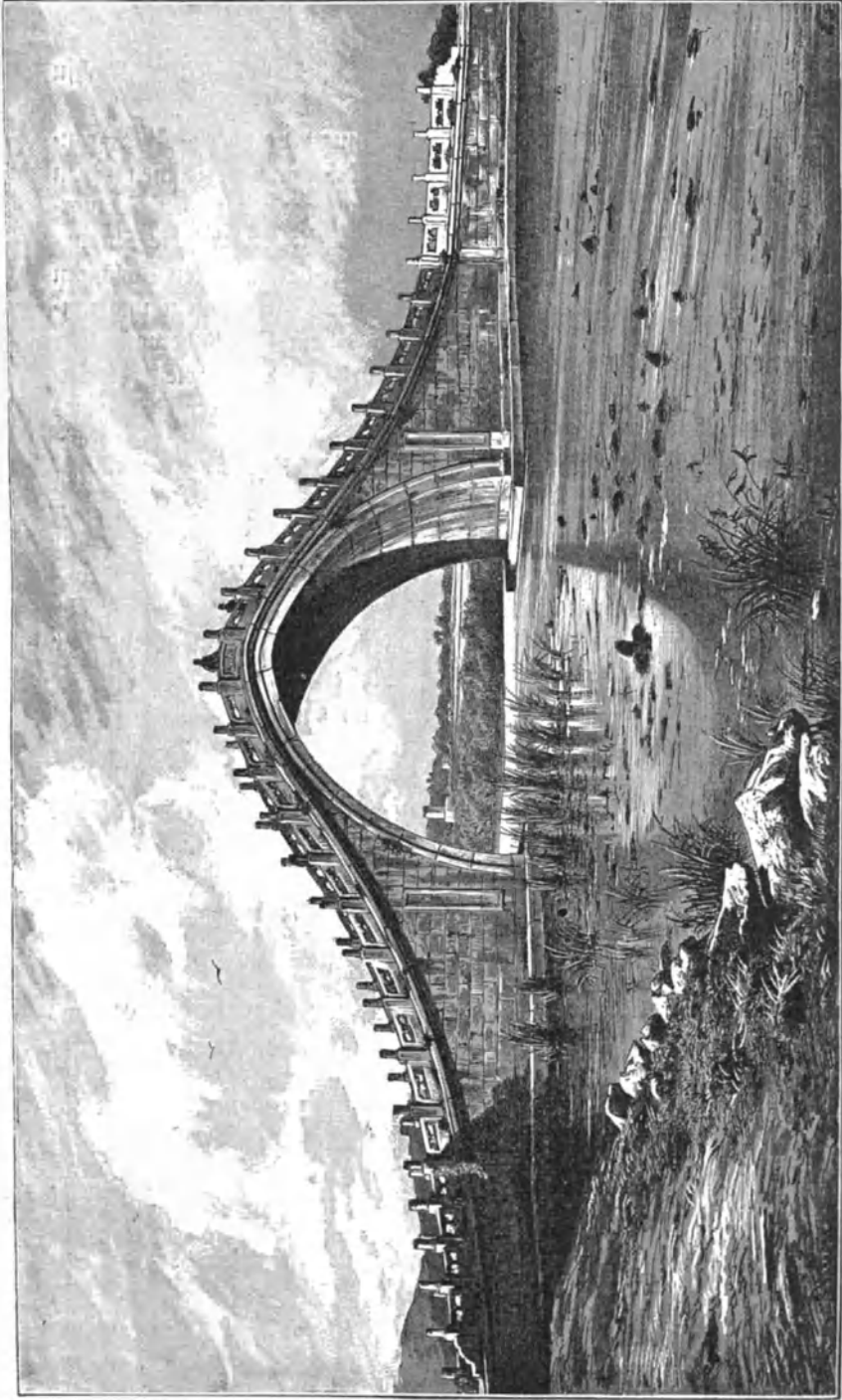
Nach gut einstündigem Ritte erreichten wir das nordwestliche Stadttor Te-cheng-men, nachdem wir uns mühsam einen Weg durch das um die frühe Morgenstunde stets die Hauptstraßen Peking's füllende Gewirr von Menschen, Karren, Eseln, Maultieren und Kamelen gebahnt hatten. Nachdem auch die engen, holperigen Gassen der angrenzenden Vorstadt mit ihrem Menschen- und Lasttiergewirr in langsamem Tempo glücklich überwunden waren, gelangten wir endlich ins Freie. Vor uns breitete sich eine weite, gut behaute Ebene aus, hier und da mit einigen Weidengruppen bestanden und mit zahlreichen, in den Feldern zerstreut umherliegenden Grabhügeln bedeckt. Scharen frommer Pilger begegneten uns, die zu einem um diese Jahreszeit viel besuchten Tempel im Gebirge wallfahrten. Unter ihnen fiel uns ein Chinese auf, welcher ein Gelübde abgelegt zu haben schien, die gesamte Wegstrecke bis zum Tempelgebäude mit seinem Körper auszumessen. Sich ständig überlegend und alsdann der Länge nach im Staube ausstreckend, gewährte diese von Kohlenstaub und Straßenkot jeder Menschenähnlichkeit beraubte Gestalt ein trauriges Bild religiösen Wahnsinns. Entlang der Wallfahrtsstraße waren praktische Bonzen geschäftig gewesen, eine Anzahl provisorischer Tempel aufzuschlagen, kleine, einfache Bretterbuden mit einem oder mehreren Götzenbildern ausgestattet, vor denen schmutzige Priesterjungen in gelben Seidenhemden einer alten Bronzeglocke durch Anschlagen unharmonische Töne entlockten und die Vorübergehenden um eine Opfergabe anbettelten.

Allmählich verließen wir die Route der Wallfahrer, und bald brachte uns ein flotter Trab zu dem „Großen Glocken-Tempel“, der in seinem Innern angeblich die größte Glocke enthält. Wird dieselbe geläutet, so senden die Götter den solchergestalt erbetenen fruchtbringenden Regen. Ein feister, schmutziger Priester mit kahlfasiertem Kopfe begrüßte uns; wir erstiegen den Stuhl der Glocke, welche letztere mit ihren 30 Fuß weitem Glockenrande nur wenig über Mannshöhe vom Erdboden entfernt ist und warfen, dem herrschenden Gebrauche folgend, einige Cash durch das in der oberen Mitte des Mantels befindliche Loch, welche Münzen alsbald von den unten versammelten trinkgelblüsternten Priestern aufgelesen wurden.

Via Hai-dien erreichten wir gegen Mittag den sich einige englische Meilen weit ausdehnenden kaiserlichen Park und Sommerpalast Wanschau-schan. Leider war uns gleich jedem andern Fremden der Zutritt ver sagt. Nur auf eine kleine, malerisch gelegene Insel, zu welcher eine imposante Marmorbrücke hinüberführt, deren Geländer mit 126 in Mar-

mor gehauenen Löwen geziert ist, vermochten wir zu gelangen. Zwar war auch dies verbotener Grund und Boden, doch brachte hier ein kleines Trinkgeld uns schnell über alle Schwierigkeiten hinweg. Von einer noch sehr gut erhaltenen, am Wasser gelegenen kühlen Grotte aus genossen wir einen herrlichen Ausblick über den See und den uns in größerem Halbkreise umgebenden Park. Wan-schau-schan mit seinen imposanten Marmorpalästen, seinen schlanken Pagoden, kunstvollen Tempeln und prächtigen Lusthäusern liegt, ein Bild der Zerstörung, vor unseren Blicken da. Die Überbleibsel zertrümmerter Kunstwerke, künstlich geschaffener Berge und Täler mit ihren Wasserfällen, Grotten, Pagoden und Tempeln geben ein Bild von der hohen Kulturstufe, auf welcher China seit Jahrhunderten gestanden hat. Die Geschütze der vereinigten englischen und französischen Heere verwandelten diese unter Kaiser Kien-Lung (1736 bis 1796) entstandenen Herrlichkeiten in einen großen Trümmerhaufen. Nachdem wir unsere jenseits der Brücke unter dem Schutze einer daselbst befindlichen heiligen Bronzekuh zurückgelassenen Mongolenpferde wieder erreicht hatten, nahmen wir unsere Richtung nach dem zweiten, gleichberühmten kaiserlichen Parke Yüan-ming-huan.

Da ein Versuch, durch Bestechung der Türhüter Eintritt zu erhalten, hier gänzlich aussichtslos gewesen wäre, indem die striktesten Befehle bestehen, weder Fremden noch Chinesen den Zutritt zu gestatten, so unterließen wir jeglichen derartigen Versuch, befolgten vielmehr einen anderen Modus, der bereits früher von Erdballreisenden mit Erfolg in Anwendung gebracht worden war. Wir folgten zunächst einer gut erhaltenen, mit breiten, weißen Steinplatten belegten Kunststraße, führten hierauf etwa eine Stunde weit unsere Pferde die Parkmauer entlang, bis wir schließlich die Rückseite von Yüan-ming-huan erreicht hatten. Hier sollte sich, wie wir von Hörensagen wußten, ein Loch in der Mauer befinden, durch welches kriechend man in das Innere des Parkes zu gelangen vermöchte. Wir hatten uns nicht getäuscht. Eine breite, mit großen Basaltsteinen verstopfte Öffnung in der Mauer war schnell gefunden, und bald arbeiteten mehrere, uns seit geraumer Zeit von den umliegenden Dörfern her nachgelaufene Chinesen daran, gegen ein kleines Trinkgeld den Durchlaß von den sperrenden Steinen für uns frei zu machen. Freund Sch., welcher in seiner Eigenschaft als chinesischer Beamter zuerst Bedenken hatte, auf diese wenig erlaubt scheinende Weise in den Park einzudringen, ließ seine Bedenken fahren, nachdem er gesehen, daß von den Chinesen selbst der Weg zum Einsteigen für uns geebnet wurde. Da sich überdies einer derselben zu unserem Führer erbot, so befanden wir uns gar bald alle



Kamelrückenbrücke bei Wan-fau-fan.

drei im Innern des Parkes, unsere Pferde unter der Obhut des Mahfu außerhalb zurückgelassen.

Gleich Wan=schau=schan liegt Nüan=ming=huan, von der englisch=französischen Soldateska zerstört, in Trümmern. Auf schmalen, zwischen hohem Gras, Schilf und Unkraut sich hinziehenden, vielfach mit weißen Marmorplatten belegten Gartenpfaden führt unser Weg zu den durch die Sprenggeschosse der Europäer in Schutt und Trümmer verwandelten Schlössern und Lusthäusern. Hohe, kunstvoll bearbeitete Marmortafeln und umgestürzte oder geborstene Säulen ragen aus dem Schutt hervor. Wir übersteigen mächtige Marmorbalustraden, welche die Symbole der kaiserlichen Familie, den Drachen und Phönix, zeigen. In der Nähe eines kleinen Sees erhebt sich auf künstlich geschaffnem Hügel eine zierliche, verhältnismäßig wenig beschädigte Pagode aus porzellanartig gebrannten Ziegeln, deren buntfarbige Glasur unter den sengenden Sonnenstrahlen in den prächtigsten Farben glüht. Soweit man sich aus den Trümmern der Paläste, Pagoden, Bronzestatuen und Marmorbrücken, aus der Großartigkeit der Parkanlagen usw. ein Bild von der vergangenen Pracht und Herrlichkeit zu gestalten vermag, müssen diese Parkmauern seinerzeit den Inbegriff alles Phantastischen und Mystriösen, was der chinesische Geschmack je hervorzubringen vermochte, umschlossen haben.

Auf einer kleinen schilfumwachsenen Insel, zu der wir uns über eine zerfallene, ihrer Querbalken beraubten Brücke, von Pfeiler zu Pfeiler springend, Zugang verschafften, beschloffen wir ein Stündchen der Ruhe zu pflegen. In einem zerfallenen, von schattigen Bäumen umgebenen Lusthaus ließen wir uns nieder, und nach einiger Zeit schaffte unser Führer zwei Parkbewohner zur Stelle, welche gegen ein paar Cajsch und einige Zigarren für Beschaffung von kochendem Wasser und etwas Tee Sorge trugen.

Wir hatten bereits einen großen Teil des Parkes durchwandelt, uns wohlweislich in entsprechender Entfernung von dem mit einer Wache besetzten Haupteingange haltend, und es schien nunmehr an der Zeit, den Rückweg anzutreten. Unser Führer, vermutlich in der Absicht, uns alle Schwierigkeiten des Terrains voll durchkosten zu lassen, führte uns nach weiterem, gut dreiviertelstündigem Marsche vor die Überreste einer großen Marmorbrücke, die zu überschreiten uns nicht ohne Gefahr ersahen. Es waren die Reste einer dieser Kamelrückenbrücken, wie wir sie in den kaiserlichen Gärten bereits öfter zu bewundern Gelegenheit hatten und die, wie schon ihr Name besagt, die Flüsse in hohem, kamelrückenförmigen Bogen überspannen. Da die Brücke, sämtlicher Querbalken

beraubt, uns nur zwei Parallelreihen durch einen kaum fußbreiten Balken miteinander verbundener hoher Brückenpfeiler zeigte, so zauderten wir anfänglich, diesen nicht ungefährlichen Weg einzuschlagen. Unser Führer ging jedoch mit größter Gemütsruhe voraus, und wolens wolens folgten wir seinem Beispiel. Bis zur Höhe des Kamelrückens waren wir emporgestiegen und hatten somit die Hälfte des schwierigen Weges glücklich zurückgelegt; nun aber bot uns der Abstieg auf der schmalen, kaum fußbreiten schiefen Ebene erhöhte Schwierigkeiten. Hier vermochten wir mit unseren Abfaßtiefeln dem zeugbeschuhnten Chinesen nicht in gleich sicherer Weise zu folgen. Ein langsames, vorsichtiges Weitergehen hätte uns aller Wahrscheinlichkeit nach abgleiten lassen, und der Absturz in das morastige, schlammige Wasser unter uns wäre die unvermeidliche Folge gewesen. Umkehr schien unmöglich, da wir uns auf dem schmalen Balken nicht zu drehen vermochten, auch die erklimmte schiefe Ebene in unserem Rücken gleiche Schwierigkeiten beim Abstieg geboten hätte. So blieb uns denn keine andere Wahl, als zu versuchen, den Rest des gefährvollen Weges im Lauffschritt zurückzulegen. Einer nach dem andern vollführte das Wagnis, und wohlbehalten erreichten alle das jenseitige Ufer. Noch einige Tempel und alte Triumphbogen passierend, gelangten wir nicht weit von unserer Eingangsstelle an einen zum Aufstieg besonders gut geeigneten Mauervorsprung, erklimmten die Mauer, und die Schultern der herbeigelaufenen Chinesen als Leiter benutzend, befanden wir uns vier Stunden nach unserm Einzug in Nüan-ming-huan wieder außerhalb seiner Mauern.

Im Sattel verzehrten wir die letzte Tafel deutscher Schokolade, die wir als gutes, Durst und Hunger stillendes Mittel eingesteckt hatten und erreichten gegen 5 Uhr nachmittags Ta-be-an, wo unsere Karren bereits eingetroffen waren und die Diener in den Nebengebäuden eines kleinen, reizend gelegenen Tempels Quartier für uns aufgeschlagen hatten. Bald hatte mein Boy eine gute Mahlzeit bereitet, und noch lange lagerten wir bei einigen Flaschen guten Weines und echten Cherouk gemächlich im Freien, bis schließlich die Müdigkeit uns zum Aufsuchen unseres Lagers veranlaßte. Freund K. hatte sein transportables Feldbett mitgebracht, wir übrigen streckten uns, in Plaids und Ziegenfelle gehüllt, auf dem Rang, dem bereits früher geschilderten chinesischen Steinbett aus, unsere Reiterstiefel als Kopfkissen benutzend. Am nächsten Morgen früh 5 Uhr schwangen wir uns wieder in die Sättel und setzten unsere Reise gen Norden nach Scha-ho-tscheng am Scha-ho fort, wohin unsere Diener nachfolgen sollten und woselbst wir das Tiffin einzunehmen gedachten. Wir

hatten uns aber in der Distanzberechnung gewaltig geirrt und trafen bereits vor acht Uhr morgens in Scha-ho-tscheng ein. Sollten wir hier volle anderthalb Stunden mit Warten auf die nachfolgenden Karren verlieren und schließlich nach eingenommenem Liffin gezwungen sein, in der heißen Mittagszeit unseren Ritt fortzusetzen? Nein, dies mußte vermieden werden. — Trotzdem wir zusammen nur einige wenige Sandwichs und eine Tafel Schokolade bei uns führten, beschloßen wir, unsere Reise fortzusetzen und im Notfall bis zum Abend zu hungern. In den Karawaneraien des Ortes für unsere Boys die Weisung hinterlassend, ihre Fahrt direkt nach Nan-kau fortzusetzen, ritten wir weiter. Gegen zehn Uhr, nachdem wir fünf Stunden im Sattel gewesen, erreichten wir die Stadt Tschang-ping-dschu. Da wir die Herberge in Nan-kau erst spät am Abend zu erreichen hoffen durften, so erschien es angezeigt, wenn möglich hier für die Auftreibung von etwas Eßbarem Sorge zu tragen. In einer der größeren Karawaneraien des Ortes saßen wir ab, bestellten Tee, und Freund Sch. begab sich alsbald auf die Suche nach irgend einer für europäische Mägen genießbaren Speise. Seine Rekognoszierung war von Erfolg begleitet; er kehrte mit einigen in einem nahegelegenen Schlächterstand gekauften Hammelrippchen zu uns zurück. Der Mahfu mußte die Stelle des Kochs übernehmen und begab sich, von uns mit wohlgemeinten Ratshlägen reichlich versehen, an die schwierige Aufgabe, die Rippen zu rösten. Eine größere Anzahl Chinesen hatte sich inzwischen auf dem Hofe der Herberge angesammelt, um die „fan-quai-ke“ die „rotborstigen Teufel“ zu sehen. Besondere Bewunderung erregten unsere schwarzen Sonnenkneifer, sowie unsere hohen, gelben Reiterstiefel, deren Schäfte und Absätze nicht genug betastet werden konnten. Freund Sch., des chinesischen Norddialektes gut mächtig, unterhielt sich auf das lebhafteste mit der Menge, ihr mancherlei Auskünfte über unsere Ausrüstung usw. erteilend, was einem, seines hohen Alters wegen bei seinen Landsleuten in besonderem Ansehen stehenden Chinesen zu folgender, höchst logischer Betrachtung Veranlassung gab: „Überall das Gleiche,“ begann er, sich an die Menge wendend, „diese roten Teufel sind ebenso wie wir. Der eine ist groß, der andere ist klein. Dieser (Freund Sch.) redet viel und erzählt uns mancherlei. Jener Lange (womit ich gemeint war, da ich, der chinesischen Sprache nicht mächtig, mich an der Unterhaltung nur wenig beteiligen konnte) ist schweigmäßig und hat uns noch nichts erzählt. Überall dasselbe!“ Ich versuchte daraufhin, mich der Menge von einer liebenswürdigen Seite zu zeigen. Zu seiner großen Genugtuung überreichte ich dem alten Philosophen meine eben ange-

zündete Zigarre. Mit vielen Tschin-Tschin und Verbeugungen führte er sie zum Munde, prustete aber sofort entsetzlich, schüttelte mißbilligend sein bezopftes graues Haupt und reichte alsdann, nach einer um Erlaubnis bittenden Geste an mich, das Kraut einem seiner Nachbarn weiter. Die Zigarre machte nunmehr die Runde, wobei streng darauf gehalten wurde, daß die älteren Herren zuerst berücksichtigt wurden. Als ich dann später die Wiederannahme des an seinem unteren Ende zu unförmlicher Breite ausgefaugten Zigarrenstummels dankend ablehnte, wurde derselbe im Triumph dem, ähnlich einer furchtsamen Gänseherde, in einer gewissen Entfernung versammelten Weibervolke zu weiteren Versuchen überwiesen. Großes Vergnügen vermochte ich mit Hilfe meiner Taschenuhr unter der Menge hervorzurufen. Ich forderte einen der ehrwürdigsten Greise auf, über die Kapsel der Uhr hinwegzublasen. Sofort sprang der Deckel, von meinem unbemerkten Daumendrucke getrieben, empor, das Zifferblatt zeigend. Ein jeder wollte nunmehr die Stärke seines Atems probieren; aber sonderbar, meine Uhr öffnete sich nur den alten ehrwürdigen Herren; die jüngeren mochten ihre Lungen durch Rechts- und Linksblasen anstrengen, soviel sie konnten, die Kapsel blieb ihren Bemühungen meistens verschlossen. Gelang es aber doch einmal einem der jüngeren Chinesen nach mehrfachen vergeblichen Versuchen die Kapsel emporzublasen, so war sein Stolz kein geringer. Sobald unsere Pferde gefüttert waren und genügend gerastet hatten, saßen wir wieder auf, und gegen 1 Uhr mittags erreichten wir den Eingang zu der berühmten Gräberstraße, dem Tale der Minggräber.

Ehe ich zur Schilderung dieser Riesennekropole übergehe, dürfte es angezeigt erscheinen, einige Bemerkungen über die Sitten und Gebräuche der Chinesen in bezug auf die Bestattung ihrer Toten vorauszuschicken. Ich tue dies, indem ich dabei die Resultate der Untersuchungen von Gray und Katscher zu Grunde lege.

Kurz nach erfolgtem Tode eines Chinesen wird seitens der trauernden Familie zu einem Totenpriester, nam-mo-lu, gesandt, welchem die Aufgabe obliegt, eine der drei Seelen, welche nach Ansicht der Chinesen den menschlichen Körper bewohnen, aufzufordern, den Leichnam zu verlassen und dem Elsium zuzueilen. Desgleichen liegt es ihm ob, zu erforschen und den trauernden Hinterbliebenen mitzuteilen, ob die Seele des Dahingeshiedenen in ihrem neuen Daseinsstadium Menschen- oder Tiergestalt annehmen wird. Ist er in der Lage, ersteres prophezeien zu können, so herrscht große Freude unter den Zurückgebliebenen; wird hingegen eine Tiergestalt vorhergesagt, so suchen sie durch fürsprechende

Gebete und Opfergaben die Götter zu versöhnen und günstig zu stimmen.

Es besteht die Sitte, die Toten mit kostbaren Gewändern und Schmuckgegenständen zu beerdigen, deren Wert sich nach dem Reichtum und dem Range der Verstorbenen richtet. Staatswürdenträger der drei ersten Rangstufen pflegte man nach ihrem Tode fünferlei Schmuckgegenstände in den Mund zu legen, nämlich eine Perle, ein Stück Gold, ein Stück Silber, ein Stück Jadestein und einen anderen gleichfalls kostbaren Edelstein. Diese Sitte, die Leichen mit Wertgegenständen zu beerdigen, mußte naturgemäß Diebe leicht zu Grabschändungen verleiten, was seit der Dynastie Tsing zu dem Gebrauche geführt hat, an die Stelle der früher üblichen reellen Opfergaben papierene Nachahmungen von Gold- und Silberbarren usw. zu setzen und solche durch Verbrennen dem Toten ins Jenseits nachzusenden.

Nachdem der Leichnam in den massiven Sarg gelegt worden, welchen der Verstorbene sich bereits bei Lebzeiten entweder selbst angeschafft hat oder der ihm bei Vollendung seines sechzigsten Lebensjahres von seinen Söhnen zum Geschenk gemacht worden ist, wird der Sarg in der Nähe des Ahnenaltars im Hause aufgestellt, woselbst er sieben Wochen verbleibt. Eine in der Nähe des Sarges aufgestellte, Tag und Nacht ununterbrochen brennende Lampe hat die Bestimmung, der in dem Leichnam zurückbleibenden zweiten Seele zu leuchten. Die Söhne und Verwandten des Verstorbenen umstehen den Sarg, beten die Manen des Dahingegangenen an und lassen ihr Klagegeschrei ertönen. In jedem siebenten Trauertag werden den Manen des Verstorbenen größere Opfer dargebracht, und das Klagegeschrei nimmt größere Dimensionen an. Nach Ablauf der ersten Trauerwoche wird allen Freunden und Bekannten des Verstorbenen die Trauerbotschaft brieflich mitgeteilt. Diese, stets eine ziemlich gleichmäßige Abfassung tragenden Todesanzeigen haben nach „Gray“ ungefähr folgenden Wortlaut:

„Meine Sünden sind zahlreich und schlimmer Natur. Ich sollte sie mit dem Tode büßen, allein mein Leben ist verschont worden. Dagegen haben mich die Götter durch den Tod meines Vaters bestraft. Dieser starb am fünften Tage des zehnten Monats im großen Saale seines Hauses. Jetzt benachrichtige ich meine Freunde verehrungsvoll und gramgebeugt von dem traurigen Ereignis. (Es folgen die Namen der Söhne und Enkel des Toten), die da blutige Tränen vergießen und die Herzen kummervoll zur Erde neigen. (Es folgen weiter die Namen der Neflen mit dem Beisatze): Unsere Tränen fließen, und unsere Häupter sind von Schmerz gebeugt.“

Als bald werden von den teilnehmenden Freunden dem Verstorbenen allerlei Geschenke übersandt, welche Aufmerksamkeiten nach einiger Zeit von seiten der Hinterbliebenen durch Übersendung gleichwertiger Gegengeschenke zu beantworten sind. Ein solches Geschenk schreiben an einen Verstorbenen lautet nach Grabscher Übersetzung wie folgt:

„M-wong, der Dein dummer und junger Bruder ist, überschickt Dir hiermit zwei Banner, auf denen Worte des Trostes zu lesen sind. Er bietet Dir ferner ein gebratenes Ferkel an, sowie zwei Körbe voll Mehlfuchen, allerlei Obst, eine Flasche Wein und eine kleine Geldsumme. Ich beweine Deinen Tod mit bitteren Tränen; was ich vornehmlich beklage, ist die Kürze Deines Verweilens auf dieser Erde.“

Durch Verbrennen im heiligen Feuer werden diese Geschenkbriefe dem Verstorbenen nachgesandt.

Am gleichen Tage, dem siebenten der Trauerzeit, suchen buddhistische oder taoistische Priester durch Gebete den Flug der entschwundenen Seele ins Jenseits zu beschleunigen. Die Familie des Dahingeshiedenen überträgt nunmehr die Wahl einer glückverheißenden Grabstätte einem Erdwahrer, welcher zu diesem Zweck, mit einem Kompass ausgerüstet, mehrere Tage auf Hügeln und Bergen zubringt. Sobald der Geomant seine Wahl getroffen, erhält er den Auftrag, einen Tag von günstiger Vorbedeutung zu wählen, an welchem das Grab gegraben werden soll. Zu gleicher Zeit verliest der nächste Blutsverwandte des Verstorbenen einen an die Erd- und Berggeister gerichteten Brief folgenden Inhalts:

„Wir, die Söhne und Verwandten des verstorbenen N. N., beabsichtigen dessen sterbliche Hülle an dieser Stelle zu begraben. Da wir den Wunsch hegen, das Grab bereiten zu lassen, bitten wir Euch, nicht nur diesem unserem Vorhaben Eure Zustimmung zu erteilen, sondern auch für uns zu sorgen und uns glücklich zu machen. Ferner gestatten wir uns verehrungsvoll, Euch Obst und Wein als Opfergaben anzubieten; nehmet dieselben huldvoll und gnädig entgegen.“

Durch Verbrennen wird alsdann das Schreiben an die Adressaten befördert. Ist das Grab fertig, so wird der Geomant des weiteren mit der Wahl eines glückbringenden Beerdigungstages betraut, wozu derselbe oft mehrere Wochen Zeit gebraucht. In einigen Gegenden Chinas soll die Sitte bestehen, wenn Mitglieder der trauernden Familie ihre Niederkunft gewärtigen, das Leichenbegängnis bis zum Eintritt der erwarteten Geburten aufzuschieben. Da bis zu diesem Zeitpunkt zuweilen andere weibliche Familienmitglieder in gleiche Umstände versetzt werden, so erscheint eine vielmonatige Verzögerung der Beerdigung nicht aus-

geschlossen. In solchen Fällen pflegt man den Sarg in eigens aus diesen und anderen Gründen errichtete Totenaufbewahrungshäuser vorläufig und feierlich zu überführen.

Die Beerdigung der Toten im Innern einer Stadt ist nicht gestattet. Die Friedhöfe befinden sich außerhalb der städtischen Umfassungsmauern; doch pflegen die besseren Klassen der Bevölkerung ihre Toten nicht auf denselben beizusetzen, da es den Erdwahrerern in den meisten Fällen gelingt, für das Grab des Dahingeshiedenen gegen entsprechende Bezahlung einen noch besser geeigneten, mehr Glück verheißenden Platz ausfindig zu machen. Infolge dieses Vorgehens findet man das ganze Land, das weite chinesische Reich mit Grabstätten übersät.

Die Beerdigung findet — vorausgesetzt, daß genügend Geld vorhanden ist — mit großem Pomp statt. Vorerst fordert der Mamma-lu die eine im Leichnam zurückgebliebene Seele des Verstorbenen auf, den Leib desselben ins Grab zu begleiten. Alsdann setzt sich der Zug in Bewegung. Die Prozession eröffnet ein jüngerer Chinese, ein Gefäß geweihten Wassers tragend und durch Besprengen der Straßen und Häuser die am Wege lauenden bösen Geister vertreibend. Es folgen alsdann außer den eigentlichen Leidtragenden und zahlreichen Priestern zwei Träger großer Papierlaternen, auf denen die Namen, Titel und Würden des Dahingeshiedenen verzeichnet sind, des ferneren zwei Gongschläger nebst einer größeren Anzahl Musikanten, die mit ihren primitiven Musikinstrumenten einen höllischen Lärm veranstalten. Des weiteren folgen eine Anzahl Bannerträger, sowie Träger roter Tafeln, auf denen in goldener Schrift die Namen der Vorfahren des Verstorbenen aufgezeichnet stehen. Hieran schließen sich die Träger der Opfergaben, ein Palankin mit dem Bildnis und ein Palankin mit dem Ahnentafelchen des Verstorbenen. Dem Leichenwagen voran, welcher je nach dem Range des Dahingeshiedenen von einer geringeren oder größeren Anzahl Träger geleitet wird, schreitet der Fong-lu-tschünjan, welcher in vorgeschriebenen Zwischenräumen papierne Nachahmungen von Münzen in die Luft wirft, wodurch die hungrigen Seelen der an den Straßenecken verstorbenen Obdachlosen beschwichtigt und für den zu Beerdigenden günstig gestimmt werden sollen.

Sobald der Sarg in das Grab hineingelassen ist, richtet der Priester erneut sein Gebet an die Seele des Verstorbenen, in dem Leichnam verbleiben zu wollen. Gleichzeitig werden eine Menge im Leichenzuge mitgeführter papierner Nachahmungen von Gold, Pferden, Wagen, Palankins und Dienern verbrannt, um dem Verstorbenen im Jenseits

weiter zu dienen. Als Nahrung für die zurückgebliebene Seele wird ein Topf Reis mit in die Grube versenkt. Über das Grab selbst werden Reiskörner ausgestreut und wird ein Teetrankopfer gegossen.

Nach der Rückkehr der Leidtragenden wird das Ahnentäfelchen des Verstorbenen, in welchem angeblich die dritte Seele desselben sich niedergelassen hat, in einem Zimmer des Hauses aufgestellt, woselbst es bis zum hundertsten Tage der Trauerzeit zu verbleiben hat, ehe es auf den Ahnenaltar des Hauses niedergelegt werden darf. An diesem Tage wird die Trauerkleidung abgelegt, doch endigt die eigentliche Trauerzeit erst mit dem ersten Monat des dritten Trauerjahres, um welche Zeit die Hinterbliebenen von dem Gebrauch der weißen Visitenkarten der Trauerperiode wieder zu den landesüblichen roten Karten übergehen. Die Anlegung der Trauerkleider hatte erst am dritten Tage nach erfolgtem Todesfalle stattgefunden, da die Hinterbliebenen es für ihre Pflicht halten, während der ersten Tage das Wiedererwachen des Toten zu erhoffen. Das Trauergewand ist aus weißer Leinwand gefertigt, und die Leidtragenden lassen während der ersten sieben Wochen Kopfsaar, Bart und Nägel wachsen. Während der Trauerzeit darf in der Familie keine Hochzeit gefeiert werden, auch darf in einigen Gegenden während der ersten sieben Wochen zwischen Verwandten kein ehelicher Verkehr stattfinden. Die verheirateten Töchter pflegen ihre Gatten zu verlassen, um eine Woche im Hause der Familie zu trauern und zu wehklagen.

Die Trauerzeremonien, wie sie in China üblich sind, müssen als ein höchst töricht, ja schädlicher Gebrauch bezeichnet werden, schädlich insofern, als diese Sitte, oder richtiger gesagt Unsitte, überaus störend in die privaten und öffentlichen Geschäfte der Bevölkerung eingreift. Von vielen Beispielen hier nur einige: Ein Student, welcher vielleicht jahrelang sich für die öffentlichen Prüfungen vorbereitet und viel Geld auf seine Studien verwendet hat, hat das Unglück, einen nahen Verwandten durch den Tod zu verlieren. Ein solcher Unfall macht ihn unfähig, seinen Namen in die Liste der zu Prüfenden eintragen zu lassen, da die Prüfungshalle ein Platz ist, welchen sich niemand, der Sackleinwand (das chinesische Trauergewand) trägt, nähern darf. Präsentiert sich dessen ungeachtet ein Kandidat, welcher Trauer hat, zur Prüfung, und dies wird von der Kommission ausgefunden, so wird er degradiert oder mit einer Geldstrafe belegt. Gleich den Studierenden werden auch alle anderen Stände durch diese törichten Trauergebräuche stark geschädigt; so sieht sich beispielsweise jeder Beamte des Staates, gleichviel welchen Rang er einnimmt, im Trauerfalle genötigt, seine Posten aufzugeben. Er muß ab-

danken und kann während der nächsten drei Jahre zu keinem Amte ernannt werden. 100 Tage lang darf er im Falle des Todes der Eltern sein Haupthaar nicht rasieren; 47 Tage lang muß er in einem groben, aus Hanf gewebten Gewande auf bloßer Erde schlafen, wobei ein Ziegelstein ihm als Kopfkissen dient; auch muß er während dieser Zeit sein nächtliches Bett neben dem Sarge aufschlagen, welcher die irdischen Überreste seines Erzeugers enthält; vor jedem Freunde oder Verwandten, den er zum erstenmal nach dem Todesfalle trifft, muß er niederknien und vorgeschriebene Verbeugungen machen als ein stilles Zugeständnis, daß sein eigener Mangel an kindlicher Liebe usw. daran schuld gewesen, daß sein Erzeuger vor der Zeit aus dieser Welt geschieden ist.

Nur in ganz besonderen Ausnahmen kann von der Beobachtung dieser Trauergebräuche abgesehen werden; so wurde z. B. der derzeitige Vizekönig Si-Hung-Chang bei dem im Jahre 1855 erfolgten Ableben seines Vaters auf Befehl der Zentralregierung in Peking von der vorgeschriebenen 27 monatlichen Trauer und der Selbstverbannung aus dem öffentlichen Leben befreit, weil man seiner ferneren militärischen Dienste zur Unterdrückung des Taiping-Aufstandes dringend bedurfte.

Die Länge der Trauerzeit richtet sich nach dem Verwandtschaftsgrade, in dem die Hinterbliebenen zu dem Verstorbenen stehen. So soll der Sohn um den verstorbenen Vater, die Frau um ihren verstorbenen Gemahl 27 Monate trauern; um Kinder und Geschwister trauert man nur ein Jahr; ebenso bedingt der Tod der Frau nur eine einjährige Trauer, denn das „heilige Edikt“ sagt: „Stirbt Deine Frau, so darfst Du eine andere heiraten“.

Sind hiernach schon die zu beobachtenden Trauergebräuche beim Ableben einer Privatperson höchst störender Natur für die Hinterbliebenen, so sind die Vorschriften bei eintretender Landestrauer geradezu nachteilig und tief einschneidend in die Gewohnheiten und die Erwerbsverhältnisse des ganzen Volkes. „Ist der Berg eingestürzt“ und „der Vater des Volkes auf dem Rücken des Drachen davongetragen, um ein Gast in jenen höheren Regionen zu werden“, wie die chinesischen Phrasen beim Ableben des Kaisers lauten, so wird hiervon zunächst den Gouverneuren der verschiedenen Provinzen durch die Zentralregierung Kenntnis gegeben. Diese benachrichtigen die ihnen unterstehenden Beamten, und die Periode der allgemeinen Landestrauer beginnt. Jeder Regierungsbeamte, welcher ein öffentliches Siegel führt, ist verpflichtet, während der ersten drei Tage nach erfolgter Ankündigung dreimal täglich sich in einen bestimmten Tempel seines Distriktes zu begeben und dort durch

Weinen und Wehklagen den Tod seines Herrschers zu betrauern. Hundert Tage lang ist jeder Beamte gehalten, einen aus weißen Fellen in vorgeschriebener Form gefertigten Traueranzug zu tragen; hundert Tage lang — so wenigstens lautet das Gesetz — darf kein Chinese sein Haupthaar rasieren lassen, zwölf Monate lang sind sämtliche Theater im Reich der Mitte geschlossen. Es bleibt hiernach ein Rätsel, wie bei einer wirklich strengen Durchführung dieser Vorschriften die äußerst zahlreiche Klasse der Schauspieler und die so große Barbierzunft in China sich und ihre Familien vor dem Verhungern schützen. Während hundert Tage darf in dem weiten chinesischen Reiche keine Hochzeit stattfinden. Damit dieses Gebot indes nicht gar zu sehr die Familienangelegenheiten der Bevölkerung beeinträchtigt, so erlaubt man nach dem Tode des Kaisers fünf Gnadentage, während welcher Zeit Heiraten geschlossen werden können, eine Erlaubnis, von welcher in solchem Falle natürlich der weitgehendste Gebrauch gemacht wird.

Die Instandhaltung der Ahnengräber wird von den Chinesen als eine ihrer vornehmsten Pflichten angesehen, und es pflegen alljährlich im Frühjahr die männlichen Mitglieder jeder Familie die Familiengräber zu besuchen, auf denselben zu opfern und Feuerwerk abzubrennen. Da viele Familien zu arm sind, um ihren Toten Grabsteine errichten zu lassen und sie infolgedessen nach einiger Zeit deren Gräber nicht mehr zu identifizieren vermögen, so besteht die Sitte, auf jedem Friedhofe eine große Steintafel zu errichten, welche die Inschrift trägt: „Wer das Grab seiner Ahnen nicht finden kann, möge an diesem Steine beten.“

Die Größe der einzelnen Begräbnisplätze variiert sehr und nimmt bei hohen Staatsbeamten außerordentliche Dimensionen an. Derartige Grabstätten nehmen oft den Raum eines großen Parkes ein und sind von hohen Mauern mit ein oder zwei Wachtürmen umsäumt. Seit etwa 2000 Jahren besteht die Sitte, die Grabstätten der höchsten Staatswürdenträger mit gepflasterten Zugängen zu versehen, die von steinernen, überlebensgroßen Menschen- und Tiergestalten flankiert werden. Auf mächtigen Grabsteinen, deren Dimensionen sich nach dem Range des Verstorbenen bestimmen, werden die Namen, Titel und Taten des großen Toten der Nachwelt überliefert. Diese Gedenktafeln erheben sich senkrecht aus dem Rücken großer Steinschildkröten. Um das Grab vor dem Mong-tsa-ong zu schützen, einem fabelhaften Ungeheurer, welches sich von Leichenhirn nährt, werden Tannen und Zypressen um dasselbe gepflanzt.

Gehen wir nunmehr zur Besprechung der Minggräber über. Die Herrscher der Mingdynastie regierten von 1366—1644, und das Groß-

artige in der Anlage ihrer Begräbnisplätze liefert uns einen weiteren Beweis für den hohen und eigenartigen Kulturzustand des damaligen China. Nach drei Seiten, Nord, Ost und West, durch das mongolische Grenzgebirge abgeschlossen, nach Süden, unserm Eingange zu, durch ein sanftes Anschwellen des Bodens verdeckt, breitet sich auf Meilenweite ein großes bergkesselartiges Tal vor unseren Blicken aus. In allen Punkten, wo das mongolische Grenzgebirge tiefere Einschnitte nach diesem Bergkessel hin zeigt, sind künstlich nicht nur einzelne Hügel, sondern ganze Ketten kleiner Berge und Höhenzüge aufgetragen und vorgelagert, um solchergestalt dem Ganzen einen harmonischen Abschluß zu verleihen. In dieser weiten Talebene sind in einem weiten Umkreis entlang dem Fuße der Gebirge die sämtlichen Kaiser der Mingdynastie beerdigt. Eine jede dieser Grabstätten, dreizehn an Zahl, bildet einen etwa 100 Fuß hohen umfangreichen Erdhügel, welcher von einer aus roten Ziegelsteinen aufgeführten Mauer umzogen und mit Zypressen dicht bepflanzt ist. Jede Grabstätte enthält außer dem eigentlichen Mausoleum einen großen Tempel, dessen hohes Dach mit gelben Ziegeln gedeckt ist und von mächtigen roten Säulen getragen wird.

Die weite, sich vor unserm Blicken ausbreitende Talebene steht unter dem Pflug, und da das Land bereits um diese Jahreszeit bestellt ist, so ist weit und breit kein lebendes Wesen zu erblicken. Kein Luftzug regt sich, tiefstes Schweigen liegt über der ganzen Gegend ausgebreitet und erhöht das Gefühl des Erhabenen und Feierlichen, welches sich unserer Gemüter beim Betreten dieses Ruheplatzes großer Toten bemächtigt hat.

Beim Zugang zu dem uns erst beim Verlassen einer hohlwegartigen Sandstraße plötzlich sichtbar gewordenen Talkessel passieren wir einen aus drei großen Bogen bestehenden, aus Marmor und roten Ziegelsteinen aufgeführten triumphbogenartigen Portikus. Von hier führt uns eine schmale, mit Steinplatten belegte Straße zwischen den Feldern hindurch in gerader Linie gen Norden zu einem tempelartigen Bogen, in dessen Mitte sich eine der vorgeschilderten Steinschildkröten befindet, einen hohen Grabstein auf ihrem Rücken tragend. Nunmehr betreten wir in gerader Linie weitergehend die Straße der Steinbilder. Gewaltige, roh gemeißelte, weiße Steinbilder in zwei- bis dreifacher Lebensgröße, von denen je zwei gleichartige einander gegenübergestellt sind, säumen in weiten gleichmäßigen Zwischenräumen die breite, mit Steinplatten verfehene Gräberstraße ein. Die Statuen stellen je vier Pferde, Kamele, Elefanten und Löwen dar, denen sich des weiteren vier Krieger und acht Staatsminister anschließen. Schon in Peking hatte man uns

Vorsicht beim Betreten dieser Straße anempfohlen, da die Pferde der Reisenden nur mit großer Mühe an den ihnen Furcht einflößenden Steinfiguren vorüberzuführen sind. Auch wir sollten diesbezüglich unsere Erfahrungen machen. Langsamen Schritt reitend, die Zügel fest gefaßt, waren wir kaum bis in die Nähe der ersten geisterhaften Steinfiguren gelangt, als die Pferde unter uns plötzlich zu zittern begannen, wie auf Kommando stillstanden und im nächsten Augenblick auf den Hinterbeinen tanzten. Es war unmöglich, die Tiere zu beruhigen und zum Vorwärtsgen zu bewegen. Wenige Augenblicke später jagten wir auf den geängstigten Rossen nach den verschiedensten Richtungen hinein in die Felder. Nachdem wir uns wieder vereinigt hatten, gelang es endlich unter großem Kraftantrieb, die geängstigten Tiere bis auf eine Entfernung von 20—30 Schritten an die Steinstraße heranzubringen und in dieser Entfernung neben derselben entlangzureiten.

Wir hatten das Gräbertal in seiner ganzen Länge zu durchziehen und sahen uns gar oft genötigt, abzuweisen und die Pferde nachzuziehen, da mehrfach die Betten augenblicklich wasserleerer Gebirgsbäche zu kreuzen waren, welche Bäche zur Zeit der Schneeschmelze auf diesen Ebenen zu riesiger Breite anzuschwellen pflegen und die Gegend in ein Meer von Steingeröll verwandeln. Nach mehrstündigem beschwerlichem Ritt langten wir am Fuße des größten der Ringgräber, der Grabstätte Jung-Loz, an.

Von den Wächtern in das Innere der hohen roten Umfassungsmauern eingelassen, durchschritten wir einen ausgedehnten, mit Zypressen, Pappeln und den hier so seltenen Eichen bestandenen Rasenplatz, um zunächst zu einem großen Grabtempel zu gelangen. Dieser bildet eine hohe, 300 Schritt lange, 33 Schritt breite Halle, deren Dach von mehreren Reihen etwa 60 Fuß hoher Säulen getragen wird, deren jede aus einem mächtigen Baumriesen in einem Stück gezimmert ist. Umgeben ist der Tempel von drei sich amphitheatralisch erhebenden Balustraden aus weißem und gelblichem Marmor, in erhabener Arbeit Drachen und Phönix zeigend. Im Rücken des Tempels erhebt sich auf einem mit Zypressen dunkel bestandenen, pyramidenförmigen Erdhügel das mächtige Mausoleum, welches die Gebeine Jung-Loz umschließt. Ein schräg bergaufsteigender, drei Meter breiter Tunnel läßt uns in halber Höhe des Hügel wieder an das Tageslicht hervortreten. Von hier führt ein steiler Pfad zu einer Art Plattform, die einen Rundgang um das mächtige Steingebäude gestattet und uns zugleich einen wunderbaren Ausblick auf das weite Tal der Kaisergräber gewährt. Inmitten dieses Rundganges erhebt sich als Grabstein ein Marmorfeld von gewaltiger Dimension, die Namen, die Titel

und Laten Jung-Loß der Nachwelt überliefernd. Hier rasteten wir ein paar Stunden, erfrischten uns mit einigen, durch die Grabhüter erlangten Becher heißen Wassers, einer ausgezeichneten Erfrischung in heißen Ländern und setzten alsdann unsern Ritt in südwestlicher Richtung fort.

Nach gut einstündigem Ritt verließen wir zwischen zwei Höhenzügen hindurch die gewaltige Nekropole und nahmen während mehrerer Stunden unsern Weg über meilenweit ausgebreitetes Steingerölle, teils in trockenen, teils in mit niedrigem Wasser bedeckten Betten der Gebirgsbäche, eine überaus anstrengende Tour sowohl für den Reiter, der fortgesetzt seine Aufmerksamkeit auf die Unebenheiten des Weges und die Schritte des Pferdes zu richten hatte, wie auch für unsere Tiere, die auf dem rollenden Gestein keinen sicheren Halt zu finden vermochten. Um diesem endlosen Steingeröll zu entfliehen, beschloßen wir, die Anhöhen zu erklimmen, wofelbst wir für längere Zeit auf schmalen Pfaden dem Gebirgszuge folgen konnten. Plötzlich jedoch gab es kein Weiter. Wir ritten rechts, wir ritten links, überall gähnten uns steile Abgründe entgegen; wir mußten zurück. Abgeseßten und die Pferde nachziehend suchten wir eine an der Bergwand grasende Ziegenherde zu erreichen. Wie gehofft, entdeckten wir in der Nähe einen schmalen, zu Tal führenden Pfad. Wenn auch überaus steil, so bot er uns doch eine Möglichkeit, in das Tal hinabzugelangen, ohne erst einen mehrstündigen Umweg antreten zu müssen. Freund K. und ich kletterten hinab; dann folgten die Pferde, von dem zurückgebliebenen Herrn Sch. und dem Mahfu angetrieben, einzeln nach. Auf den Hinterbeinen sitzend, mehr rutschend als gehend, erreichten sie die Talsohle, wo sie sich willig von uns einfangen ließen: waren sie doch bereits zu sehr ermüdet, um an ein Davonlaufen zu denken. Auf dem nunmehr noch zurückzulegenden schmalen Wege zwischen gut bestellten Feldern hindurch kamen einzelne von uns mit den infolge großer Erschöpfung wiederholt strauchelnden Pferden zu Falle, ohne jedoch glücklicherweise irgend welchen Schaden zu erleiden. Nachdem wir an diesem Tage reichlich zehn Stunden im Sattel verbracht, erreichten wir endlich spät abends Nan-kau, wofelbst unsere Diener bereits ein gutes Diner für uns bereitet hatten.

Den nächsten Tag mußten wir regnerischen Wetters wegen in der Karawanjerai auf dem Kang faulenzend verbringen. Die darauf folgende Nacht war regenlos, und am nächsten Morgen lachte uns heiterer blauer Himmel entgegen. So saßen wir denn bereits gegen 5 Uhr früh wieder im Sattel, jedoch nicht wie bislang auf mongolischen Doppelponies, sondern auf dem Rücken asiatischer Esel. Ein Schimmel-Esel, ein Fjabel-

Esel und ein gemeiner grauer Esel bildeten unseren Stall und zugleich eine gute Auswahl aus der Menge der hier vertretenen Eselkouboureun. Die Straße, beziehungsweise der Paß durch das Gebirge, wird durch das Bett eines Gebirgstromes gebildet und ist dementsprechend mit mächtigen Felsblöcken, mit großem und kleinem Gestein übersät. Für Pferde ist derselbe nicht wohl passierbar, weshalb der Verkehr durch Esel, Maultiere und Kamele vermittelt wird. Letztere finden ihre Verwendung namentlich im Leetransport durch die mongolische Wüste nach der russischen Grenzstadt Kiachta, und wir begegneten mehrfach Karawanen in einer Stärke von 600—700 Tieren. Mit Hinzurechnung der in den Umzäunungen der Dörfer und Karawanenraien rastenden Tiere schätze ich die Zahl der auf unserem sechsstündigen Ritt bis zur Mauer angetroffenen Kamele auf gut 2000—2500 Köpfe. Die Züge von Maultieren und Lasteseln dürften auf eine ungefähr gleich hohe Kopfzahl zu schätzen sein. Sie waren in der Hauptsache mit Weizenbrot, Ziegenfellen und Matten, beziehungsweise Strohgeflechten beladen.

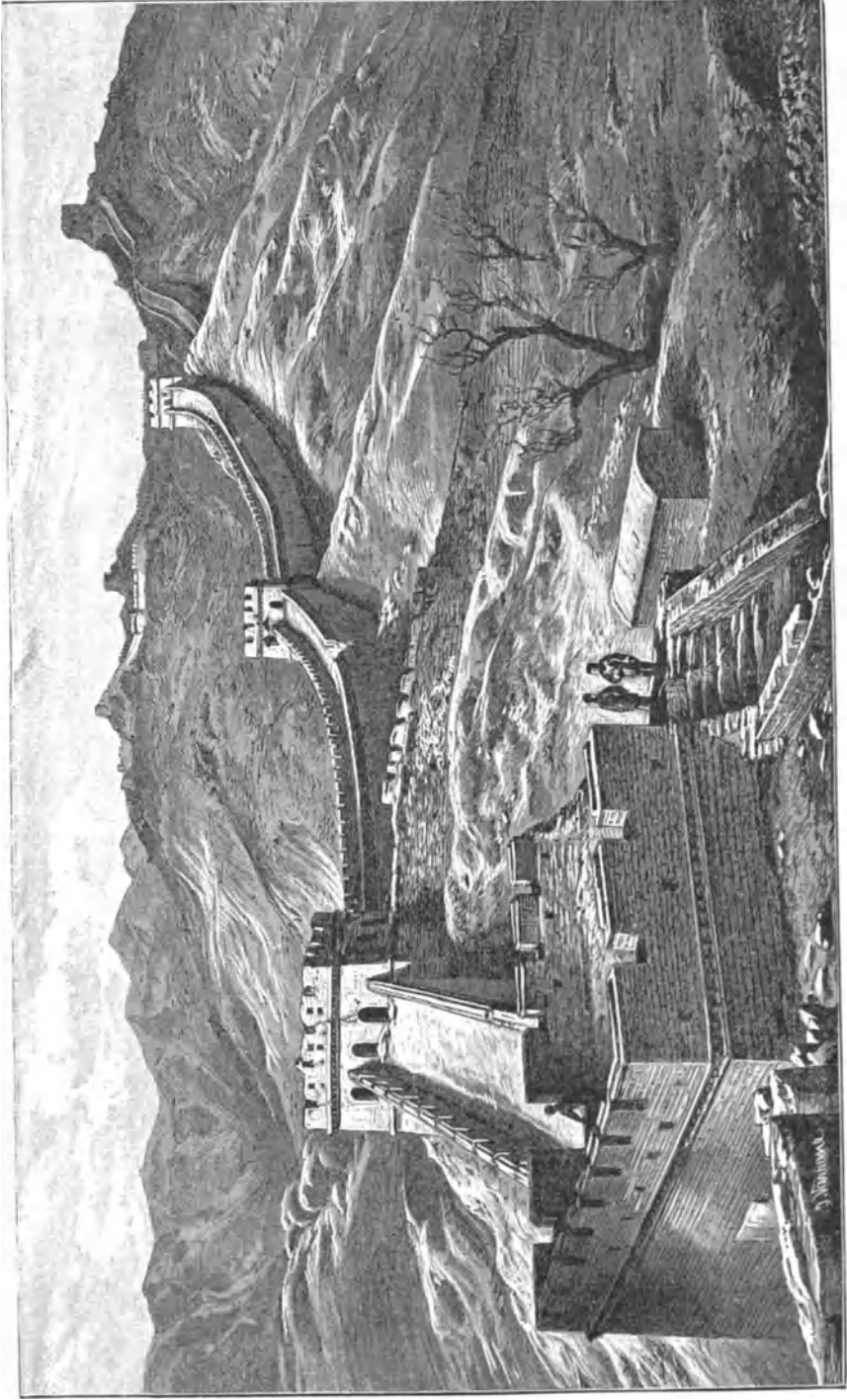
Ich habe hier im nördlichen China an miserablen Straßen das Unglaublichste gesehen und bin der Ansicht gewesen, daß schwieriger passierbare Wege nicht mehr aufzufinden seien; dennoch übertraf der Mantau-Paß in dieser Beziehung alles Dagewesene. Das Wasser eines wilden Gießbaches, zu gewissen Jahreszeiten von den Fluten der zu beiden Seiten an den hohen Gebirgswänden herabstürzenden Wasser geschwellt, führt hier in seinem meilenlangen Laufe ungeheure Massen von Felsgeröll und Steinblöcken zu Tal. Unsere Esel überkletterten mit einer geradezu bewunderungswürdigen Vorsicht und Ausdauer die schwierigsten Wegstellen, und auch für uns galt es, beständig auf dem Ausblick zu sein. Bald hatten wir das linke, bald das rechte, bald beide Gehwerkzeuge auf den Sattel hinaufzuziehen oder bis an die Schnauze unserer Esel emporzustrecken, da zwischen den mächtigen Felsblöcken oft nur Platz für die Beine des Esels, nicht aber auch für die herabhängenden Extremitäten seines Reiters vorhanden war. Auf diese Weise hatten wir einen Ritt von fünf bis sechs Stunden zu machen, ehe wir unser Ziel, die gewaltige, sagenhafte Grenzmauer des chinesischen Reiches, erreichten.

Nur wenige kleine Städte sind an unserem Wege im Paß gelegen. Sie sind von hohen, ganz im Stil der chinesischen Grenzmauer erbauten, sich in weitem Umkreis über die Gebirge hinziehenden Mauern umgeben, und in ihrer Nähe bemerken wir zuweilen eine Herde Ziegen oder Fettschwänze auf den Felsabhängen grasen. Das Städtchen Dschuhungguan zeigt uns in dem mächtigen Bogen seines Stadttores eine Anzahl

großer Steintafeln mit Schriftzeichen in zwölf verschiedenen asiatischen Sprachen; sonst vermögen diese Städte uns des Interessanten oder Neuen nur wenig oder nichts zu bieten. An einzelnen Stellen verengt sich unsere Straße sehr, bis sie schließlich in Shan-guan kaum mehr 40 Fuß Breite aufweist. Hier, den Durchlaß flankierend, kleben in beträchtlicher Höhe an den steilen, fast senkrechten Felswänden zwei kleine Tempel, welche auf schmalen, in die Felsen gehauenen Stufen von schwindelfreien und dächtigen zu erreichen sind.

Gegen Mittag hatten wir Ba-da-ling, den Durchgang durch die große Mauer und gleichzeitig den Gipfel des Gebirges, die Wasserseide erreicht. Man-kau liegt 200, Ba-da-ling 629 m über dem Meere. Schnell war auf den alten Turmtreppen die gewaltige Mauer erstiegen, und hier auf den Bastionen sitzend, in unserem Rücken das eigentliche China, das große himmlische Reich, vor uns die Mongolei, hatten wir vollauf Muße, das Weltwunder, die gewaltige chinesische Grenzmauer, zu betrachten.

Die Mauer (chinesisch: Wang-Ti-Schang-Tsching, d. i. „die große Mauer von 10 000 Li“) ist ein Werk des Kaisers Schi-Hoang-Ti (246 bis 209 v. Chr.) aus der Dynastie Tschin, der sie zunächst gegen die Einfälle der Tataren aufführen ließ; sie ist hier etwa von der Höhe und Breite der Peking Stadtmauer, also zirka 40—50 Fuß hoch und 30—40 Fuß breit und befindet sich im großen und ganzen, wenigstens soweit unser Auge reicht, in verhältnismäßig noch gutem Zustand. Im Nordosten steigt sie steil aufwärts, all den zahlreichen Krümmungen des Gebirgskammes folgend. Die einzelnen Höhenpunkte sind mit Mauertürmen besetzt, die jedoch in der Mehrzahl unter dem Einfluß der Jahrhunderte stark gelitten haben. Hier sehen wir die Mauer die höchsten, schier unzugänglichen Bergspitzen erklettern, da in tiefen Schluchten und Abgründen verschwinden, um dort hinter einem Felsenvorsprung emporklimmend unseren Blicken von neuem zu begegnen. Soweit unsere Gläser tragen, vermögen wir die Zickzackwindungen der Riesenmauer, in weiter Ferne die Gebirgskämme krönend, zu verfolgen. Von strategischem Standpunkte aus beurteilt, dürfte die Mauer europäischen Waffen gegenüber heute wenig Wert besitzen. Ihre Wände, aus ungebrannten Ziegelsteinen aufgeführt, im Innern mit Erdreich und Gestein ausgefüllt, können durch einige Kruppsche Geschütze gar bald in Trümmer gelegt werden. Wir hatten uns in einem der alten Türme auf der Mauer gelagert, solcher-gestalt gegen die sengenden Sonnenstrahlen etwas geschützt, ließen uns das mitgebrachte Frühstück trefflich munden und suchten mittels unserer Revolver die vielfachen langrollenden Echo's der Berge zu wecken. In



Die große Mauer, gefehen von der Höhe des Nan-kau-Poiffes bei Ba-da-ling.

bester Stimmung folgten wir alsdann dem Zickzack der Mauer, auf ihr entlangschreitend, bis sich uns nach gut halbstündigem Steigen hoch oben auf einer Felspitze ein prächtiger Fernblick nach der Mongolei eröffnete. Vor uns breitet sich eine etwa fünf deutsche Meilen breite, nach Osten und Westen lang auslaufende, gut bestellte Ebene aus. Auch macht sich hier ein etwas stärkerer, wenn auch immerhin noch sehr spärlich zu nennender Baumwuchs — namentlich Linden — bemerkbar. In der Ebene erblicken wir einige in üblicher Weise mit hohen Mauern umgebene Städte und weiter im Hintergrund gewahrt das Auge eine Reihe hoher schneegefrönter Berge, die höchsten Staffeln des mongolischen Hochplateaus. Am Fuße dieser Gebirge besteht eine reiche Obstkultur, speziell von Aprikosen, Birnen und den hier zu riesiger Größe sich entwickelnden Weinstöcken mit ihren dickschaligen Beeren.

Um uns herum herrscht Grabesruhe; kein Laut in der Natur ist vernehmbar; nur selten dringt aus der Tiefe des Kan-kau-Passes das Geschrei eines Kameltreibers zu uns herauf oder wird das Krächzen eines in der Ebene fliegenden Raben vernehmlich. Das Bild ist groß, wild, romantisch.

Unser Rückweg durch den Paß vollzog sich ohne nennenswerte Vorkommnisse. Die Wegzehrung, bestehend in schlechtem Tee oder heißem Wasser, bezahlten wir der Originalität wegen mit den geleerten Bier- und Champagnerflaschen, welche Glasbehälter mit vielem Dank von seiten der Wirtleute in Zahlung genommen wurden. Gegen 9 Uhr abends trafen wir in unserer Karawanjerai am Fuße des Engpasses wieder ein.

Am nächsten Morgen früh 5½ Uhr, rüsteten wir zur Rückkehr nach Peking. Während der ersten Wegstunden hatten wir ein Meer von Steinen und Felsblöcken zu passieren, welches Steingeröll von den zu Zeiten aus dem Kan-kau-Paß herabstürzenden Fluten meilenweit in die Ebene hinausgetragen wird. Sobald wir wieder festen Boden unter den Füßen fühlten, bestiegen wir die bislang von uns nachgezogenen Pferde und in flottem Trabe trugen uns die nach zweitägiger Raft besonders munteren Tiere bis an die Mauern von Tschang-ping-dschau. Wir umritten die Stadt und weiter ging es über Dschin-schang, Dschiu-li-tun, Meng-dschia-tsun, Leng-go-dsch und Dschiu-tang-schan bis zur Stadt Tang-schan mit ihren heißen Schwefelquellen und ausgedehnten kaiserlichen Gärten. Nach fünfständigem flottem Ritt trafen wir daselbst ein, warfen vor einem Wirtshause dem ersten besten Chinesenjungen die Zügel zu und begannen uns ein wenig umzuschauen. In unserer Nähe, entlang der kaiserlichen Parkmauern, bemerkten wir eine Reihe blauer Mongolenzelte; ich schritt auf

eins derselben zu, um einen Blick in das Innere desselben zu werfen, ließ jedoch entsetzt die Falten des Vorhangs sofort wieder herabfallen: in einer in den Erdboden eingelassenen Wanne badete in dem heißen Wasser der Sulfurquelle ein altes Mongolenweib, Brust und Gesicht mit schwarzen Wunden bedeckt. Ein aufmerksamer Blick auf die übrige um uns versammelte und uns anstarrende Menge kahlköpfiger Mongolen belehrte uns alsbald, in welcher traurigen Gesellschaft wir geraten waren. Hunderte von halbnackten, widerlich anzuschauenden Kranken lagerten entlang der Parkmauern, von der heilkräftigen Wirkung der heißen Quellen Befreiung von jener entsetzlichen, die Mongolei verheerenden Krankheit erhoffend. Da es für uns unmöglich gewesen wäre, in dieser Umgebung auch nur einen Bissen zu genießen, so eilten wir, die Beforgung der Pferde dem Mahfu überlassend, dem Eingange des kaiserlichen Parks zu. Zwar wurde uns hier von den Torhütern auf großem Platze ein kaiserlicher Erlaß vorgehalten, laut welchem der Zutritt zum Parke streng verboten war, doch ließen die Leute mit sich reden und nach Zusicherung eines Trinkgeldes wurden wir eingelassen und wurde uns überdies ein Parkhüter als Führer mitgegeben.

Der Park ist wie die meisten chinesischen Kaisergärten in großartigem Stile angelegt, jedoch gänzlich vernachlässigt, und die kleinen Tempel, die Pavillons und Lusthäuser, die großen Badehäuser und zahlreichen Badezellen bieten gleichmäßig ein Bild der Verwahrlosung und des allgemeinen Verfalles. Ein großer Teich des Parks erregt insofern Interesse, als er von zwei Quellen, einer kalten und einer heißen, gespeist wird und dementsprechend zweierlei Temperatur aufweist. Die kühlere Seite ist mit Schilf und anderen Wasserpflanzen reichlich bedeckt, während die Seite des heißen Zuflusses jeglicher Vegetation entbehrt. In dem Hofe eines langen, mit Badeeinrichtungen für die zahlreichen Frauen des Kaisers versehenen, jetzt gleichfalls verfallenen Gebäudes erheben sich zwei mächtige Marmorbassins von je einer heißen Schwefelquelle gespeist. Die Temperatur des stark dampfenden Wassers ist in den beiden Behältern verschieden hoch. Hier begegneten wir zwei feisten Chinesen, welche wir ihrer hohen Diskantstimmen wegen mit Recht für kaiserliche Eunuchen hielten. Ihrer Bitte um einige Zigarren kamen wir bereitwilligst nach. Im Schatten mächtiger Lebensbäume nahe einer Quelle streckten wir uns aus, verzehrten die mitgebrachten Sandwichs und überließen uns eine Stunde erfrischendem Schlaf, es unserem Führer anheimgebend, ein Gleiches zu tun oder geduldig unser Erwachen abzuwarten. Nach anderthalbstündiger Rast erhoben wir uns neu gestärkt, breiteten

die in der Quelle befeuchteten Taschentücher als weiteres Schutzmittel gegen die brennende Mittagssonne über den Hinterkopf aus und setzten alsdann unseren Ritt geradlinig nach Süden in der Richtung auf Peking fort.

Gegen 6 Uhr trafen wir in der Hauptstadt des blumigen Reiches, in Peking, wieder ein. Unsere Diener waren mit den Karren auf direkterem Wege bereits zurückgekehrt. Schnell nahm ich ein erfrischendes Bad, und eine halbe Stunde später konnte ich bei unserem Gesandten, Excellenz von Brandt, der in seiner bekannten Liebenswürdigkeit den Beginn des Diners um eine Stunde hinausgeschoben hatte, mich wohl und munter wieder zur Stelle melden.“

Deutsche Arbeit am Njassa

von

A. Merensky.*)

Unsere Kolonien werden, so hoffen wir zuversichtlich, Deutschland zum Segen gereichen; aber dieser Segen soll auch den Eingeborenen zuteil werden. Dies kann aber nur geschehen, wenn dieselben dem Christentum und damit der Kultur gewonnen werden. Um dieses Ziel zu erreichen, arbeiten in fernen Zonen unter steter Gefahr für Leben und Gesundheit, unter rastlosen Mühen und unter Entbehrungen mancherlei Art die deutschen Missionare. Und ihre Arbeit ist nicht vergeblich; es geht, wenn auch langsam, vorwärts. Schon werden die blutigen Kriege der Stämme untereinander seltener; schon schwindet mehr und mehr der scheußliche Sklavenhandel. Die Missionare bemühen sich, die Eingeborenen zu Treu und Glauben im Verkehr zu erziehen; sie lehren sie, dem maßlosen Aberglauben zu entsagen, das unstete Umherschweifen aufzugeben, das Glück in ihrem Heim und in ihrer Familie zu suchen, mildere Sitten anzunehmen und endlich den Blick von den Dingen dieser Erde nach oben zu richten.

Ein fesselndes Bild von der Gründung einer Missionsstation in Deutsch-Ostafrika und von der Arbeit derselben, entwirft uns der Leiter der Berliner evangelischen Missionsgesellschaft, Superintendent A. Merensky:

„Zu derselben Zeit, als die Brüdermissionare bei Muakapalila mit den Anfangsarbeiten beschäftigt waren, hatte auch die Berliner Missionschar auf dem dazu erwählten Platz am oberen Lufira den Anfang mit Errichtung ihrer Niederlassung gemacht.

Es war hohe Zeit, daß dies geschah. Wir waren bereits im Oktober und mußten, daß im Dezember die Regenzeit einsetzen würde, ja es war

*) Aus: „Deutsche Arbeit am Njassa, Deutsch-Ostafrika“. Von A. Merensky, Missionsuperintendent. Berlin 1894. Buchhandlung der evangelischen Missionsgesellschaft, Friedrichstraße 9, die uns gütigst den Abdruck dieser Abschnitte gestattete und die dazu gehörenden Abbildungen zur Verfügung stellte.

möglich, daß in diesem Teil des Landes die Regen eher eintraten. Einige Gewitter kündigten ihr Nahen an, und weiter oben am Fluß zogen bereits oft genug dicke Wolken herauf und Nebelregen verhüllten den waldumsäumten Rand des Kinjoberges. Um schnelle und wirksame Untersuchungsreisen unternehmen zu können, fehlte es uns an Trägern; hatten wir doch die größte Mühe gehabt, Muafatungira zu bewegen, unsere Sachen bis zu seinem Dorfe holen zu lassen. Solch ein Kondehauptling holt sich wohl einen weißen Mann, der über das räthelhafte Füllhorn gebietet, in welchem Messingdraht und Baumwollstoff, blau, weiß und rot, in unererschöpflicher Menge verborgen ist; aber er gibt ihn dann so leicht nicht wieder her, wenigstens will er nichts dazu tun, ihn loszuwerden, dadurch, daß er ihn und seine Sachen selber weiter schafft. Eigene Leute aber standen in genügender Zahl uns nicht zu Gebote. Auch Bedenken anderer Art hätten sich geltend gemacht, wenn wir im Ernst daran hätten denken wollen, weiter oben in den Gebirgen die Station anzulegen. Es war uns bekannt, daß die dort wohnenden Leute den Weißen viel weniger zugetan waren als die Banjakjusa, und daß das Land dort weniger fruchtbar und weniger angebaut war als in den tiefer gelegenen Gegenden. So konnte ich mich der Besorgnis nicht entschlagen, daß es dort oben möglicherweise recht schwierig sein würde, Nahrungsmittel für uns alle und für unsere Arbeiter zu beschaffen. Missionar Bunk hat dort auch später bei Anlegung der jetzt am höchsten gelegenen Station Muafareri viel Not in bezug auf seinen und seiner Leute Unterhalt gehabt. Es wäre mir auch schwer geworden, ohne bestimmte Nötigung und deutliche Weisung, die Station noch weiter hinweg von den so dicht bewohnten Gegenden am See zu legen, wo die Häuptlinge uns mit großer Freundlichkeit zum Bleiben eingeladen hatten. Hier auf dem Pipagika fanden wir einen anscheinend gesunden Ort, von dem aus das Ufer des Sees in einem Tagemarsch zu erreichen war. Eine ähnliche Lage hatten in dieser Hinsicht die uns nach Westen gegenüberliegenden Berggränder, an denen Muaiopo wohnt; aber ich hatte zunächst immer die Frage im Auge, wie sich die Lage des Platzes zu der Fiebergefahr verhalte. Mir erschien es zweifellos, daß bei gleicher Höhenlage ein Platz vorzuziehen sei, der dicht am Livingstonegebirge lag. Die Winde ziehen vom sumpfigen Gelände am Nordende des Sees meist westlich und nordwestlich. Bei den am Gebirge nachts vorherrschenden Ostwinden mußte wenigstens während ihrer Dauer hier gesunde Luft herrschen, und gegen südliche Winde schützte ein Gebirgsvorsprung die gewählte Stelle. Wir durften auch hoffen, daß wir von hier aus bald Verbindungen mit den

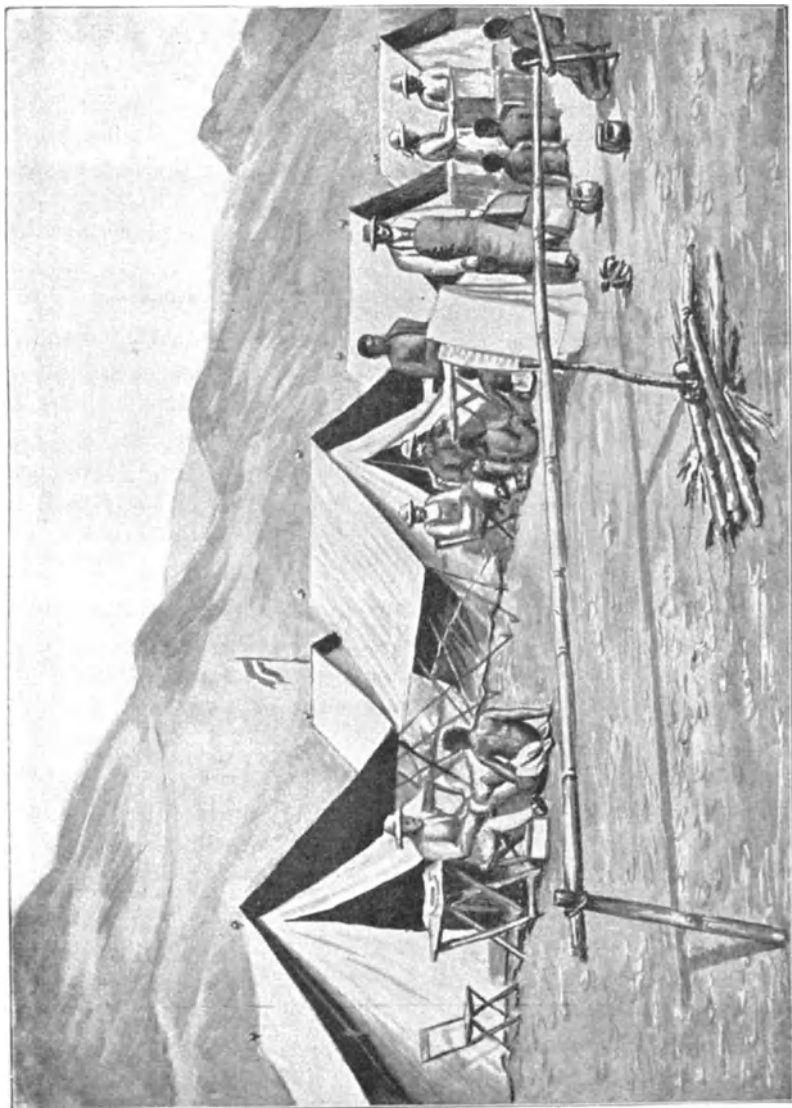
Gebirgsbewohnern würden anknüpfen können und daß sich damit der Zugang zu den östlich gelegenen Hochebenen leicht würde finden lassen. Im übrigen wohnte Volk in Menge auch im Rufirio-Tale, und Muakutungira machte einen so guten Eindruck und zeigte uns so viel freundliches Entgegenkommen, daß es verständlich ist, wie wir in Gottes Namen uns dahin entschieden, hier unsere Zelte aufzuschlagen. Wir konnten nach allen Anzeichen glauben, daß der Ort verhältnismäßig gesund sei. Von jeher hatte ich in Afrika zu der roten Erde, dem Laterit, das Vertrauen, daß sie weniger als sandiger und humusreicher Boden die Entwicklung der Malaria begünstigte. Unser Hügel bestand aus diesem Erdreich und zeigte kurzen Graswuchs, während alle tiefer gelegenen Stellen, die in der Sommerzeit naß werden, in diesem Lande mit rohrartigem Sumpfgrafe bedeckt sind. Der Fluß war eine gute Viertelstunde vom Plage entfernt und sandte seine Wasser reißenden Lauf in steinigem Bett talabwärts. Sümpfe fehlten auch an seinen Ufern. Die Gärten der Eingeborenen, die durch ihre ganze Beschaffenheit, Erdausschüttungen zwischen Furchen, die bei starkem Regen voll Wasser stehen, Malariaherde sind, waren weit genug von unserm Bauplatz entfernt, während es leicht tunlich war, die zwischen dem Fluß und dem Hügel gelegenen früheren Gärten durch Abzugsgräben dauernd zu entwässern. Man konnte auch hoffen, daß es später gelingen werde, durch Anpflanzung von Eukalyptusbäumen schlechte Luftströmungen, die etwa von Süden oder Westen heraufkommen könnten, vollständig abzuhalten. Der Bauplatz selbst war sehr passend. Der flache, breite Rücken des Pipagika hing nur an einer ganz schmalen Stelle mit dem Gebirge zusammen. Nachdem diese Verbindung durch einen Graben getrennt war, konnten Abflusswässer von den Bergen den Platz überhaupt nicht erreichen.

Den Ort, wo die Häuser gebaut werden sollten, wählte ich 400 m vom Fuß des steil absteigenden Berges entfernt, da es mir wünschenswert erschien, freiem Luftzuge hier nicht zu wehren; denn die afrikanischen Berge sind in heißer Zeit oft schlimme Hitzequellen. Die Felsen saugen die glühenden Sonnenstrahlen ein und strahlen dann die Hitze wieder aus. In der genannten Entfernung von der Gebirgswand legten wir nun ein Biered aus, groß genug, um später einmal Hinterplatz für ein geräumiges Wohnhaus zu werden. Um dieses Biered wurden auf drei Seiten Gräben geführt, um dem Regenwasser schnellen Abfluß zu verschaffen und zugleich seinen Zufluß von oberhalb zu verhindern.

Unterhalb dieses nun abgegrenzten Bauplatzes standen unsere Zelte, in denen sich je zwei wohnlich einrichteten. Nur ich genoß die Wohltat,

den engen Raum eines Zeltes allein zur Verfügung zu haben. Die Reiseutensilien der Ausrüstung bewährten sich vortrefflich, besonders waren die vier in London gekauften Zelte, was Beschaffenheit des Stoffes, Gestalt und Einrichtung wie Arbeit anging, von unübertrefflicher Tüchtigkeit. Die eisernen Berliner Koffer waren zweckmäßig, ebenso Zeltstühle und Zelttische, Feldflaschen und der Lampenkoffer, dem nun zunächst Laternen entnommen wurden; auch die Kochgeräte und sonstigen wenigen Haushaltungsgegenstände waren richtig ausgewählt. Die in Kilimane verfertigten Matrasen bewährten sich auch und die großen Lehnstühle gaben ein gutes Lager ab, wenn sie in richtige, horizontale Lage gebracht waren. Nach und nach kamen die in Koranga zurückgelassenen Sachen an, und es füllte sich auch das Vorratzzelt, das seinen Platz hinter den Wohnzelten hatte; auf ihm wehte die deutsche Flagge.

Zunächst waren freilich die Zelte Krankenhäuser. Der Marsch am Ufer des Sees entlang und der Aufenthalt bei Muapoeri hatten ihre Folgen. Wir erkrankten gleich in der ersten Woche einer nach dem andern und später noch mehrere Male im Laufe der nächsten Zeit. Indessen waren die Erkrankungen nicht eben schwer, mit ein oder zwei Anfällen war es meist getan. Freilich war ein großer Unterschied zwischen den einzelnen Erkrankungen bemerkbar, auch trat das Fieber bei den einzelnen je nach der Veranlagung der Person verschieden auf. Schwer zu leiden hat man bei dem gewöhnlichen Fieber nur während des Schüttelfrostes; aber bei manchen war die Krankheit fast immer mit Übelkeit und Erbrechen verbunden, was den Zustand dann gewiß recht qualvoll machte. Man glaubt ja manchmal, daß das Chinin den Magen angreife. Wir fanden, daß die, deren Magen vom Fieber nicht in Mitleidenschaft gezogen wurde, auch nicht von Chinin magentkrank wurden und wieder, daß solche, die zu Übelkeit geneigt waren, diese auch spürten, ehe sie Chinin nahmen; so ist wohl anzunehmen, daß man oft das Chinin für Mißstände verantwortlich gemacht hat, die das Fieber selber hervorzurufen pflegt. Ich selbst hatte leichte Anfälle, war im November und Dezember vollkommen wohl und erkrankte erst wieder heftiger, nachdem die Strapazen der Reise zu Meere meinen Körper der Widerstandskraft beraubt hatten. Indessen lernten wir die Krankheit besser behandeln, und nur die Handwerker litten in dem ersten Jahre schwerer. Gerade bei ihnen fehlte es nicht an Komplikationen, und beim Holzfällen in tiefer gelegenen Teilen des Flußthals, auch beim Pflanzen von Pfählen in tiefe, frischgegrabene Löcher, holten sie sich nur allzuoft immer wieder neue Ansteckung.



3eltlager bei Anlegung der Station Wangemannsböh.

Im Tagebuch jener schweren Anfangszeit heißt es: „In der Woche vom 8. bis 14. Oktober erkrankten alle Mitglieder unserer Gemeinschaft mehr oder weniger; Krause und Korig am schwersten, weil sie, obwohl schon erkrankt, von ihrer Arbeit nicht lassen wollten. Am Sonntag waren wir freilich alle zum Gottesdienst versammelt, allein manche waren noch leidend. Ja, in der Nacht zum Montag erkrankte ein Bruder gefährlich an der Brechruhr, wie er jagte, in Folge des Genusses einer schlechten Banane.

Am Montag den 12. Oktober war ich allein imstande, mit den Leuten am Weiterbau der Häuser zu arbeiten. Indessen genasen alle bald wieder, wozu die frischere Luft auf dem Pipagika wohl beigetragen hat; mancher von uns hat nun bereits sechs Fieberanfalle überstanden.“ Ende Oktober und Anfang November erkrankten wir alle noch einmal mehr oder weniger, dann besserte sich der Gesundheitszustand. Ernstere Erkrankungen traten dann erst wieder im Februar und März ein, in welcher Zeit ein schwerer Anfall von Ruhr uns alle in langer Besorgnis erhielt, und einer von uns mit der Hautkrankheit Mbera zu tun hatte, die eine Lymphgefäßentzündung nach sich zog. So fehlte es in unserer kleinen Gemeinschaft nicht am Kreuz, und die Haltung und Stimmung war insofgedessen eine ernste. Dies kam in den Morgen- und Abendandachten zum Ausdruck, die wir täglich mit Gesang und herzlichem Flehen zu Gott hielten, auch in den Sonntagsgottesdiensten, zu denen wir uns schon auf der Reise stets versammelt hatten; jeder von den Missionaren hatte bei letzterem durch freie Predigt miteinzutreten; bald kam auch die Liturgie zu ihrem Recht und der einzige Talar, den wir mitgeführt hatten. Besonders beweglich war die Feier des heiligen Abendmahls am 18. Oktober, durch die wir uns zu dem eben angefangenen Werke stärkten und den Platz dem Herrn und seinem Dienste weihten. Herrliche Abendmahlsgeräte in der Form, wie sie sonst zur Krankenkommunion gebraucht werden, hatte mir in Berlin eine teure Freundin der Mission für die Reise und Anfangszeit geschenkt; so konnten wir die heilige Handlung würdig begehen. Bei der vereinsamten Lage, in der wir uns befanden, ein Häuflein Christen mitten in der Heidenwelt des dunklen Erdteils, war es für uns herzfördernd, daß wir uns durch das Mahl des Herrn unserer Gemeinschaft mit der großen Gottesgemeinde in aller Welt so recht bewußt werden konnten. So nahmen wir von dem uns von dem Häuptling gern überlassenen Ort in Gottes Namen Besitz, und auch die Tiere der Wildnis mußten sich daran gewöhnen, daß hier nun Menschen wohnten. Freilich wurden wir von den wilden Tieren bald beunruhigt. Die Hyänen ließen ihr

Geheul zeitweilig Nacht für Nacht ertönen. Ein Serwal sprang einst zu unserem Zimmermann auf einen Baum und wurde dann erschossen. Hyänen wurden mit Gift getötet, Schakale gleichfalls. Auch Löwen besuchten den Platz, wurden in der dunklen Nacht aber nicht gesehen. Außere Not litten wir nicht, und das war gut, denn eine richtige Diät, in diesem Fall verdauliche, aber kräftige Nahrung, ist solchen, die durch dauernden Aufenthalt in ungesunder Gegend den Kampf mit dem Fieber auf sich nehmen, unerlässlich. Dr. Laws von Bandawe, der in bezug auf Tropenhygiene gewiß eine der ersten Autoritäten ist, sagt mit Recht, es sei eine große Anzahl von Todesfällen im Innern Afrikas dem Mangel an gesunder Nahrung zuzuschreiben. Daß in der neueren Zeit Expeditionen in das Innere weniger Verluste haben, als das früher der Fall war, ist der besseren Behandlung des Fiebers, der geeigneteren Ausrüstung, aber gewiß auch der verbesserten Lebensweise, der besseren Nahrung, die man in Gestalt von Nahrungsmitteln in haltbarer Form mit sich führen kann, zu verdanken. Nun rede ich den gewöhnlich „Konserven“ genannten, schon zubereiteten Dauernahrungsmitteln keineswegs das Wort. Dr. Zintgraf meint, die schlechte Gesundheit, über die so viele in Afrika lebende Kaufleute klagten, sei zum großen Teil dadurch verursacht, daß sie fast ausschließlich von solchem ungesunden Zeug lebten. Das ist gewiß richtig, zubereitete Speisen aus Konservenbüchsen sollte man nur ausnahmsweise im Notfall benutzen, sollte sie aber niemals zu täglich gebrauchten Nahrungsmitteln machen. Anders ist es mit den Dauernahrungsmitteln in nicht zubereiteter Form. Es ist eine Wohltat, daß die großen englischen Häuser, die diesen Zweig des Handels in Händen haben, dafür sorgen, daß künstlich getrocknetes feines Weizenmehl, Graupen, Hafermehl usw. in luftdicht verschlossenen Blechen überall, soweit der Welthandel sich Wege gebahnt hat, zu haben sind. Wenn man dergleichen in anderer Verpackung und Beschaffenheit mit sich führen wollte, würde es in kürzester Zeit verschimmelt sein. So öffnet man ein Blech nach dem andern und in den überbleibenden hält sich das Mehl dann weiter gut und brauchbar. Ebenso sorgen solche Firmen dafür, daß man Tee, Zucker (Farinezucker in Blechen) und anderes kaufen und mitnehmen kann. Ein Bestand an Corned beef vervollständigt dann die Vorräte des Reisenden; denn für den Notfall, d. h. wenn frisches Fleisch nicht zu haben ist, ist es gut, wenn man dieses leicht verdauliche Pöfelsfleisch zur Hand hat. Für Krankheitsfälle und Aushilfe auf Reisen sind auch die englischen Cafes (Biskuits) in Blechen von Wert, die sonst zu kostspielig sind, als daß Missionare sie sich täglich gönnen könnten. Wenn man Genesende zu verpflegen hat

oder in der Genesung sich befindet, ist selbst Eingemachtes erwünscht. Die kalifornischen Früchte, Birnen, Pfirsich usw. sind oft das erste und einzige, was ein Kranker zu sich nehmen kann, jedenfalls das Beste, was man ihn im heißen Lande, im Innern Afrikas, zu bieten vermag. Außer Cafes für Kranke, etwas Mehl, Zucker, Tee, Kaffee von Blantyre, Reis und Rotakota und Kafao von Berlin nahmen wir von Karonga an Nahrungsmitteln nichts Nennenswerthes mit. Kognak und Rum hatten wir auch aus der Heimat mitgenommen; denn bei Krankheiten sind die Stimulanten oft nicht zu entbehren.

Wenn man so wenig europäische Nahrungsmittel zur Verfügung hat, ist man in der Hauptsache auf das angewiesen, was das fremde Land an Nahrung bieten kann. Das ist in Afrika nicht so, als es auf den ersten Blick erscheinen könnte. Im Sondelande ist ja sogar ein gewisser Reichtum an Erzeugnissen des Bodens vorhanden. Die Eingeborenen aber bereiten ihre Speisen in einer für Europäer wenig schmackhaften Weise zu, ihre Gerichte sind für uns von fadem Geschmack, der gar bald alle Eßlust verschwinden läßt; deshalb ist ein gewisses Maß von Kenntnis der Kochkunst nötig, wenn man im Innern ohne jene europäisch zubereiteten Konserven leben will. Und in der Tat spigt sich die Frage, ob man hier von afrikanischen Erzeugnissen leben kann, zu der Frage zu, ob man im Stande ist, aus ihnen Speisen zu bereiten, die auch unseren Anforderungen genügen. Die Engländer und Schotten, die am Schire und Njassa unsere Witte waren, hatten sich mit dieser Kunst anscheinend nie befaßt. Der konservative Sinn des Engländers will beim breakfast und dinner eine gewisse Art von Speisen und eine gewisse Reihenfolge von Gerichten, die einmal traditionell feststehen, nicht entbehren und mit der Küche will sich auch niemand befassen. Gewisse Fleischspeisen, Suppen, selbst Puddings wurden täglich den Vorratsräumen entnommen. Was der schwarze Koch, der wohl mehr aus Vorliebe für die Küchenarbeit als wegen etwaiger Kenntnisse zu seinem Posten gekommen war, an Brot und Beikost hinzufügte, war meist herzlich schlecht zubereitet. Besonders während der Fieber und während des Genesens von der Krankheit sehnten wir uns damals oft nach irgend welcher Suppe oder anderer leichter Nahrung. Die Konserven wurden uns dann überdrüssig, ja widerlich. Denn es kommt hinzu, daß die Konserven an Güte nicht gewinnen, wenn sie in afrikanischer Temperatur vielleicht jahrelang lagern und dabei auf dem Wege im offenen Boot oder in den Händen der Träger wochenlang den glühendsten Sonnenstrahlen ausgesetzt sind. Bleiben sie auch „gut“ dem Anscheine nach, so kommen sie dadurch doch oft in einen Zustand,

der sie sofort verderben läßt, wenn sie nach dem Öffnen der Büchsen der Luft ausgesetzt werden.

Wir hatten durchaus keine Lust, die englische Art und Weise nachzuahmen und hofften, daß es uns gelingen werde, hauptsächlich von den Erzeugnissen des Landes zu leben, wie das die Missionare in Südafrika zu tun gewohnt sind. Solche Erzeugnisse brachten die Eingeborenen täglich in Menge zum Verkauf. Missionar Schumann war Lagermeister und Kaufherr. Die Vorräte an Baumwollstoff, Kupfer und Salz, das ein sehr wertvolles Tauschmittel in dieser Gegend bietet, mußte er wie Bargeld behandeln, d. h. er führte über den Verbrauch genau Buch. Im Vorratzzelt wurden Gerüste angebracht, auf denen die Säcke mit den eingekauften Gütern Platz fanden. Täglich kamen Frauen zu Markte und brachten Bananen und Bananennmehl, Mais, Erbsen, Bohnen, Bataten, Hühner, Eier und Milch herbei, die zu sehr geringen Preisen gekauft wurden. Zehn Hühner waren für etwa eine Mark Wert zu haben, eine Ziege kostete zwei Mark, ein Schaf drei und ein junger Ochs etwa zehn Mark. Bald mußten wir einen ordentlichen Hühnerstall bauen, und auch Schafe und Ziegen wollten untergebracht sein, denn die Zahl mehrte sich bis zum Ende des Jahres 1891 auf fast vierhundert Stück. Kühe, die ordentlich Milch gaben, waren freilich nicht zu haben. Selbst für eine Kuh, die nicht viel Milch gab, wollten die Leute 20 Mark und darüber haben. Aber da öfters saure und süße Milch gekauft wurden, entbehrten wir auch dieses Nahrungsmittel nicht, das in dem Fieberlande dem Körper ganz besonders wohlzutun scheint. Es war sehr günstig, daß ich die Mühe nicht gescheut hatte, eine eiserne Maismühle aus London mitzunehmen. Auch ein Sieb war vorhanden, um die harte Spreu von dem Mehl zu sondern. Nun konnten wir Maisbrei essen, der dem Europäer den besten Ersatz für das schwer zu entbehrende Brot bietet. Wir konnten aber nicht daran denken, Brot zu backen, denn das Pfund Weizenmehl kostete uns beim Bezug von der A. L. C. ungefähr eine Mark. Für unsere aus neun Personen (unsere Suluchristen eingerechnet) bestehende Tischgesellschaft wäre dieses Nahrungsmittel zu teuer gewesen.

Glücklicherweise war ein kleines Kochbuch nicht vergessen worden, so daß auch die ungeübten Kräfte das Kochen beaufsichtigen konnten. Koch wurde in Afrika der eine Sulu, der wieder einen Küchenjungen unter sich hatte. In bezug auf die Leitung wechselten die jungen Missionare und die Handwerker sich wöchentlich ab. Anfänglich hatte die Sache für sie den Reiz der Neuheit, später ließ sich meist ein Seufzer hören, wenn am Sonnabend der ausscheidende „Wöchner“ den Namen seines Nach-

folgers nannte. Doch war diese Einrichtung notwendig, ihr verdankten wir regelmäßige Mahlzeiten und gesunde Speisen. Früh gab es Kakao, dazu Brei aus Bananemehl, oder Brei aus Maismehl, wenn es sein konnte mit etwas Milch, dazu auch wohl weiche Eier. Zum zweiten Frühstück gab es geröstete oder rohe Bananen, dazu Tee, der gelegentlich mit Honig gesüßt wurde. Das Mittagmahl bestand meist aus Fleischsuppe mit vielem Reis, in eisernen Töpfen geschmortem Fleisch, Bataten, Mehllöfen, Erbsen oder Bohnen, nachmittags gab es Tee oder Kaffee und Bananen, und abends wurde meist eine Mehlsuppe sehr geschätzt, Fleisch und Bataten fehlten aber dann auch selten. Saure Milch war das beliebte Nachgericht, wenn sie vorhanden war. Gewöhnlich wurden ein Schaf am Montag, am Mittwoch oder Donnerstag eine Ziege und am Sonnabend einige Hühner geschlachtet. Die Tiere waren alle klein und meist recht mager, aber die kräftige Nahrung, die das frische Fleisch immerhin abgab, hat viel dazu beigetragen, uns die durch die Fieber in Anspruch genommenen Kräfte zu ersetzen. Als Getränk hatten wir außerdem zu Zeiten etwas Kafferbier, das von den Rinde leicht gebraut wird, so daß es nicht berauscht. Sonst half über Tages auch kalter Kaffee den Durst befriedigen.

Die Tagesordnung war während dieser Zeit fest geregelt. Früh um 6 Uhr blies die Trompete zum Aufstehen, worauf 6½ Uhr Morgensegen und Frühstück folgten. Um 7 Uhr war Musterung der Arbeiter und von da ab bis 10 Uhr wurde gearbeitet, dann war eine Pause von einer Viertelstunde. Von 10½ Uhr bis 12 Uhr Arbeit, dann um 12 Uhr Mittagessen, um 2½ Uhr fing die Arbeit wieder an, die bis 5½ Uhr dauerte. Um 6 Uhr war Abendessen, dann Abendsegen und endlich gingen wir um 9 Uhr zu Bett. In den Zelten konnten wir uns abends nicht recht beschäftigen. Sobald wir aber in Häuserchen wohnten, wurden die Abende in gemeinsamer geistiger Arbeit verbracht. An zwei Abenden, am Sonntag und an einem Wochentage versammelten wir uns zu einer biblischen Besprechung, bei der wir zunächst Korintherbriefe lasen. Die apostolischen Briefe sind ja Missionschriften, geschrieben für durch die Mission gesammelte Gemeinden. Und was St. Paulus besonders in den genannten Briefen von sich und seinen Mitarbeitern sagt, enthält eine Fülle des Trostes, der Belehrung und Ermahnung auch für die Missionare aller Zeiten. Wir fanden, was wir suchten in diesen Stunden, innere Sammlung und Kräftigung des inneren Lebens. Auch unsere lieben Handwerker nahmen an diesen Besprechungen teil. Wir benutzten dabei den Grundtext, Kommentare aber fehlten, denn wir hatten die Zahl der

Bücher, die wir mit uns führten, auf das Notwendigste beschränken müssen; denn Bücher sind schweres Reisegepäck, und wir hatten daran denken müssen, die Beweglichkeit der Gesellschaft nach Möglichkeit zu bewahren. Nur medizinische Bücher waren in nicht zu umgehender größerer Zahl mitgenommen worden, ein größeres chirurgisches Werk, ein Werk (Niemeyer) über innere Krankheiten und deren Behandlung und Notnagels Arzneimittellehre, sowie einige kleinere Werke. Sonst besaß jeder seine Bibel und ein Liederbüchlein, die Missionare auch das griechische Testament und den hebräischen Psalm. Wir lasen dann auch später an einem Abend die hebräischen Psalmen miteinander.

Aber vorläufig saßen wir in den Zelten, die weithin in das Land leuchteten und den Leuten nah und fern unsere Ankunft kundtaten. Von den Gebirgen und Hügeln konnte man auf Entfernung von mehreren Meilen die fünf plötzlich aus der Erde gewachsenen Häuser der weißen Fremdlinge sehen. Wir durften aber keinen Tag versäumen, es galt eilen, damit die Regenzeit uns unter schützenden festen Dächern fände. Ich hatte in Südafrika bei der Anlegung von vier Stationen genügende Erfahrungen in bezug auf den Bau temporärer Wohnungen gesammelt; aber die Verhältnisse hier waren von denen des Südens doch recht verschieden. Es fehlte der Ochsenwagen, ohne den der südafrikanische Weiße sich bei Anlegung von Wohnstätten überaus hilflos vorkommt. Ja, hätte man mit dem Wagen in eine Gegend fahren können, wo passendes Holz stand, hätte man dieses und später Deckgras oder Rohr anfahren können, so wäre mir und meinen drei in Südafrika heimischen Begleitern und unseren Sulu die Sache nicht eben schwierig vorgekommen! Hier aber fehlten diese Hilfsmittel. Der Schraubstock, der unentbehrliche Geselle des südafrikanischen Grenzers, war schnell genug von den geschickten Händen unseres Zimmermannes an einem starken Pfahl befestigt worden und harrete seiner Bestimmung; aber mit dem Baumaterial war es schlecht bestellt. Die umwohnenden Eingeborenen hatten durch gelegentlichen Besuch von weißen Jägern bereits gelernt, daß es vorteilhaft sei, Nahrungsmittel an Weiße zu verkaufen; daß es aber solchen Vorteil bringe, Bambus, Rohr, Deckgras und Bauholz zum Verkauf zu bringen, mußten sie erst nach und nach verstehen lernen. So verfügten wir anfänglich nur über wenig und geringeres Material. Holz war hier in der Nähe der größeren Ortschaften wenig zu finden. Unsere Arbeiter fanden mit Mühe sovieler brauchbare Pfähle, daß wir sie zum Bau des ersten „Rondabels“ (Rundhaus) benutzen konnten; wir sahen bald, daß wir zumeist oder fast ganz darauf angewiesen sein würden, das Bauholz unseres

Volkes, den Bambus zu benutzen. Einen Busch von 80 Stangen kaufte Hr. Schumann für den Wert von 2,50 Mk., und nachdem sie mit dem Beil gefällt waren, trugen die Leute sie auch bald herauf; aber wir konnten an diesem uns fremdartigen Stoff zunächst wenig Gefallen finden. Die Stangen waren von Armesstärke und lang, auch tragkräftig und meist gerade gewachsen; aber sie ersetzen Holz doch nur recht mangelhaft. Unser Zimmermeister schüttelte den Kopf; denn an dem hohlen Zeuge konnte er seine Kunst, Hölzer richtig zu verbinden, nicht anwenden, und wir konnten ihm auch nicht raten. Nun hält im Bambus auch kein Nagel, und man ist deshalb auf das Binden angewiesen. Da wollten wir zu dem bewährten südafrikanischen Bindemittel greifen. Wir hätten mit Riemen, von einer erweichten Rindschaut geschnitten, auch gewiß alle Dachsparren usw. fest aneinandergebunden, aber die Rinde schien die dünnen Häute ihrer kleinen Kinder bei ihren Bauten oder zur Anfertigung von Schilden selbst verbraucht zu haben. Trotz alles Mahnens und Bittens kamen solche Häute nicht zu Markte. Beim Zusammenbinden der Gerüste fehlten uns auch anfänglich die südafrikanischen Ochsenriemen sehr, die wir uns später, als einige Büffel erlegt waren, in bester Beschaffenheit herstellen konnten. Vorläufig mußte alles mit Bast gebunden werden oder mit festen Stricken, mit denen die Rinde ihre Kinder anzubinden pflegen. Auch das Deckgras war mit dem besseren südafrikanischen Grase nicht zu vergleichen. Wir mußten froh sein, als uns die Weiber des Dorfes schlechtes schilfartiges Zeug herbeitrugen, das erst in mühsamer Weise von den Wurzeln befreit werden mußte und dann hoch auf einem Holzstamm ausgezauft wurde, ehe wir es für einigermaßen brauchbar halten konnten.

Wir selbst waren ja eine stattliche Arbeiterschär. Die drei Handwerker hatten auch das nötige Handwerkszeug zur Hand. Es war weder Notwendiges bei der Beschaffung der Ausrüstung vergessen worden, noch hatten wir Notwendiges zurücklassen müssen. Auch wir Missionare waren alle bereit, Tag für Tag tüchtig mit anzugreifen, und sechs Europäer, soviel waren wir nach Abrechnung dessen, dem die Haushaltung oblag, sind unter solchen Verhältnissen eine tüchtige Arbeitskraft. Die Sonne stand im Oktober senkrecht und war meist durch keine Wolke verhüllt, ihr Brand durfte uns aber von der Arbeit im Freien nicht abhalten, obwohl mancher den bekannten schlimmen Tropenhitzeschlag bekam. Aber wieder und immer wieder lag bald einer oder lagen zwei am Fieber, das nahm dann Zeit in Anspruch und zehrte Kräfte auf.

Außer uns kamen zunächst die beiden Nataler Christen in Betracht, von denen Afrika die Küche erhielt. Er hat diesen Posten zu unserer Zu-

friedenheit bis zu seinem Weggang bekleidet und litt dabei wenig oder fast nie am Fieber. Dies bestätigt die anderwärts gemachte Wahrnehmung, daß die Luft in der Nähe eines Kochherdes, also in der Nähe vom Feuer, in Fiebergegenden bemerkenswert gesund, also frei von Fieberkeimen ist. Der zweite Sulu, Nathanael, wurde Oberaufseher über das Vieh und die Kondearbeiter, besonders gute Dienste leistete er als Vorarbeiter in der Ziegelei, die bald erstand; auch als Dolmetscher im Verkehr mit dem Mtonga und anderen die Ngoni verstanden, war er brauchbar. Er war ein ernster, kluger, williger und frommer Mensch, der uns und unserer Sache von großem Nutzen gewesen ist. Er litt aber häufig am Fieber, wohl infolge der Erdarbeiten, mit denen er meist beschäftigt war, ist aber doch gesund wieder nach Natal zurückgekommen. Diesen beiden zunächst im Range standen unter unseren Arbeitern sechs Mtonga, die uns von Bandawe gefolgt waren. Die Mtonga konnte man Halbjuden nennen; in ihrem Charakter und ihren Sitten zeigten sie vieles, was der Eigenart der Kaffern entspricht. Sie verstanden Ngoni, so konnte Missionar Nauhaus mit ihnen nicht nur verkehren, sondern er konnte sie auch als Dolmetscher benutzen im Verkehr mit den Konde. Da Nauhaus die Sprache der Kaffern von Kind auf beherrschte, konnte er die dialektischen Schwierigkeiten, die das Ngoni bot, leicht überwinden. Die Voraussetzung, daß ein Missionar, der die Kaffersprachen vollkommen beherrschte, der Expedition von großem Nutzen sein würde, erwies sich bald als richtig. Mein Sefuto konnte ich im Verkehr mit den Leuten nicht gebrauchen. Es verstand keiner diese Sprache. Nur in Mandala traf ich einen Mofuto, und später konnte ich am unteren Schire mit einigen alten Matololo in der Basutosprache verkehren. Drei der Mtonga waren Glieder der Gemeinde Dr. Law's, sie haben sich gut gehalten und ihrem Christennamen Ehre gemacht; auch die drei anderen Mtonga waren tüchtige, brauchbare Arbeiter. Einige von ihnen hatten früher Raubzüge der Ngoni in unser Kondeland mitgemacht. Sie erzählten gelegentlich davon, waren jedoch als unsere Arbeiter vollkommen sicher; einige Male hatten wir aber einzuschreiten, damit aus kleinen Streitigkeiten mit den Konde nicht Konflikte entstanden. Auch Karongaleute waren uns gefolgt, im Laufe der Zeit wurden mehrere von ihnen von den Bewohnern unseres Tales reklamiert, sie wären ihre „Söhne“, das heißt wohl Vettern, und wären im Kriege geraubt und nach Süden verschleppt worden; einige blieben dann auch dauernd im Lande. Alle diese Arbeiter, die uns hierher gefolgt waren, erbauten sich Hütten neben dem von uns erwählten Bauplatz. Diese Hütten wurden später wieder abgebrochen, und

es entstanden einige ganz hübsche Arbeiterhäuschen an ihrer Stelle. Einige Leute siedelten sich an einem ihnen zugewiesenen Ort dauernd an, unter ihnen Kumoga, unser Sachwalter, Bote und diplomatischer Beirat, zugleich auch Dolmetscher und Sprachlehrer, und Fundi, ein früherer Sklave, der mit Arabern von der Küste aus oft in das Innere und wieder zurückgezogen war, und ein junger Mensch Katoki. Kumoga holte seine beiden Frauen und eine Schwiegermutter vom Süden herauf, und die beiden anderen heirateten, sie alle aber bauten und legten auf dem Stationsgrunde gute Gärten an. Wenig Lust zeigten anfänglich die Banjakufa zur Lohnarbeit. Es schien ihnen unter ihrer Würde zu sein, diese oder jene Arbeit zu tun und für die von uns geforderte Arbeit war auch ihre Muskulatur nicht entwickelt. J. B. war den Leuten das Herbeitragen von Steinen zum Bau auf der Schulter sehr schwer. Aber nach einiger Zeit hatten wir Arbeiter in Menge auch aus unserem Volk, so daß wir fremd zureisende Leute, die bei uns Arbeit suchten, oft abweisen mußten. Auch Weiber waren bald in größeren Scharen zu haben, um beim Antragen von Rohr und Deckgras zu helfen oder Lehmpuß und Flure an und in den Häusern herzustellen. Die Löhne stellten sich für den Arbeiter auf etwa 5 Mark im Monat.

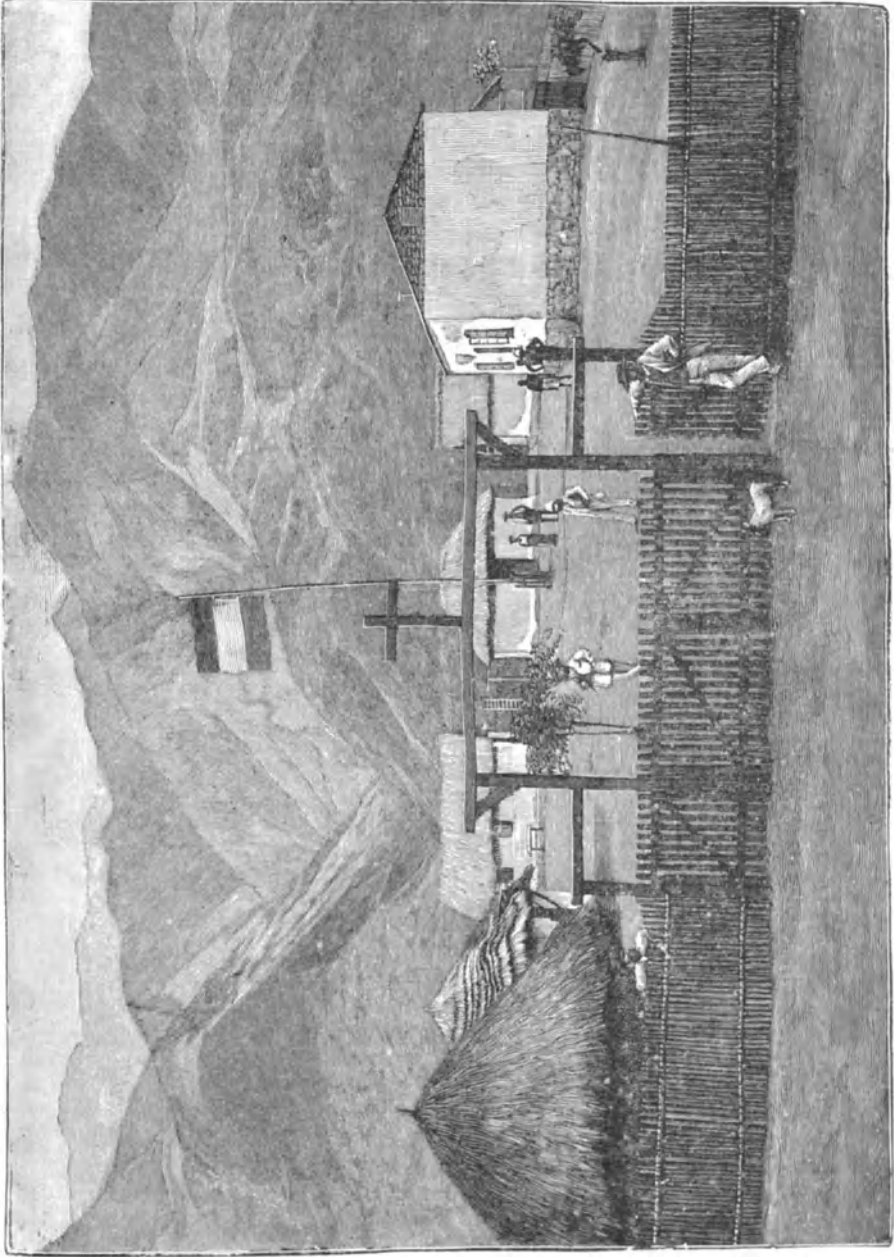
Es ersparte uns manche Not und manchen Ärger, daß sich in den Schira und Njassaländern die Sitte eingebürgert hat, den Arbeitern nicht Essen, sondern Kostgeld zu geben. Der Arbeiter erhält für die Woche eine Armlänge Baumwollstoff und muß sich davon seine Nahrung selbst beschaffen. Bei dem Überfluß an Nahrungsmitteln, der in diesem Teil des Landes herrschte, fiel unseren Leuten das auch nicht schwer.

Zu allererst wurde also ein Rondabel gebaut, auf den Pfählen ruhte bald das Gerüst eines spitzen Daches aus Bambusstangen. Die Wand wurde ringsum mit starkem Rohr bekleidet und dann von Rondaleuten ganz zweckmäßig eingedeckt. Nun hatten wir eine Küche, in der die Küche vor Sonnenglut und Regen geschützt hantieren konnten. Zu zweit versuchten wir uns an einem kleinen, viereckigen Häuslein, das später Vorratsraum werden sollte. Ohne daß daran Holz zur Verwendung kam, wurde es ganz aus Bambuspfählen und Stangen zusammengefügt und gebunden. Es war sehr klein, aber wir waren froh, als wir wieder zwischen vier Wänden den Tisch herrichten und essen konnten. In den Zelten, die die Schlafquartiere waren, fand sich kein Raum für unsere Tischgesellschaft, wir hatten bis hierher im Freien gegessen. Nun hatte unser Zimmermeister sich das Material auch zur Genüge angesehen, er richtete bald das Gefüge für ein größeres zweites Häuschen zu und erbaute dann

einen größeren Werkshuppen. Krause verfertigte Fenster und Türen, während wir anderen mit Ausbau, Decken und Abputzen zu tun hatten. Als das zweite Wohnhäuschen fertig war, konnten wir alle die Zelte verlassen. Schumann und Bunk wohnten in dem unteren, kleinen Hause, Rauhaus, ich selbst und die drei Handwerker im oberen, das dem Haupteingang der Werft gegenüberlag. Jetzt konnten doch Medicinen und Bücher feste Standplätze finden. Wir spannten die Moskitoneze über den Betten auf und konnten nun bei den Mahlzeiten uns alle an dem festen Tisch niederlassen, den Krause gezimmert hatte. Abends konnten in den Häusern die mitgenommenen beiden Petroleumlampen benutzt werden. Wenn man längere Zeit ein Haus hat entbehren müssen, so ist man wirklich dankbar, sobald man wieder zwischen vier Pfählen wohnen kann. Unsere Zelte waren sehr zweckmäßig und gut; aber das schräge Dach eines kleinen Zeltes macht das Wohnen darin unbequem. Will man nicht zu sehr von Hitze leiden, so muß man über Tags stets die Zeltwände auf der Schattenseite oder den Schattenseiten aufgezogen halten, das gibt dann öfter zu binden und zu rollen, oder der Wind bläst zu heftig in das Zelt. Unter sich hat man den Erdboden, es ist also mit dem Ausfegen und der Reinlichkeit schlecht bestellt, die auch dadurch beeinträchtigt wird, daß immer wieder Staub von allen Seiten eindringt, sobald trockenes Wetter ist, während bei starkem Regen doch etwas Nässe an den Seiten eindringt, wenn man auch vorsichtig genug gewesen ist, den kleinen Graben, der in nasser Jahreszeit um jedes Zelt geführt werden muß, sorgfältig anzulegen. Auch ist der Umstand, daß in ein Zelt Schlangen immer freien Zugang haben, besonders zur Nachtzeit, für manchen doch wenig angenehm. Für zwei Personen waren unsere Zelte auch sehr klein. Es war kein Platz für einen Tisch neben zwei Lagerstätten. So war es für uns alle eine Freude, als wir endlich mehr Raum für Sachen und uns selbst, mehr „Ellenbogenraum“ sagt der Engländer, fanden. Die Häuser bewährten sich auch, so klein sie waren, denn die Dächer erwiesen sich als dicht. Es schien auch, als ob die Fieberanfälle sich verminderten, seit wir in den festeren Häusern wohnten. Die Fensteröffnungen schlossen wir nachts durch einen Rahmen, über den dünner Baumwollstoff gespannt war, so konnte die schädliche Nachtluft nicht ungehindert eindringen, während die kühlere Temperatur der Nachtzeit auch im Innern des Hauses sich fühlbar machte.

Während noch die Werkstätte mit dem schützenden Dach versehen wurde, waren einige schon wieder beschäftigt, aus Bruch- und Feldsteinen die Grundmauern zu einem Wohnhause zu legen. Es war mein Wunsch,

den Ort für Anlegung der zweiten Station noch mit ausfuchen zu können. Das konnte nur geschehen, wenn es möglich war, Wangemannshöh sofort so weit auszubauen, daß die Handwerker sich nach Verlauf der wenigen Monate weiter wenden konnten. Nun setzten aber die ersten Regen bereits im Dezember ein. Die Herstellung einer genügenden Anzahl von Luftsteinen war gelungen, das Fundament war gelegt, aber es war nun eine sehr schwere Aufgabe, mit dem leicht zu erweichenden Material die Mauern des Hauses aufzuführen. Es gelang uns, aber doch nur unter Aufwendung aller Energie. Wir Missionare mauerten alle, ich selbst übernahm zwei Ecken und mauerte diese und den einen Giebel auf. Die Mauern mußten wir durch die Überdächer der Zelte und andere wasserdichte Planen vor dem nun fast täglich fallenden Regen schützen; aber es war schwierig, diese Schutzdächer zu entfernen und immer wieder ausspannen zu müssen. Am 18. Dezember konnten wir das Dachgebälk aufsetzen, das Zimmermann Korig sehr geschickt und zweckmäßig aus Holz gezimmert hatte. Dann legten wir so schnell als möglich die Wellblech- und Zinkplatten auf und hatten damit den schwersten Teil dieser Bauarbeit getan. Freilich mußten nun noch Stellen im Innern ausgegraben werden, die zu sehr vom eingedrungenen Regenwasser durchfeuchtet waren. Die nasse Erde wurde herausgeschafft und in die entstandenen Gruben wurden Feldsteine gepackt. So konnten wir hoffen, daß das Haus auch den Anforderungen des Klimas genügen würde. Wir haben später noch ein Wirtschaftshaus gebaut mit einer Küche, die stolz sein konnte auf eine Wand von gebrannten Ziegeln und einen Herd mit Rauchfang, erbaut aus demselben Material; auch Ställe wurden errichtet, so daß der Platz ein stattliches Aussehen gewann. Außen waren rings um das Gehöft über 300 Bananen nach Rindeweise kunstgerecht gepflanzt. Von unten führte ein gerader Weg hinauf, der geebnet und mit Bäumen bepflanzt wurde. Wir hatten Eukalyptusamen aus Natal mitgenommen, der auch aufgegangen war, so daß wir uns bald an dem schnellen Wachstum der jungen Bäumchen erfreuen konnten. Auch andere Bäume führten wir ein. So den Melonenbaum und Black-Wattle-Baum. Später hat Br. Bunk auch einheimische Bäume zur Verbesserung der Allee verwendet, den Rindedorfbaum Muare, die Cucaspalme, ja auch Baobabs, die erst vom See heraufgeholt werden mußten, im ganzen neun Arten einheimischer Bäume. Br. Bunk pflanzte auch bald europäische Kartoffeln und europäische Gemüse. Sonst begnügten wir uns damals, die Gärten mit Mais und Bataten von Eingeborenen in ihrer Weise bestellen zu lassen. Zu solchem Ansehen trug auch der



Wangemannshöh im Juni 1892. Ansicht von Westen.

hübsche Bambuszäun bei, mit dem der Zimmermeister die Werft umgab und besonders das stattliche Tor, welches mit dem Kreuz geschmückt wurde. Wenn man bedenkt, daß alles Holz bei solcher Arbeit erst durch Fällen und Herbeitragen der Bäume und dann durch mühsames Aufschneiden der Blöcke gewonnen werden konnte, wird man Mühe und Fleiß schätzen, die auf dieses Werk verwendet sind. Über dem Plage aber wehte die deutsche Flagge, und es war uns stets ein lieber Gedanke, daß Deutschland hier in diesem entlegenen Teil seine Interessensphäre durch Friedensboten vertreten wurde und sich bei Leuten einführte und Ehre erwarb durch Gründung einer Friedensstätte; denn wenn irgendwo, so sind im friedelosen Afrika die Füße der Boten lieblich, die Frieden verkündigen und Gutes predigen.

Der Platz lag in einer bewohnten Gegend; so hatten wir nur selten Gelegenheit, Wild zu sehen. Kondeland ist, wie schon erwähnt wurde, überhaupt wildarm, noch wildärmer sind die ostwärts und nordwärts liegenden Hochflächen. Nur zweimal zeigten sich die Elefanten in der Nähe von Muakatungiras Dorf, einmal als ich mit Missionar Schumann heraufkam, und ein andermal plünderten zwei dieser Tiere eine Bananenpflanzung Muakafuras. Die Leute baten, daß wir kommen sollten, die Räuber zu vertreiben; aber wir hatten keine Lust, uns mit ihnen einzulassen; denn wir waren damals fieberkrank, kannten die Jagd der Tiere zu wenig und hatten für solche Jagd auch nicht einmal passende Gewehre.

Büffel kommen in der Regenzeit aus den tiefer gelegenen Gegenden, die dann unter Wasser stehen, herauf. Von der Station aus konnten wir manchmal einzelne, oder auch eine Herde am jenseitigen Ufer des Lufira weiden sehen. Einst gelang es Missionar Bunk mit Hilfe der Eingeborenen einen ungeheuren Bullen und später einen kleineren zu erlegen. Sonst ließen sich nur noch wilde Schweine sehen, die nur allzusehr unsere Batatenfelder zermühlten und zerstörten. Der Maisgarten wurde von Affen heimgesucht, die sich aber nur des Nachts vom Gebirge herwagten. Perlhühner gab es in der Umgegend, die waren aber schwer zu erlegen, da das Gras und das Gestrüpp ihnen sehr sichere Deckung bot.

Von wilden Tieren ließen sich bald nachts Hyänen hören, die sich auch an die Ställe, ja selbst zwischen die Häuser wagten. Man konnte die Tiere in der Dunkelheit und zwischen den Bäumen aber nie zum Schuß bekommen, so vergifteten wir sie mit Strychnin. Auch einige Schakale erlegten wir auf diese Weise. Löwen ließen sich einmal auf Murakatungiras Dorf sehen und kamen dann in der Nacht auch auf unseren Platz, ohne indessen Schaden zu tun. Später raffte die Rinderpest den größten Teil

der Büffel hin, und die Folge davon war, daß die Löwen so dreist wurden, daß sie nicht allein Vieh raubten, sondern daß sie mehrere Male, bei Manow und auf dem Wege, der zu Muankenja führt, Menschen töteten.

Als Wächter unseres Hofes leisteten uns damals zwei Terrierhunde die besten Dienste (die ich von London mitgebracht hatte). Sie waren unermüdlich wachsam und dabei so scharf und so geschickt, daß sie Hyänen und Löwen bei nächtlicher Weile umsprangen und anbellten. Ihre Behendigkeit ließ sie stets der Rache der Unholde entgehen. Nur einmal hatte der Hund die Spuren von den Nägeln einer Löwentatze am Leibe, die einen wütenden Hieb nach ihm geführt, ihn aber nur leicht getroffen hatte.

An Besuchern von nah und fern fehlte es bei uns nicht. Daß eine ganze Schar der fabelhaften Bopungu (Weißen) in das Land gekommen sei, war ja unerhört, war ein geschichtliches Ereignis ersten Ranges. Da kamen solche, die mit uns seit unserer Ankunft bekannt geworden waren und dienten anderen als Begleiter, die sich ohne solche Führung niemals in unsere Nähe gewagt hätten. Bei manchen trat die altgewohnte Schamlosigkeit, die den Kondemännern in bezug auf Nacktheit früher wohl durchgehend eigen war, in unangenehmer Weise zu Tage; aber die meisten bemühten sich stets uns gegenüber in allem, auch in diesem Stück, anständig zu erscheinen. Sie hatten durch einen Blätterschurz dafür gesorgt, daß unser Auge und Gefühl nicht beleidigt wurde. Über Frechheit, die man so oft im Süden an Eingeborenen zu tadeln hat, wo sie häufig mit Europäern in Berührung kommen, hatten wir nicht zu klagen. Besonders war das gewiß dem guten Einfluß der älteren Männer zu danken, die durchweg einen unendlich viel besseren Eindruck machten, als die alten der südlichen Stämme, die oft einen abschreckend häßlichen Anblick bieten und fast tierisch stumpf aussehen, weil sie meist dem Genuß des Bieres mit größter Unmäßigkeit ergeben sind. Hier trinken die Leute sehr wenig, auch die alten waren nüchterne Menschen; darum sah man bei ihnen oft recht hübsche ansprechende Gesichtszüge, die von Nachdenken zeugten und von Verständnis für ernste Dinge. Dieser Anstand und Ernst der Leute zeigte sich oft in überraschender Weise, besonders wenn Häuptlinge oder Gesandte in irgend einer für sie wichtigen Angelegenheit eins unserer Zelte oder ein Haus betraten. Sie bettelten nicht, betasteten nichts, lachten nicht über das, was ihnen ungewöhnlich war, sondern betrugten sich, wie es verständigen Männern ziemt. Die Weiber waren, wenn sie in Menge zu Markte kamen, mehr als die Männer zum Lachen und lautem Schwätzen aufgelegt; aber es war doch nicht besonders schwer,

mit ihnen fertig zu werden. Gewiß hatten wir es dem Nimbus zu verdanken, mit dem uns der Volksglaube als „Götter“ umgab, daß man auch nicht wagte, uns zu bestehlen. Betrug freilich wurde versucht. Als viele Bündel trockenen Brennholzes zum Verkauf kamen, betrogen uns zwei Weiber und ein Mann dadurch, daß sie Bündel Holzes verkauften und statt sie dorthin abzuliefern, wo sie gesammelt wurden, noch ein- oder zweimal verkauften. Sie wurden auf einen Monat verbannt; sie durften sich nicht bei uns während dieser Zeit sehen lassen. Der Mann mußte außerdem eine Ziege als Strafgeld zahlen; denn wir hatten den Fall bei dem Häuptling Muakatungira zur Anzeige gebracht. Es war bezeichnend für die Zuneigung dieses Mannes zu uns, daß er die Leute schalt, indem er sagte, wenn sie so handelten, wäre ja Gefahr vorhanden, daß wir von ihnen fortzögen.

Daß wir Missionare waren, trug zu diesem Verhalten der Leute wohl nichts bei; denn die Konde hatten damals von Missionaren noch zu wenig gehört und noch weniger gesehen, als daß sie hätten wissen können, was unser Beruf und was der eigentliche Zweck unseres Kommens sei. Weder im Kondelande noch in erreichbarer Nähe des Kondelandes hatte ein Missionar bis dahin eine christliche Gemeinde aus den Eingeborenen gesammelt. Die Missionare Baie und Groß waren durch den Araberkrieg an einer regelmäßigen und tiefer greifenden Wirksamkeit verhindert worden. Was ein Missionar ist, und was er erstrebt, können Heiden erst durch den Augenschein, durch eigene Erfahrung begreifen lernen. Weiße „Baßungu“ waren den Leuten wunderbare Wesen, deren Natur ihnen etwas Rätselhaftes hatte. Wir konnten nur dankbar sein, daß durch das bisherige Auftreten der Weißen in dem benachbarten Gebiet bei Karanga und weiterhin am See, sowie der Missionare und der Händler, die bis in dies Land gekommen waren, der Name der Baßungu zu Ehren gekommen war, so daß man uns mit Vertrauen entgegenkam. So war für uns der Boden bereitet, auf dem wir stehen und weiter arbeiten konnten.

Wie wir den Leuten noch ein Wunder waren, so waren für sie auch alle unsere Sachen Wunder. Eine Uhr, die Wirkung eines Brennglases, Schirme u. dgl. machten auf die Beschauer tiefen Eindruck. Das durch Brausepulver verursachte „Kochen“ kalten Wassers war imstande, Entsetzen hervorzurufen. Da ich eine Induktionsmaschine mit mir führte, konnten wir auch die geheimnisvolle Kraft des elektrischen Stromes wirken lassen. Auf alt und jung aber machten den befriedigsten Eindruck einige Tierfiguren, die mir meine Kinder in lebensvoll hübscher Aus-

führung nachgesendet hatten, besonders zog ein Löwe und ein Zebra stets eine Schar von Neugierigen an; ich stellte sie deshalb gern ins offene Fenster. Es kamen später noch mehr solche Figuren im Kondelände an, und Dr. Croß zeigte auf seiner Station und dann bei einer Reise in Wangemannshöh Lichtbilder. Ein Schuß, besonders das Abfeuern mehrerer Schüsse hintereinander aus einem Revolver, ließ damals Haufen von Eingeborenen zur Erde fallen; ja viele wagten dann sich nur kriechend fortzubewegen. Als ein Baum von einer Kugel getroffen war, meinten die Leute, der Baum müsse nun auch sterben. Großen Eindruck machte es auch, als wir den Leuten eine am 15.—16. November eintretende totale Mondfinsternis voraussagten und als wir Hyänen und Schakale durch Gift töteten. Wenn man sich in die Leute hineindenkt, kann man sich nicht darüber wundern, daß sie die Weißen „Götter“ nennen, wie das auch in bezug auf uns geschah. Es hilft nicht viel, wenn man gegen solche Rede protestiert. Sie ist der Ausdruck der Überzeugung, den das Volk gewinnt, wenn es Wunder wie die oben beschriebenen sieht.

Unter den vielen, die uns anzustarren kamen, waren auch solche, die es nötig hatten. „Arme habt ihr allezeit bei euch,“ sagte der Heiland zu seinen Jüngern. In Afrika, wo die Armut wenig drückt, wendet der Missionar seine erbarmende Liebe zunächst den Kranken zu; denn in diesem Lande heißt es: „Kranke habt ihr allezeit bei euch!“ Da die schottischen Missionare, von denen die Leute gehört hatten, Ärzte sind, stellten sich auch bei uns Kranke ein, oft in großer Zahl. Tagtäglich fand dann Poliklinik auf unserem Hofe statt. Da kamen Ausfähige, da brachten Mütter kranke Kinder; besorgte Väter führten kranke Söhne und Töchter, oder Freunde geleiteten den kranken Freund. Die Behandlung der inneren Krankheiten war sehr schwer wegen der Schwierigkeit, die die Verständigung machte. Leichter war es mit den chirurgischen Krankheiten, obwohl die Leute vor Operation eine große Furcht zeigten. Die Ausfähigen, die, soweit ich es erkannte, am wirklichen orientalischen Ausfaß litten, wiesen wir anfänglich ab. Später versuchte ich auf das Drängen Muakatungiras hin bei einer seiner Nichten eine Krebsothbehandlung, und es heilten im Verfolg wirklich einige Geschwüre vollständig, die ich für Folgen der Ausfaßkrankheit hielt. Auch bei Behandlung anderer schwerer offener Schäden hatten wir Erfolg bei einer einfachen Sublimat-, Karbol- oder Jodoformbehandlung. Es ist unter solchen Umständen ja häufig, wenn sich unter der landesüblichen Vernachlässigung so schwere Leiden immer mehr verschlimmern, daß dann eine einfache rationelle Behandlung glänzenden Erfolg hat. Kröpfe brachten

wir dazu, kleiner zu werden, und auch bei Behandlung innerer Schäden konnten wir mit der Wirkung der angewendeten Mittel zufrieden sein. Missionar Bunk zeigte einen großen Eifer, sich in die Krankheitslehre und Heilkunst einzuleben und sparte keine Mühe, täglich den Kranken die nötigen Hilfsmittel angedeihen zu lassen. So gewannen wir auch hier uns vieler Leute Freundschaft und verpflichteten sie zur Dankbarkeit durch solche Liebesarbeit. Soviel tunlich, ließen wir die Kranken auch eine Kleinigkeit, ein Paar Eier etwa, oder ein Huhn für empfangene Hilfe vergütigen, denn auch der Missionar soll den Eingeborenen nicht das Bewußtsein nehmen, daß Medizin und die Kenntnis sie zu verabfolgen ein wertvoller Besitz ist.

Freundlich wie das Volk stellten sich auch die Rondehäuptionge gegen uns. Ehe ich die Rondehäuptionge kennen lernte, war ich geneigt zu glauben, daß die heidnischen afrikanischen Häuptionge allesamt bettelhafte, ehrlose, grausame Schurken sind. Hier war das anders. Wir lernten hier unter den Häuptiongen ernste verständige Männer kennen, mit denen wir gern verkehrten. Obenan unter ihnen steht der junge Muakatungira, der von Anfang an uns mit wirklicher Freundschaft, fast möchte ich sagen, mit kindlicher Zuneigung zugetan war. Nachdem wir uns einmal bei ihm niedergelassen hatten, tat er, was in seinen Kräften stand, uns den Aufenthalt in seiner Nachbarschaft angenehm und unsere Arbeit uns leicht zu machen. Er war bald an unsere Sitten und Ansprüche soweit gewöhnt, daß er sich im Umgang mit uns angemessen benehmen konnte. Fast täglich kam er zu uns und immer war er willig, seinen Einfluß zu gebrauchen, um uns zu Arbeitern zu verhelfen oder Arbeiter anzuhalten, daß sie ihrer Pflicht genügten. In allen Angelegenheiten seines Dorfes und seiner Stellung im Lande suchte er unseren freundschaftlichen Rat. Niemals versuchte er, durch Betrug oder Brechen von Zusagen, durch Forderungen, die über das durch Absprache festgesetzte Maß hinausgingen, sich Vorteile zu verschaffen, durch welche Künste Häuptionge im Süden die Geduld der Weißen, besonders auch der Missionare, so oft auf die Probe stellen. Muakatungira war auch der erste, der sich entschieden vom heidnischen Aberglauben abwendete. Er gab dem Mbaszi-Drafel den Abschied, und als er krank wurde, kam er zu uns, damit wir ihn pflegten und ich ihn behandeln könnte. Er wurde sehr krank und war dem Tode nahe. Seine Räte wollten ihn deshalb in sein Dorf zurückholen, denn es sei ihnen eine Schande, wenn ihr Häuptiong bei Fremden stürbe. Ich erklärte aber, daß ich unseren Freund nicht gehen lassen würde, bis er wirklich gesund sei, und er fügte sich meinem Wunsche in willigem Ge-

horjam. Als ich erfuhr, daß er neben meinen Arzneimitteln auch noch andere von einem einheimischen Arzt gebrauchte, ließ er es willig zu, daß ich das Zeug konfiszierte und fortschüttete. Er ist dann nach meinem Fortgange, als er wegen des Mbaſi in Streit mit seinen Großen war und deshalb sein Dorf verlassen hatte, zu Missionar Nauhaus gekommen und einige Wochen bei ihm geblieben, bis durch dessen Vermittlung der Handel zu seiner Zufriedenheit erledigt war. Auch die Anverwandten des jungen Häuptlings stellten sich freundlich zu uns. Drüben über dem Rufira (Lufira) wohnte der alte Muakafura, ein Mann sanften, fast furchtsamen Charakters, mit hübschen Zügen und verständigem Gesichtsausdruck, kaum daß man etwas Negerartiges in diesem Gesicht entdecken konnte. Als er sein Geschenk, eine schöne Kuh, nach Wangemannshöh brachte, sank er bei meinem Gruß demütig zur Erde, wollte auch nicht auf einem Stuhl neben mir Platz nehmen, das gebühre ihm nicht, dazu sei er viel zu klein.

Missionar Nauhaus beschreibt mit folgenden Worten seinen ersten Besuch bei diesem Häuptling: „In unsere Nähe wagte er sich nicht, sondern blieb stets in einer Entfernung von etwa zehn Schritt. So oft Kumoga ihn bat, neben uns Platz zu nehmen, fiel einer seiner Räte unserem Sprecher in die Rede mit: „Hier ist etwas gegen den Hunger“ und schob dabei einen Ochsen zwischen uns und seinen Herrn. Wir erklärten, wir wollten nicht bei ihm übernachten, er solle uns bald besuchen und jetzt uns nur noch das Vergnügen gönnen, seine Rechte zu schütteln. Ersteres versprach er und letzteres gestattete er, als wir aber auf ihn zgingen, zog er sich rückwärts immer weiter zurück, bis Dr. Schumann unversehens seine Hand festhielt.“

Eine gute Stunde oberhalb der Station lagen in einer wundervollen Gebirgsecke die Dörfer der Häuptlinge Rajala und Muaihajo. Bei diesen Dörfern war der Sitz des Landesorakels, des Mbaſi. Wir hatten die Genannten bald und zwar gewiß mit Recht im Verdacht, daß sie die eigentlichen „Macher“ bei den betrügerischen Offenbarungen dieses Spuktes waren. Sie hielten sich auch wohl aus diesem Grunde zunächst in scheuer Entfernung von uns. Beide wohnen dort erst seit kürzerer Zeit. Rajala war am unteren Rufiro (Lufira) von Muankenja gedrängt worden und Muaihajo war vor dem stärkeren Muangomo vom rechten Ufer des Flusses gewichen und wurde beschuldigt, bei Gelegenheit eines Einfalles der Maguanguara eine verräterische Rolle gespielt zu haben. Rajala besuchte uns bald, indem er das übliche Begrüßungsgeſchenk, ein Kind, selbst überbrachte. Er sprach die Hoffnung aus, daß durch unser Kommen

sich die Feinde des Volkes vor Raubeinfällen würden abhalten lassen. Muaihojo hatte seinen Bruder gesendet, uns zu begrüßen mit dem Worte: „Mein Land, mein Volk, mein Vieh, alles gehört den Weißen.“ Nun, als die Brüder ihn in seinem Dorfe aufsuchten, kam er erst „mit zitternden Knien“, nachdem er, wie das Sitte im Lande ist, von den Fremdlingen ein Geschenk erhalten hatte. Er erklärte dann den Brüdern, sie seien „Götter“. Bald darauf besuchten dann die Missionare Rauhaus und Schumann sein Dorf. Sie überraschten ihn beim Mittagschlafchen. Als er die Weißen sah, sprang er auf und lief ohne zu grüßen davon, um erst seinen Schmuck, aus Stacheln des Stachelschweines gefertigt, anzulegen. Dann gab er seinen Leuten Erlaubnis, Lebensmittel zu verkaufen, war aber verstimmt, weil die Brüder nicht über Nacht bei ihm bleiben wollten; er reichte ihnen nicht die Hand zum Abschied. Bald erwiderte er diesen Besuch und war dabei von vielen Männern begleitet. Er sprach klug und geschickt. Er wollte mich sehen, denn er habe gehört, daß ich krank sei, das habe er bedauert. Unser Kranksein sei nicht vom Volke des Landes verursacht; denn alle freuten sich über unser Kommen, wir seien willkommenen Leute. Bisher hätten die Weißen immer nur die Häuptlinge am See besucht, nun kämen sie endlich zu ihnen. Daß wir Baumwollenzug in das Land brächten, sei wertvoll, noch besser sei es, daß man hoffen könne, unsere Gegenwart werde die Maguanguara abhalten, Einfälle zu machen. Als die Macht des Mbasi in unserer Gegend erschütterte, ja unhaltbar geworden war, verschwand Kajala; er zog hinunter zu Muajabara. Muaihojo aber hat später den Heidenspfuf verleugnet.

Einer der größten Häuptlinge in unserer Nachbarschaft war der eine gute Stunde aufwärts wohnende Muangomo. Er galt als tüchtiger Herrscher und tapferer Krieger, als solcher sollte er mit seiner Schar den Maguanguara übel mitgespielt haben. Als unsere Brüder seine schönen Dörfer besuchten, kam er aus Furcht vor den weißen „Göttern“ nicht zum Vorschein. Erst fünf Monat nach unserer Ankunft besuchte er die Station. Er war ein großer, schöner Mann, mit klugem Gesichtsausdruck und lebhafter, ernster Rede. Sein Gefolge bestand aus stattlichen Leuten und führte treffliche Speere. Als Geschenk brachte er eine schöne Kuh und entschuldigte sein langes Ausbleiben damit, daß er dieses Kind für uns erst haben suchen müssen. Er wisse, daß wir auch für ihn gekommen seien, nicht nur für Muafatungira. Als wir ihm einen Schlachthock anboten, lehnte er dieses Geschenk, ebenso wie ein Schaf, mit dem Bemerkten ab, in dieser Gegend seien ja keine Schafe, er besitze deren viele. Wir freuten uns, diese Art von Stolz bei einem afrikaniischen Häuptling zu finden.

Im November 1892 kam Missionar Rauhaus mit diesem Häuptling in einen Konflikt, der gar leicht eine ernste Gestalt hätte annehmen können. Unser Sachwalter oder Rat in Sachen der Eingeborenen Kumoga besaß ein kurzes Gewehr, das Muangomo, weil es ihm gefiel, für ein anderes Gewehr eintauschte. Der Tausch wurde in Gegenwart und unter Zustimmung der Räte und Weiber des Häuptlings geschlossen, die Beteiligten gaben sich die Hand, und ein dritter schlug durch. So war der Tausch nach dem Volksrecht gültig. Nach einiger Zeit reute den Muangomo trotzdem der Tausch; er kam selbst, dann schickte er Boten und versuchte ihn rückgängig zu machen. Kumogo aber gab dazu nicht seine Einwilligung. Da nahm der Häuptling eines Tages dem Kumoga, der durch sein Land zog, das Gewehr und zugleich ein zweites, das seinem Begleiter Fundig gehörte. Br. Rauhaus ging unbewaffnet in Muangomos Dorf und brachte seine Sache vor dessen ersten Rat. Infolgedessen wurde eine Art „Gedinge“ gehalten, bei dem der Häuptling erscheinen mußte. Der Rat erklärte, Rauhaus klage, weil ihn sein Freund Muangomo getötet habe, indem er ihm seine Waffen nahm; den Einwand, daß das nur dem Kumogo gegolten habe, habe Rauhaus mit der Frage entkräftigt, ob Kumoga das Land „ordne“, das sei nicht der Fall. Rauhaus halte das Land in Ordnung bis zu Merare und Maguanguara. Der Häuptling verantwortete sich. Er sei stets ein Freund der Missionare gewesen, er habe nur deren unartigen Sohn strafen wollen, das zweite Gewehr hätte dessen Begleiter freiwillig ausgeliefert. Das Urteil lautet: „Muangomo, deine Sache ist schlecht, du hast eine schlechte Gelegenheit gewählt, euren Sohn zu strafen. Siehst du nicht, daß du den Weißen geschlagen hast?“ und die Gewehre werden ausgeliefert. Es wird noch ein Schaf gebracht. Rauhaus äußert das Bedenken: „Du willst doch nicht Strafe zahlen?“ nimmt aber dann das Geschenk auf die Versicherung hin an, es sei nur Gabe des Wirtes gegen seinen Gast. Der tüchtige, in blühendem Mannesalter stehende Mann erlag bald darauf (am 4. Mai 1893) einem Schlangenbiß.

Die Häuptlinge wetteiferten miteinander, sich durch Übersendung eines Begrüßungsgegenstandes mit uns zu befreunden. Nach Landesitte erfolgte dann von unserer Seite ein fast gleichwertiges Gegengeschenk. Selbst einige Batingahäuptlinge sandten uns aus ihren Bergneuern Affenfelle und Ziegen. Auch der mächtige Muanjabata kam eines Tages mit geringer Begleitung vom See zu uns herauf. Jedenfalls war es ein Friedenszeichen, daß solche Häuptlinge ungeschert ihre Dörfer verlassen und durch das Land wandern konnten, ohne vor Gefahr besorgt

zu sein. Besonders trat Muanfenja mit uns in lebhaften Verkehr. Auch Mapoeri besuchte uns. Letzterer ist ein schwacher, etwas einfältiger, alter Mann. Muanfenja ist dagegen klug, gewandt und selbst zu Gewalttaten aufgelegt. Auch unter seinen Verwandten finden sich unruhige Geister. So wird im August 1892 berichtet: „Eine Ausnahme im Verhalten gegen die Weißen macht ein junger Häuptling am See, Namens Muakaborofu, ein Nefte des Muanfenja, der täte nichts lieber, als unsere Träger, die Sachen von Karonga hierher bringen, zu überfallen und sich die Güter anzueignen. Die andern Häuptlinge widerstehen ihm aber noch immer und sagen: „Die Sachen, die zu den Freunden bei Muakafungira gehen, sind die unsrigen; denn die Weißen behalten sie nicht, sondern bringen sie unter dem Volk in Umlauf.“

Es ist erfreulich, daß die freundschaftliche Gesinnung, welche die Häuptlinge von Anfang an gegen uns bekundet haben, auch sich bisher betätigt hat. Gewiß hat dazu der Umstand beigetragen, daß wir ihnen gegenüber von Anfang an die richtige Stellung einnahmen. Ich hatte genügende Erfahrung im Verkehr mit ihren Genossen in Südafrika gewonnen, von denen sie sich ja vorteilhaft unterschieden, und die Brüder waren als geborene Südafrikaner ihre Landsleute. Besonders machte sich das bei Missionar Nauhaus bemerkbar, der ja bis zum zwanzigsten Jahre in Südafrika unter und mit dem Volke gelebt hatte. Er hatte ohne weiteres ein richtiges Gefühl für das, was die Leute dachten oder vorbrachten und den richtigen Takt im Umgang mit hoch und gering. Das aber ist für den Vorsteher einer Station, besonders für den Leiter eines Missionskreises, eine ganz besondere Gnadengabe. Wir haben das Zutrauen zu den Ronderhäuptlingen, daß sie sich nicht feindlich gegen das Evangelium oder gegen die Ausbreitung des Christentums im Ronderlande stellen werden. Sollte einer oder der andere Lust haben, solches zu tun, so wird die freiheitliche Verfassung des Volkes genügen, um Christen aus dem Volke Freiheit für Glauben und christliches Leben zu verschaffen.

Eigentümlich und für uns überraschend war das Bestreben der Eingeborenen, das sich gleich in der ersten Zeit bemerkbar machte, uns das Schiedsrichteramt bei solchen Streitigkeiten zu übertragen, bei deren Schlichtung ihre Rechtsmittel versagten. Im Süden war uns in den Ländern, die von heidnischen Häuptlingen regiert wurden, dieser Zug nicht vorgekommen. Dort hätten solche Häuptlinge ihre Untertanen hart gestraft, wenn sie das Urteil der Missionare in Rechtsfällen eingeholt hätten; sie waren despotisch und deshalb mit größter Eifersucht auf Erhaltung ihrer Macht bedacht, sie hätten solch Vorgehen als Abfall, Rebellion und

Verrat angesehen und gehandelt. Hier war das anders. Ob die Leute früher schon wandernde Araber mit diesem Ansehen bekleidet haben, ist ungewiß; aber für die Gegenden am Njassa gilt heute noch Drummonds Wort: „Ein einziger Europäer kann sich in Afrika niederlassen, wo er will, und habe er zwanzig Quadratmeilen Heiden um sich her, so wird er in kurzem ihr König, ihr Gesetzgeber, ihr Richter sein.“ Am Njassa, besonders am Nordende des Sees, wo es keinen weißen Beamten gab, sind denn auch die Kaufleute in Karonga, wie auch die schottischen Missionare von Anfang an Schiedsrichter bei vielen Streitigkeiten gewesen. So mußten auch wir nun Schiedsrichter sein. Nicht nur appellierten Leute bald an uns, wenn sie glaubten, der Häuptling habe ihnen Unrecht getan, sondern auch gerade die Häuptlinge brachten Sachen vor uns, die sie gegeneinander hatten, und wir konnten uns der Aufgabe nicht entziehen, die der Missionar getrost übernehmen kann, ja übernehmen muß, wenn das Vertrauen der Leute ihn zu solchem Amt beruft; er darf sich des Wortes seines Herrn getrösten: „Selig sind die Friedenmacher, denn sie werden Gottes Kinder heißen“.

Mir war die Sache weder bedenklich noch unangenehm, sobald ich wahrnahm, daß die Leute sie als selbstverständlich ansahen, und daß sich beide Teile dem freundlichen Auspruch willig fügten. Denn es ist selbstverständlich, daß solches Schlichten von Streit und solch Raten zum Guten ohne jedes Drohen oder ohne jede Anwendung von Gewaltmaßregeln gegen Unwillige geschehen muß, weil sich sonst der Missionar ja die Rolle eines Häuptlings und weltlichen Richters anmaßen würde. Missionar Nauhaus mußte sich später nach meinem Weggange ebenso mit dem Schlichten von Streitigkeiten befassen. Im August 1892 berichtet er: Solche Streitigkeiten über Frauen werden sehr viel vor mich gebracht. Wenn ich sage: „Seht, wie ihr fertig werdet ohne mich“, so heißt es: „Ja, wir werden schon fertig werden, aber mit den Speeren in der Hand. Du bist unser Vater, ordne du. Bis jetzt behandeln uns alle Häuptlinge so, als wären wir ihre Väter.“ Nun solche väterliche Stellung nahm ich von Anfang an bei den Leuten ein. Daß ich alt war, daß ich schon graue Haare hatte, tat auch seine Wirkung, denn der Afrikaner ehrt das Alter hoch.

Die erste Gelegenheit wahrzunehmen, daß die Leute, daß besonders unser Freund Muafatungira, bereit waren, sich unserer Entscheidung in solchen Angelegenheiten zu fügen, fand sich bald. Wenige Tage nach unserer Ankunft auf dem Pipapika traf ein Gesandter Muanjabaras ein, der um Erneuerung der Medizin für des Häuptlings Augen bat. Der Bote war von seiner Schwester begleitet, die früher hier verheiratet ge-

wesen war; als ihr Mann starb, kehrte sie in ihre Heimat zurück. Jetzt wollte Muakatungira als Erbe des Verstorbenen sie hier behalten. Nach Volksgesetz hatte er dazu unzweifelhaft ein Recht, und dieses Recht verteidigte er mit großer Entschiedenheit. Die Beteiligten brachten die Sache vor mich und beruhigten sich mit meiner Entscheidung, daß die Frau hier nicht festgehalten werden dürfe, da sie unter Geleit eines zu uns gesendeten Boten gekommen sei. Muakatungira solle zu Muanjabara senden und die Sache als Rechtshandel zum Austrag bringen.

Besonders waren wir dankbar erfreut, wenn es unserem Einfluß gelang, Streitigkeiten ernstere Art, die zwischen Häuptlingen ausgebrochen waren, beizulegen und so einen blutigen Zusammenstoß zu verhindern. Ein Weib war von Muangomos Dorf zu Muakatungira geflohen, dem nun der erstere zur Strafe drei Kinder nahm. Es gelang uns die Rückkehr der Frau und dann die Herausgabe des geraubten Viehs zu vermitteln. Muanjabara und Muanjenja verflagten den Häuptling Muai popo in ähnlichen Angelegenheiten, kleinere Häuptlinge verflagten einander, und es gelang uns, diese Zwistigkeiten zur Zufriedenheit der Beteiligten zu schlichten. Unser Sachwalter Kumoga wurde mit freundlicher Mahnung zum Frieden als Schiedsmann abgeandt und erreichte fast immer den erwünschten Zweck. Als im August 1892 Br. Rauhaus wieder einen Vergleich zwischen Muanjenja und Muakafura zu stande gebracht hatte, es handelte sich auch hier wieder um ein fortgelaufenes Weib, sagte der letztere: „Hätte mein Schwager sich nicht hinter die Weißen gesteckt, dann hätte ich es lieber auf Krieg ankommen lassen; aber der Weiße mahnt ja immer zum Frieden.“

Dieser Verkehr mit dem Volke, der sich gleich von Anfang an in so erfreulicher Weise entwickelt hatte, ließ es uns täglich fühlen, daß unsere nächstliegende Pflicht, abgesehen von den nötigen äußeren Arbeiten, das Erlernen der Sprache war. Mir wurde es sehr schwer, Tag für Tag von Leuten umgeben zu sein, mit denen ich mich fast gar nicht verständigen konnte, nachdem ich mich in Transvaal daran gewöhnt hatte, daß zwischen mir und den Eingeborenen ein Hindernis für den Umgang in sprachlicher Hinsicht nicht mehr vorhanden war.

Dabei war die Aufgabe, das Njatsjusa zu erlernen, keineswegs eine leichte. Wenn die Sprache auch zu den Bantudialekten gehört, so zeigt sie doch entschieden mehr Verwandtschaft mit dem Suaheli und Tschinjanja, als mit den südafrikanischen Dialekten. Häufig genug war freilich ein Wort zu hören, dessen Wurzel genau dieselbe wie die des entsprechenden Wortes im Süden war; es kam auch vor, daß

ein kurzer Satz, eine kurze Bemerkung von mir ohne weiteres verstanden wurde; aber da die Grammatik besonders in der Bildung der Verbalformen von den mir bekannten Dialekten bedeutend abwich, war es mir schwer, die Anfänge im Sprechen zu machen. Nun waren leider auch noch keine Hilfsmittel vorhanden, die uns die Sache hätten leichter machen können. Ein kleines Wörterbuch vom verstorbenen Dr. Bain zusammengestellt, das etwa tausend Wörter eines Konde-dialektes enthielt, erwies sich als unbrauchbar. Da war es nun sehr günstig, daß wir Missionar Nauhaus unter uns hatten, dessen Sulu von den Atonga meist sofort verstanden wurde. Wir hatten dadurch an diesen Leuten sichere Dolmetscher, die unendlich brauchbarer waren, als Dolmetscher gewesen wären, die die englische Sprache verstanden. Das Übertragen aus einer europäischen Sprache in eine afrikanische ist eine Kunst; nur der vermag sie auszuüben, der nicht nur die Formen dieser Sprache vollkommen beherrscht, sondern der sich auch in die Gedankenwelt der in Betracht kommenden Völker eingelebt hat; denn von wörtlichem Übersetzen kann nur bei kurzen Sätzen mit einfachstem Inhalt die Rede sein; man muß frei übertragen und oft dem Gedanken eine ganz andere Form geben. Ganz anders ist es, wenn der Europäer sich in einer afrikanischen Sprache ausdrücken kann und dann ein Afrikaner das Gesagte in einen anderen afrikanischen Dialekt überträgt. Da hat der Europäer die geistige Arbeit zu leisten und der Dolmetscher unterzieht sich nur der Mühe, für die Worte des einen Dialekts andere auszusprechen; das kann er fast mechanisch tun, ohne weiter nachzudenken; denn bei der Verwandtschaft der afrikanischen Sprachen miteinander ist das eine verhältnismäßig leichte Sache. So wurde wenigstens unser Verkehr mit dem Volke nicht nur nicht gestört durch falsches Dolmetschen, sondern gestaltete sich von Anfang an lebhaft und vielseitig. Missionar Nauhaus hatte dabei den Vorteil, daß er jeden Satz, den er im Sulu sagte, bald im Konde wiederhörte, so war ihm jedes Dolmetschen bald ein Unterriht, der ihn täglich im Verstehen und Sprechen des Njassuša förderte.

Sobald wir in die ersten kleinen Häuschen eingezogen waren und dort am Abend um einen festen Tisch uns sammeln konnten, auf dem eine hell leuchtende Petroleumlampe stand, begannen wir auch mit systematischer Spracharbeit. Zunächst wurden Wörter gesammelt. Als ich Wangemannhöh verließ, waren wir noch bis zum Ende des Alphabets gekommen, nach dessen Ordnung wir die Worte suchten. Einige wenige Dienste leistete uns bei dieser Arbeit jenes Büchlein von Dr. Bain, daß wir Falsches gleich erkennen und berichtigen konnten. Die Missionare Nau-

haus und Schumann, also die beiden Afrikaner, eigneten sich die Sprache in überraschend kurzer Zeit an. Letztgenannter hatte jeden Morgen eine Stunde oder länger mit dem Volke zu verkehren, da er Kaufherr oder Lagermeister war. Das war für ihn eine gute Schule und förderte seine Fortschritte, für die er ebenso wie Nauhaus durch tüchtige sprachliche Begabung und tüchtige Vorbildung besonders veranlagt war. Unser „Sachwalter“ Kumoga war uns bei diesen Arbeiten eine unschätzbare Hilfe. Er nahm wirklichen Anteil an unserem Forschen und an unseren Fortschritten und wußte auch das Interesse zu würdigen, das wir für die Sagen und Anschauungen des Volkes an den Tag legten. Wenn wir abends beieinandersaßen, beantwortete er die Fragen, die wir stellten, nicht in der scheuen abweisenden Art, durch die Afrikaner im gleichen Fall den Europäern so oft zu verstehen geben, daß sie unwillig sind, solche Auskunft zu geben, sondern er ging auf unsern Gedanken ein und berichtete dann aus eigenem Antriebe, soviel er über den in Rede stehenden Gegenstand zu sagen wußte.

Wenig war es, was wir im Verlauf der ersten Zeit in bezug auf eigentliche Missionsarbeit tun konnten. Wir selbst gaben den Leuten durch unsere täglichen Hausandachten, durch die Bibelstunden, besonders durch strenge Sonntagspause und Heiligung des Sonntags, durch gemeinsamen Gottesdienst ein lebendiges Beispiel, wie Christen ihrem Gotte dienen. Und wenn anderswo der Spruch Wahrheit ist: „vita clericus evangelium est populi“, so ist er unter den scharf beobachtenden Heiden Afrikas doppelte Wahrheit.

Der stille, fromme Wandel unserer Missionare und Handwerker tat seine Wirkung; unsere Weisheit, Güte und Barmherzigkeit wurde gepriesen im Lande und der Acker in den Herzen wurde zubereitet, die Aussaat des Evangeliums aufzunehmen. Mit dem Orakel des Volkes, dem Mbaſi, dessen Sitz nur eine Stunde von Wangemannshöh entfernt war, kamen wir bald in Konflikt, in dem wir nach scharfem Kampfe zunächst den Sieg behielten. Die Verhandlungen, die wir mit dem Volk und mit den Häuptlingen in dieser Angelegenheit führen mußten, gaben uns einige Male willkommene Gelegenheit, gegen den Aberglauben zu zeugen und vor aufmerksamen Hörern von unserer Aufgabe und Botſchaft, sowie von Gott und dem wahren Gottessohne zu zeugen.

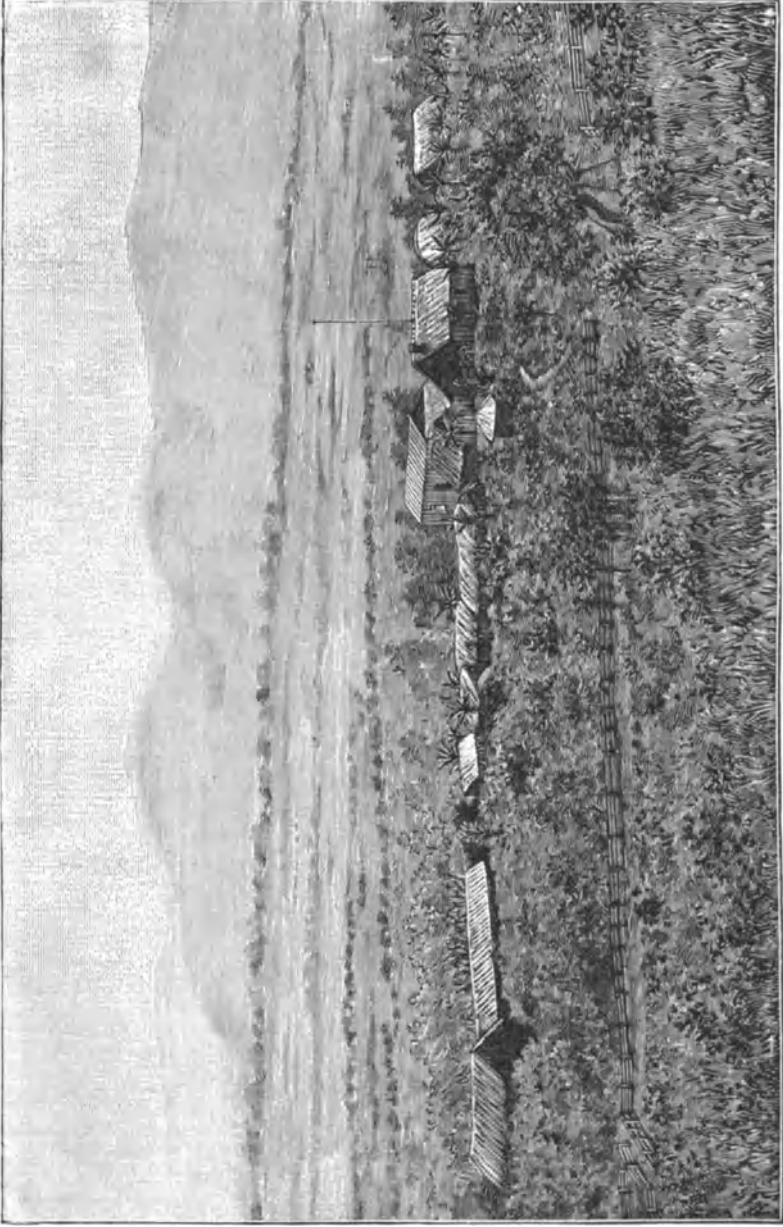
Sonntägliche Gottesdienste konnten für die Kolde aber damals noch nicht gehalten werden. Die Schwierigkeit durch Dolmetscher zu reden, ist groß, wenn die Dolmetscher selbst noch nicht bekehrt und unterwiesen sind und besonders, wenn die Sprache, in der gepredigt werden soll,

noch nicht von kundigen Missionaren daraufhin untersucht ist, welche Ausdrücke sich eignen, für den oder jenen Begriff christlicher Lehre in Gebrauch genommen zu werden. Wer über diese Begriffe selbst unklar ist, wäre geeignet, hierin die schlimmsten Mißgriffe zu machen. Aber an jedem Sonntage hatte Nauhaus eine kleine Gemeinde um sich, der er im Sulu predigte. Unsere Suluchristen, die Mtonga und wer von den Karongoleuten genügend Sulu verstand, hörten andächtig das Wort Gottes an. Einige Schüler, d. h. Erwachsene, fanden sich aber ziemlich bald unter den Männern von Muafatungiras Dorf, dessen Bruder Muampiki selbst sich dabei beteiligte. Die Brüder Nauhaus und Schumann gaben sich viele Mühe mit den Leuten, die aber nicht recht bei der Sache waren und nicht aushielten; denn ihr Begehren war zunächst nur äußerlicher Art. Aber das erste Weihnachtsfest ließen wir nicht vorübergehen, ohne den Versuch zu machen, durch eine größere Feier die Aufmerksamkeit der Leute auf unser eigentliches Ziel zu lenken. Das von Luftsteinen erbaute Haus war unter Dach. Da die Mittelwände noch nicht eingezogen waren, bot es einen geschützten Raum, den wir zu unserer Feier bestimmten.

Als der Abend kam, brannte der Christbaum. Eine Tanne war es nicht, es war ein afrikanisches, für diesen Zweck nicht eben schön zu nennendes Bäumlein. Die Lichtlein, die wir aus dem Wachs des Landes selbst gefertigt hatten, brannten auch nicht so hell, wie wir gewünscht hätten, weil wir schlechte Dochte hatten benutzen müssen. Einige Stäbe hingen als Schmuck an den Zweigen. Alle unsere Arbeiter, sowie unser guter Freund Muafatungira waren zur Feier geladen. Um 8 Uhr wurden die Lichter angezündet, und wir versammelten uns; etwa 40 Eingeborene waren zugegen. Drei der Brüder bliesen mit ihren schönen Blechinstrumenten: „O du selige, o du fröhliche, gnadenbringende Weihnachtszeit“, dann sangen wir: „Vom Himmel hoch da komm ich her“, worauf wir, in deutscher Sprache und Missionar Nauhaus in Sulusprache, Gebete hielten. In beiden Sprachen verlasen wir dann die Weihnachtsgeschichte, dann folgten das deutsche „Stille Nacht“ und endlich predigte ich über Ev. Johannis 3,16 in aller Einfachheit. Missionar Nauhaus gab meine Worte in gutem Sulu wieder, ein Mann, der dieses verstand, verdolmetschte das Gehörte in Tschinjanja, dann endlich sprach Mumoga den Satz in Njassu aus. Das war umständlich und zeitraubend, allein es war herrlich, daß wir den Mund auf tun konnten an diesem Tage und die Liebe Gottes rühmen, die in Christo uns erschienen ist, und erfreulich war es zu sehen, wie ernst und aufmerksam die Hörer waren. Zum Schluß beteten wir wieder und sangen, und endlich erhielten alle Arbeiter Ge-

schente. Muakatungira erhielt eine baumwollene Schärpe. Ich sagte ihnen, daß wir an diesem Tage Geschenke austeilten, weil unsere Herzen froh und dankbar seien für Gottes große Gabe, Jesus Christus seinen eingeborenen Sohn.

Ende Juni verließ Dr. Schumann mit zwei Handwerkern Wangemannshöh, um am Riesberge die Station Manow anzulegen; ich selbst rüstete mich zur Heimkehr, die ich auch am 23. Juni antrat. Die uns gestellte Aufgabe hatten wir durch Gottes Gnade erfüllen können. Wir hatten einen geeigneten Platz in dem uns angewiesenen östlichen Teil des Kondelands besetzt und hatten Grund und Boden an diesem Ort von dem uns befreundeten Häuptling gekauft. Die zunächst notwendigen Gebäude hatten wir fest und solid herstellen können. Zu dem Volk und seinen Häuptlingen standen wir freundlich, mit dem gefürchteten Merere, wie mit dem Bafinga hatten wir freundliche Beziehungen anknüpfen können, alle Fieber- und sonstige Krankheitsfälle waren vorübergegangen, ohne eine Lücke in unsere Reihe zu reißen und ohne daß einer von uns arbeitsunfähig und dauernd siech geworden wäre, und wir konnten daran denken, schon jetzt, neun Monate nach unserer Ankunft, eine zweite Station anzulegen. So war die Stimmung unter uns eine Stimmung des Lobens und Dankens, als wir uns am 7. und 8. Juni zur ersten Konferenz im Kondelande zusammenfanden. Der mir erteilten Vollmacht gemäß konnte ich die Missionare Schumann und Bunt ordinieren und Missionar Rauhaus zum Leiter der Kondemission einsetzen. Zugleich trat nun für diesen Konferenzkreis die Berliner Anweisung in Kraft. Die Missionare waren so weit in der Sprache gefördert, daß man hoffen durfte, ein Anfang in der eigentlichen Missionsarbeit würde bald gemacht werden. Sie standen herzlich und brüderlich zueinander wie zu den Handwerkern, die in trefflicher Weise ihre Aufgabe erfüllt hatten. Wir konnten mit Vertrauen in die Zukunft schauen. Doch aber lag ein tiefer Schatten über dem schönen Bilde. Eben drang die furchtbare Kinderpest im Kondelande ein, von Dorf sprang sie über zu Dorf, ein Stall nach dem andern wurde leer. Auch wir verloren bald von unserem schönen Viehstand über 30 Stück. Die Seuche vernichtete auch unsere Hoffnung, bald mit einem Ochsenwagen im Kondeland von Ort zu Ort ziehen zu können. Missionar Rauhaus hatte ein kleines Gespann zusammengestellt, das nach südafrikanischer Weise angespannt und regiert wurde. Trecktaue und Rieme waren aus Büffelfell bereitet. Die Konde sahen nicht nur mit Erstaunen, sondern auch mit Mitleiden zu, wie das ihnen so liebe Vieh geplagt, ja, mit der Ochsenpeitsche geschlagen wurde. Bald genug aber war der Ochsen-



Wangemannsböh im Juni 1892. Ansicht von Osten.

peitsche Knall wieder verstummt. Die Ställe waren leer, und kein Vieh ging mehr auf die Weide. Uns jammerte des Volkes, das am wenigsten verstehen konnte, weshalb gerade jetzt mit den Anfängen unserer Arbeit das Hereinbrechen dieser Landplage zusammenfalle. Die Seuche wurde Ursache, daß die Missionare sehr bald noch einmal in schwere Kämpfe verwickelt wurden mit dem Mbaſi.

Der Kampf zwischen Christentum und Heidentum entbrannte schon in der Zeit unserer Anfangsarbeit im Kondelande und gewann eine ausgeprägte Gestalt in unserem Kampf mit dem Volksorakel des Mbaſi.

Der Sitz dieses Orakels scheint im Kondelande oft gewechselt zu haben. Unten am See findet sich in der Nähe der Mündung des Mbaſi-Flusses eine wasserreiche Lagune, die den Namen Lu-Baſi führt, man könnte das „Stätte des Mbaſi“ deuten. In die Gegend am oberen Rufirio war der Spuk vor wenigen Jahren eingewandert. Der Häuptling Muaihojo hatte sich mit den übrigen Häuptlingen verfeindet, und als er, von seinen Gegnern gedrängt, am Gebirge Zuflucht suchte, ließ sich dort plötzlich nah bei seinem neuen Wohnort die Stimme des geheimnisvollen Weissagers bei nächtlicher Weile vernehmen. Es hatte den Anschein, als ob nicht nur der genannte, sondern als ob ein Kreis von eingeweihten Machthabern aus dem Glauben des Volkes an diesen Spuk Vorteil gezogen haben; es war ja so leicht, die öffentliche Meinung durch das nächtliche Treiben in dieser oder jener Weise zu beeinflussen. Die großen Häuptlinge Muanjenja und Muanjabara schienen zu diesen „Wissenden“ zu gehören, während andere Häuptlinge von geringer Macht, wie Muafakura und Muafatungira zu den Betrogenen gehörten. Uns konnte der Kampf mit dem Heidentum nicht erspart bleiben; denn von unserer Station aus konnten wir die Bananenpflanzung und die Bäume sehen, die die Hütten und Ställe der Diener und Weiber des Mbaſi beschatteten.

Die schlauen Unternehmer der betriebenen Geschäfte mochten es wohl für ratsam halten, zu untersuchen, wie die weißen Fremdlinge sich zu ihrem Treiben stellen würden, sie überraschten uns. Denn eines Tages erschien ein großer Haufe Volks, der Abgesandte des Mbaſi zu uns begleitete. Die Hauptperson war ein verhältnismäßig junger Mann von grauer, kränklicher Farbe, mageren Leibes, mit hohlen Wangen und rollenden Augen. Der Mensch machte den Eindruck eines Dämonischen. Er wurde von einem älteren Mann begleitet, der uns als dreister Schwäger schon öfter aufgefallen war, der führte auch heute das Wort. Er bringe zu uns und stelle uns vor den Kuhhirten des Mbaſi, der aber nicht etwa der Mbaſi selber sei. Dieser, den man auch Satan nenne, sei unsichtbar,

aber er sei gegenwärtig, wo er sein wolle; denn unter der Erde gelange er überall hin. Er verstehe alle Sprachen und gebe die richtige Antwort auf alle Fragen. Er besuche die Häuptlinge ungesehen, erbitte dann Vieh von ihnen und erhalte es. Er kenne uns, er habe uns aus unserem Lande gerufen; nun sende er seinen Gruß und lasse uns sagen, es sei gut, daß wir gekommen seien. Er wolle uns auch Vieh senden als Begrüßungsgabe; wir würden dann das Gegengeschenk an Baumwollensstoff ja nicht verweigern. Muakatungira und viele seines Volks bildeten bei dieser Unterredung einen Kreis um uns und lauschten dem Gespräch mit sichtbar größter Teilnahme und gespanntester Aufmerksamkeit. Wenn doch solche Leute hätten zugegen sein können, die behaupten, daß die Bantuneger nicht ernst genug seien, um über religiöse Fragen nachzudenken. Hier malte sich auf den Gesichtern aller Anwesenden tiefer Ernst, und es herrschte ringsum Totenstille. Man war sichtlich darauf gespannt, was wir antworten würden. Wir erklärten, daß Gott sich in dem Mbasi nicht offenbare; er habe sich geoffenbart in seinem Sohne, dessen Wort und Lehre dem Volke kundzutun, sei unsere Aufgabe, sei der Zweck unseres Kommens. Wir könnten dem Teufel Mbasi kein Gegengeschenk machen, darum könnten wir auch von ihm kein Geschenk annehmen. Der alte Sprecher zog sich geschickt genug aus der Enge, in die er geraten war, durch die Bemerkung, es sei in jedem Falle ein frohes Ereignis, daß wir in das Land gekommen seien; denn wir brächten Baumwollensstoff unter das Volk, und das sei preisenswert.

Zwei Wochen lang hörten wir nichts von dem Spuk. Da meldeten sich eines Tages zwei Weiber, die sich für Frauen des Mbasi ausgaben. Vier Weiber habe er, so sagte man. Es war ein neuer Versuch zu ergründen, wie wir uns zu dem Mbasi stellen würden. Die eine der beiden Frauen trug ein hübsches, feistes Kindchen auf dem Rücken. Ich sagte ihnen, daß ich mich freute, sie zu sehen, daß ich sie aber bedaure, da sie einen Mann hätten, den man niemals sehen könnte. Die jüngere der beiden errötete, d. h. das Blut färbte ihre Wangen lebhafter braun; sie schämte sich sichtlich, nicht so die ältere, die ausgelehnter zu sein schien. Sehen könnte man den Mbasi niemals, man höre nur seine Stimme, erwiderte sie und mochte meinen, daß meine Äußerung Willigkeit deute, an den Betrug zu glauben. Ich sagte, daß wir kein Verlangen hätten, den Mbasi zu sehen oder auch zu hören; wenn sie aber die Station besuchen wollten, um Nahrungsmittel zu verkaufen oder um Medizin zu erbitten, so solle ihnen das unbenommen sein. Besonders würden wir uns freuen, wenn sie später hier zum Gottesdienst kommen wollten. Auch diese Weiber

hatten wir ohne Geschenk entlassen, so mochte es den Hintermännern klar sein, daß wir uns niemals mit ihnen befreunden, mit ihnen gemeinsame Sache machen würden. Denn wir hielten dem Volke gegenüber mit unserer Meinung nicht zurück. Auch unsere Arbeiter nötigten uns zur Ansprache. Sie hatten aus Neugierde einigen nächtlichen Versammlungen in jenem Dorfe beigewohnt. Eine zirpende Stimme, so erzählten sie, hätte sich hören lassen, bald aus dem, bald aus jenem Bananengebüsch; manchmal habe man eine lange menschliche Figur von dem einen Busch zum andern springen sehen. Einige Zuhörer hätten unversehens Schläge erhalten; wer den Schlag dabei geführt habe, wisse man nicht. Da mochte nun dem Mbaſi-Ringe die Zeit als gekommen erscheinen, es mit Feindschaft und mit Widerstand gegen uns zu versuchen. Das Ausbleiben des Regens, über das alles klagte, schien dazu günstig zu sein. Denn eines Morgens erzählten die Leute, der Mbaſi habe in der Nacht wider uns getobt. „Die Weißen sind es, die dem Regen wehren, sie bauen nicht das Land, sie brauchen ihn nicht, euch Kunde aber wollen sie verarmen lassen. Tötet die Weißen mit Speeren, nehmt ihnen den Baumwollstoff!“ so ertönte der Befehl, den die Flüsterstimme bei nächtlicher Weile erteilte. Nun mochte der Mbaſi wohl selber wissen, daß die Leute nicht versuchen würden, diesem Befehl wirklich nachzukommen; darum änderte er sein Wort bald selbst dahingehend, man solle uns kein Korn und keinerlei Speise mehr verkaufen; die Weiber sollten kein Wasser mehr zum Ziegelstreichen, kein Gras zum Decken der Häuser und kein Holz zum Bauen mehr herbeitragen. Die Häuptlinge aber sollten bei ihren Dörfern Markpfähle setzen an die Wege, die zu den Weißen führten; wer trotzdem bei diesen vorüber zu uns ginge, solle bestraft werden.

Diese Rede tat ihre Wirkung. Man kannte uns ja nicht, über die geheimnisvollen Weißen mußte der Mbaſi ja am besten unterrichtet sein. Wer konnte wissen, welches Elend wir noch über das Land bringen würden; solche, die ausgesprochenerweise unsere Freunde waren, mußten dann ja dafür leiden. Wer wollte auch am Unglück des Landes mit schuldig sein. So war es begreiflich, daß viele Häuptlinge dem Befehl Folge leisteten, und daß das Volk sich einschüchtern ließ. Während bis dahin an jedem Morgen eine große Menge von Leuten ihre Erzeugnisse, in der letzten Zeit auch viel Bauholz, zum Verkauf gebracht hatten, wurde es plötzlich leer auf unserm Plage. Nur wenige wagten das Gebot Mbaſis zu verachten. Unter den wenigen waren unser Muafatungira und einige seiner nächsten Verwandten. Sein mehr selbständig stehender Bruder Muajande pflanzte einen Markpfahl bei einem Dorf und verbot seinen

Leuten, uns zu dienen, wurde aber von Muafatungira dafür bestraft. Mit großer Aufmerksamkeit beobachtete man unser Tun; nichts, was als ein verdächtiges Zeichen gedeutet werden konnte, blieb von den Heiden unbemerkt. Besonders waren unsere meteorologischen Instrumente ihnen unheimlich, der Regennmesser, dessen Bestand genau untersucht und dann jedesmal wie bei Darbringung eines Trankopfers ausgegossen wurde, ebenso die drei Thermometer, die ich täglich dreimal untersuchte, deren Stand ich jedesmal notierte. Und da ich mich auch nach den Wolken umjah und dann den Finger in die Luft hielt, um die Windrichtung zu erkunden, hieß es beim Volke: „Ihr seht es ja alle selbst. Der Omfurumba (d. h. der „Alte“ oder der „Große“) sieht sich nach Wolken um, zeigt eine sich, so droht er ihr, dann flieht sie sofort. Der Alte jagt den Regen fort.“ Mir war es von nun an unangenehm, daß man mich spähenden Blickes bei meinen Thermometern beobachtete, und daß sich die Leute auch wohl in selbstbefriedigter Weise darauf aufmerksam machten, wenn ich dann die Hand erhob, etwa in dem Sinne: „Nun haben wir es selbst gesehen, was bedürfen wir weiter Zeugnis!“

Muafatungira aber wurde immer gewisser in seinem Vertrauen zu uns. Er hörte willig unsere Belehrungen an, daß Gott allein Regen geben könne, und daß niemand, weder ein schwarzer noch ein weißer Mann Regen machen oder dem Regen wehren könne. Als er einen kranken Knaben brachte, gab ich dem willig Medizin, sagte ihm aber, ob er nicht sähe, daß ich ein gütiges Herz habe. Ich verbände die Kranken und wüsche täglich ihre Wunden, wie die Leute nur glauben könnten, daß wir ihnen nicht den Regen gönnten, daß wir ihr Verderben wollten; Missionare täten den Leuten nur Gutes, täten ihnen niemals Schaden. Er stimmte zu, es sei alles wahr; er selbst habe den Leuten schon gesagt, es sei töricht, uns für das Ausbleiben des Regens verantwortlich zu machen. Zwei dürre Jahre hätten sie hier nun schon gehabt, obschon keine Weißen im Lande gewesen wären, wer sei denn damals daran schuld gewesen?

Unter den Leuten, die durch den Befehl Mbafis in förmliche Gerwissensnöte gerieten, war auch der alte, gute, aber schwache Muafasura. Auf seinen Dörfern hatte man sich geweigert, unseren Arbeitern Speise zu verkaufen; als der alte Mann uns dann besuchte, strafte ich ihn deshalb. Er entschuldigte sich nach Kräften. Einen Markpfahl habe er nicht an den Weg gepflanzt. Unsere Leute sollten mit ihm gehen und den namhaft machen, der feindliche Rede gegen uns habe laut werden lassen. Dann sprach Muafatungira wieder sehr verständig mit seinem alten Oheim: „Ich habe dich gefragt, als die Weißen kamen, ob ich sie aufnehmen sollte,

da hast du mir geraten, ich solle es tun. Nun aber hast du dich von den Weißen, denen ich vertraue, abgewendet und hast auf den Mbaſi mehr gehört als auf sie!“ Gegen uns sprach der junge Häuptling sich dahin aus, er glaube, daß das Volk sich von Mbaſi abwenden werde, denn wir seien besser als der. Wir hätten bisher niemandem etwas genommen, kein Weib, kein Kind, kein Schaf. Der Mbaſi aber nehme nur, er kaufe nichts, noch weniger schenke er jemandem etwas. Das aber wolle den Leuten nicht mehr gefallen.

Wenn der junge Häuptling sich durch diese Worte über den Mbaſi beklagte, so hatte er dazu noch einen ganz besonderen Grund. Er erzählte, er habe früher ein junges Weib, die Kinjorobi, genommen, und plötzlich habe es geheißten, daß der Mbaſi die haben wolle. Er habe das Weib fliehen lassen und habe so versucht, sich aus der Schlinge zu ziehen; aber die andern Häuptlinge hätten ihm gedroht und hätten gefordert, er müsse den Mbaſi zufriedenstellen um des allgemeinen Wohles willen. Endlich habe er das Weib hergegeben; denn-damals habe er noch geglaubt, daß der Mbaſi „ſiara“, d. h. Gott oder göttlich sei. Diese Kinjorobi wurde nun der Zankapfel zwischen dem Mbaſi und dem jungen Häuptling. Sie spielte von jetzt an auch in unserem Kampf mit dem Lügenpropheten eine bedeutende Rolle. Im Januar des Jahres 1892 kam das Weib nämlich plötzlich zu Muakabungira zurück; aber die Großen des Dorfes, die des Mbaſi Rache fürchteten, brachten sie wieder zurück zu ihrem unsichtbaren Herrn. Bald entfloh sie dem zum zweitenmal, und weil selbst der alte Muakabungira drängte, Muakabungira dürfe sie nicht behalten, brachte er die Sache vor uns. Wir gaben den Rat, er solle den Anwalt des Mbaſi selbst mit der Frau reden lassen, wolle sie zurück, so solle er sie nicht mit Gewalt hindern, andererseits solle er niemandem erlauben, die Frau mit Gewalt von ihm fortzuführen. So blieb die Frau, aber des jungen Häuptlings Vertrauen zu uns sollte auf eine harte Probe gestellt werden. Er wurde krank und glaubte nun selbst, daß die Helfershelfer ihn bezaubert oder vergiftet hätten. Dem alten Muakabungira aber fuhr die Angst in alle Glieder. In seiner Gewissensnot bat er mich um eine Unterredung. Er begann damit, daß er sagte, sie hätten früher von dem Vieh und dem Baumwollstoff, d. h. von dem Segen des Mbaſi gelebt. Jetzt seien wir an dessen Stelle getreten; wir seien jetzt die Wohltäter dieses Landes. Es gäbe aber noch Leute, die an dem Mbaſi hingen, die haſten ihn, weil er zugegeben habe, daß Muakabungira die Kinjorobi behalte. Wenn der Mbaſi nicht ein Gott sei, wie er früher geglaubt habe, so habe er Lust, das Vieh zurückzufordern, das er ihm früher gegeben habe. Ich riet

ihm, er solle die Sache ein wenig länger ruhen lassen, das Vieh weide dort. Es werde die Zeit kommen, in der auch die anderen Häuptlinge erkennen würden, daß Mbafi nichts sei. „Sieh“, antwortete dann der alte Häuptling, indem er damit den eigentlichen Grund seiner Unruhe aufdeckte, „ich fürchte nicht die Häuptlinge; ich fürchte nicht mit Menschen zu kriegen; aber ich fürchte die unsichtbare Gewalt des Mbafi. Ich fürchte, daß er mich straft. Seit ich mich von ihm abgewendet habe, bin ich krank. Muakatungira ist auch krank geworden.“ „Es ist nur ein Gott,“ war meine Antwort, „der hat alles geschaffen und regiert alles. Der Mbafi ist nicht Gott, Gott ist stärker als er. Wir beten zu Gott, bete auch du zu ihm, dann wird er dich schützen.“ „Das will ich gern glauben,“ erwiderte Muakafuri; „aber es ist doch schwer, daß die anderen Häuptlinge mich hassen,“ worauf ich ihm sagte, daß das Wort Christi die größten Reiche der Welt überwunden habe; es werde auch die Kondehäuptlinge überwinden. Der Alte bat darauf dringend, wir sollten die Häuptlinge des Landes zusammenrufen und ihnen sagen, was es mit dem Mbafi für eine Bewandnis habe; denn Mbafi lüge den Leuten vor, daß wir seine Freunde seien, daß wir mit ihm im besten Einvernehmen stünden. Das zu tun, wenn die rechte Zeit gekommen sei, versprachen wir. Darüber, wie über alle unsere Ermahnungen und Belehrungen war er sehr erfreut, wir hätten gute Worte gesprochen.

Muakatungira aber blieb krank. Endlich nahm ich ihn hinauf auf die Station, um ihn ordentlich behandeln zu können. Einer der Arbeiter räumte ihm sein Häuschen ein. Nach einiger Zeit aber schien er endlich genesen zu sein; aber sofort, nachdem er in sein Dorf zurückgekehrt war, wurde er aufs neue todkrank; er hatte 130—140 Pulsschläge in der Minute. Endlich, nachdem es mir gelungen war, ihn am Nebengebrauch anderer Mittel zu hindern, genas er langsam und konnte nach einigen Wochen in sein Dorf zurückkehren. Das wurde von Freund und Feind dann wie ein Sieg angesehen, den wir über den Mbafi davongetragen hatten.

Der Kuhhirte Muamajungubo, der wohl die Seele des ganzen Spufes war, ruhte aber nicht. Er konnte wohl den Verlust der Kinjorobi nicht verschmerzen. Er drang in die umwohnenden Häuptlinge; sie sollten ihm die Frau wiederschaffen; sie sollten den Muakatundira für seinen Abfall bekriegen und strafen. Indessen fand er kein Gehör. Mbafi sei ein Lügner, hieß es; einmal habe er das Volk des Tales angerufen zu einer Strafexpedition gegen Muakarobo, der aber habe dann den Sieg behalten, auch seien die Weißen gegen den Mbafi.

Wenn nun an dem Mbaſi das Wort des Herrn ſich neu bewahrheitete, daß der Teufel der Vater der Lüge ſei, ſo ſchien er doch die Wahrheit nicht zu erkennen, die in dem Sprichwort zum vollſtändigen Ausdruck kommt: „Lügen haben kurze Beine.“ Er verſuchte jezt wieder dem Volke vorzureden, wir ſeien ſeine Freunde. Die Weißen würden ſelbſt den Muakabungira ſtrafen, weil er die Kinjorobi genommen habe. Nachts beſuche er uns auf ſeinen unterirdiſchen Wanderungen und ſei mit uns fröhlich. Er habe uns Miſſionare ins Land gerufen und vom See heraufgeführt. Wenn man ihm nicht die Kinjorobi wiedergäbe, ſo werde er mit uns das Land verlaſſen und die Banjaſjuſa alle mitnehmen. Wir hatten die Zuverſicht, daß dieſe Lügen ſich ſelbſt richten würden; denn das Volk war geneigt, unſeren Ausſagen Glauben zu ſchenken, und ſein Vertrauen zu uns wuchs ſicherlich, je mehr wir in näheren Verkehr mit ihm treten konnten.

Bald ſollte die Angelegenheit zu einer Kriſis kommen. Muakabungira gewann Mut, den Kampf mit Mbaſi fortzuſetzen. Der Muamabungubo ſchlug nämlich die Mutter der Kinjorobi und ſchimpfte ſie, weil ſie ſich dem nicht widerſetzt habe, daß ihre Tochter dem Mbaſi untreu geworden; das wollte ſich nun der junge Häuptling nicht gefallen laſſen, um ſo mehr, als jener Teufelsmensch urſprünglich zu ſeinen Untertanen gehört hatte.

Muakabungira begab ſich ſelbſt nach des Mbaſi Dorf, nahm aber zu dieſem Gange unſeren Kumoga mit. Als er die Häuser, wo die Leute des Mbaſi ſich aufhielten, erreicht hatte, erhoben die Weiber Kriegsgeheul, daraufhin kam der Häuptling Muaihojo mit ſeinen Männern herbei; als er aber hörte, um wen und um was es ſich handle, miſchte er ſich nicht in die Angelegenheit, denn der Muamabungubo ſei ein ſchlechter Menſch. Nach Kumoga warf dieſer mit einem Speer, und ſeinem Häuptling Muakabungira drohte er, wenn er ihn ſchlage, werde ſeines Bleibens nicht mehr auf Erden ſein. Er werde ſein Dorf in die Luft bauen müſſen, denn er werde ſich rächen. Uns war es nicht recht, daß man den Gefangenen nach Kumoga's Hauſe gebracht hatte, welches auf dem Stationsgrunde liegt. Einige von uns gingen deſhalb hinunter und löſten ſeine Bande. Jezt war er ganz zahm vor Furcht, er nannte die Brüder „Kiara“, d. h. Gott, leugnete alle Gemeinſchaft mit Mbaſi ab, das Vieh, das er hütete, hätten die Häuptlinge ihm gebracht; er kam dann mit herauf nach der Station, wo wir ſeine Striemen verbanden. Vor mir behauptete er, jene Frau nicht geſchlagen zu haben, die ſei auch ſeine Mutter, wie könne er ſeine Mutter ſchlagen! Die Frau ſelbſt verſuchte vor mir allein, wie auch vor Muakabungira, den ich hinzuzog, den Menſchen in Schutz

zu nehmen, ja, behauptete nun sogar, von ihm nicht geschlagen zu sein, auf ihre frühere Aussage hingewiesen, schwieg sie still. Die Angeklagte aber verstrickte sich in Lügen, endlich stand ihm die Frau offen bei, der Mensch verkehre mit Gott, Mbasji sei Gott. Das gab uns Anlaß, ernstlich den Lügenspuk zu brandmarken. Dem Teufelshirten aber gaben wir nun Speise und Salbe für seine Striemen. Am liebsten wäre er gleich wieder heimgekehrt; aber wir hielten nun die Zeit für gekommen, die Häuptlinge zu einer Beratung einzuladen, damit die Sache des Mbasji erörtert werden könne und hätten es gern gesehen, wenn der Muamafungubo, welcher mehr und mehr als der eigentliche Mittelpunkt des Mbasjiorafels erschien, dabei zugegen gewesen wäre, dazu aber hatte der Genannte augenscheinlich keine Lust, denn bei nächtlicher Weile verschwand er spurlos.

Nachdem zwei unserer Leute den umwohnenden Häuptlingen unsere Einladung überbracht hatten, erschienen am 29. April die Abgesandten von vier größeren Mächten, Muafatungira und Muaihojo erschienen in Person.

In der Mittelstube unseres neuen Wohnhauses versammelten wir uns, der Eßtisch war entfernt, und an der Fensterwand hatten wir vier Missionare Platz genommen; den beiden Häuptlingen gaben wir Stühle; die übrigen setzten sich, wie üblich, auf den Fußboden nieder. Ich eröffnete dann die Verhandlungen mit einer Ansprache, des Inhalts, wir seien ins Land gekommen, um Frieden zu bringen; wir wollten den Frieden auch unter ihnen fördern; drum hätten wir sie zusammenberufen, damit eine Angelegenheit beraten werden könne, über welche Streit auszubrechen drohe. Als wir hierher gekommen seien, habe Mbasji zu uns geschickt und uns sagen lassen, er sei Gott, er wisse alles. Wir hätten damals geantwortet: „Gott kennen wir, Gott redet nicht aus Felsen, Steinen und Bäumen. Gott hat alle Menschen gemacht, die Banjakusja und die Weißen. Wir kennen Gottes Wort, welches er durch seinen Sohn geredet hat. Mbasji ist ein Lügner. Dann seien Weiber zu uns gekommen, die hätten gesagt, sie seien Mbasjis Weiber; wir aber hätten erwidert: „Gott hat keine Weiber, Mbasji lügt.“ „Nun,“ so fuhrn wir fort, „ist jetzt eine dieser Frauen zu Muafatungira, ihrem früheren Mann, zurückgekommen, darüber ist Streit entstanden; denn einige sagen, die Frau ist geraubt worden. Darauf hat der Kuhhirte des Mbasji des Muafatungira Schwiegermutter geschlagen, wofür ihn Muafatungira bestraft hat; wir haben ihn gepflegt und wollten, er solle heute hier unter uns sein, um seine Sache zu vertreten; allein der Mensch ist entflohen, er hat kein gutes Gewissen; nun müssen wir in seiner Abwesenheit verhandeln. Mbasji hat ausgepörrt, er sei unser Bruder und verkehre mit uns des

Nachts, das sind Lügen. Mbaſi iſt ein Lügner, er iſt nicht Gott. Gott iſt gut, Mbaſi iſt ſchlecht. Als es im Frühjahr nicht bald regnen wollte, hat er geſagt, man ſolle uns, die Weißen, töten, das iſt ſchlecht geweſen. Endlich hat er gedroht, die Muanguara, die Feinde der Bariaſuſa, zu rufen. Das war ebenſo ſchlecht. Es gibt nur einen Gott. Der iſt gut, der will den Menſchen Frieden ſchenken und Liebe erweiſen. Von Mbaſi iſt nichts Gutes gekommen, von Gott aber kommt Gutes. Daß die weißen Leute ſo viel verſtehen, daß ſie ſo viele wunderbare Dinge verfertigen, das kommt von Gott; ſie haben Gottes Wort und kennen ſeinen Willen.“ Als ich geendet hatte, ergriff Muaihojo das Wort; es lag ihm daran, zu beweifen, daß auch er es nicht mehr mit dem Mbaſi halte. Sie hätten ſich alle vor dem Mbaſi gefürchtet, ſagte er, weil ſie ihn nicht hätten ſehen können, ſie hätten nur ſeine Stimmen gehört. Mit uns ſei das etwas anderes, uns könnten ſie mit ihren Augen ſehen, das ſei beſſer. Mehrere Stimmen ließen ſich nun vernehmen, Gott habe ihnen ſein Buch verſagt, darum hätten ſie ſich an die Offenbarung des Mbaſi gehalten und hätten der zugestimmt. Jetzt aber ſei auch für ſie das Buch gekommen, ſo wollten ſie nun dem Buche glauben und folgen und dabei in Frieden ihr Land beſtellen. Da nahm ich die Bibel in die Hand, zeigte ſie der Verſammlung und ſagte: „Seht, das iſt das Wort Gottes. In dieſem Buche ſteht viel, ſehr viel Gutes. Das wollen wir euch lehren.“ Als der Dolmetſcher aus eigenem Antriebe betonte, die Kinder ſollten lernen, nahm der Geſandte des Häuptlings Muakiambo Anlaß, hervorzuheben, daß nicht nur die Kinder lernen ſollten, ſie, die Alten, wollten auch lernen, wollten auch das Buch kennen, worauf ich erklärte, daß ich bald wieder das Land verlaſſen würde; aber die jungen Miſſionare ſeien hierher gekommen, um zu bleiben und um Gottes Wort zu lehren, nicht um Elfenbein oder Vieh zu kaufen.

Mehrere ließen ſich nun vernehmen, das ſei gut geſprochen, früher ſei ein jeder von ihnen ſeinen eigenen Weg gegangen; jetzt würden ſie zuſammenhalten, würden auch zuſammen dem Feind entgentreten, wenn die Maganguara kämen. Der Geſandte Muakiambos aber erklärte noch folgendes: „Als Mbaſi ſich hier am Rufirio zuerſt hören ließ, haben wir hingehen wollen, um die Sache zu unterſuchen; wir wollten wiſſen, wer er eigentlich ſei, aber die Mehrzahl der Häuptlinge glaubte, er ſei Gott und wollte nichts davon hören.“ Wir aber ermahnten nun, ſie möchten ſich jetzt in dieſer Angelegenheit einigen, damit nicht weiter Streit entſtehe; ſie ſollten beſchließen, was aus den Weibern des Mbaſi und was aus ſeinem Vieh werden ſollte.

Nun hatten die alten Herren aber schon zu lange nicht geraucht. Einer brachte die große Kondewasserpfeife herein und die, welche am meisten ermüdet waren, taten einige hastige Züge.

Der Gesandte Muakiambo, welcher Häuptling eine Autorität über die anderen Häuptlinge ausübt, hatte nun eine Klage vorzubringen. In früheren Zeiten hatte Mbafi, wenn er eine Frau begehrte, zu Muakiambo geschickt, der habe dann die Sache geregelt, bei der Frau des Muafatungira sei das nicht geschehen, er wolle wissen, wer denn eigentlich diese Frau dem Mbafi gegeben habe. Das zielte auf Muaihojo, den er nun sofort beschuldigte, Urheber des ganzen Mbafisputzes zu sein. Als die Maguanguara vor Jahren einen Einfall in das Land gemacht hätten, habe Muaihojo die Gelegenheit benützt und habe das Vieh des Häuptlings Muangomo geraubt. Die übrigen Häuptlinge hätten ihn zur Strafe aus dem Lande hinauszagen wollen, da habe Muaihojo zu seiner Rettung den Mbafi geholt und ihm Vieh und Frauen verschafft. Muakiambo habe mit dem Mbafi nichts zu schaffen. Damit war man auf politisches Gebiet geraten, und Muaihojo wurde nun auch von anderen Seiten angegriffen; es dunkelte aber bereits, und man strebte nach Haus, um, wie die Konde dann zu sagen pflegen, die Kinder für die Nacht anzubinden. Als ich ihn fragte, welches der Beschluß in Sachen Mbafis nun sei, sagte der Gesandte Muakiambo: „Wir haben dem Mbafi keine Kinder gegeben, wenn aber Kinder von uns dort wären, würden wir sie morgen holen.“ Dann brachen alle auf, aber noch im Fortgehen schalten sie Muaihojo aus, welcher vielleicht froh war, daß es damit allein sein Beenden haben sollte.

Nach einiger Zeit erschien auch der Häuptling Muangoma und entschuldigte sich, der Regen habe ihn verhindert, an der Versammlung teilzunehmen; er sei aber nun gekommen, um zu hören, was unsere Meinung über den Mbafi sei. Wir wiederholten, was wir gestern darüber gesagt hatten. Er erzählte dann, als Muaihojo den Mbafi gebracht hätte, habe er ihm ein Kind gegeben, denn es sei die Rede gegangen, nun würden alle Krankheiten aufhören, die Menschen würden nun nicht mehr sterben. Als dann alles blieb, wie es früher gewesen war, habe er sein Kind zurückfordern wollen, aber das Volk habe das nicht gut geheißen, denn es werde das Unglück über das Land bringen. Einmal sei er gegangen, um Mbafi zu sehen, denn es habe geheißen, daß Muaihojo ihn mit Augen sehe und Muafatungira auch, die hätten Mbafi beschrieben, er trage viele und schöne Ringe um den Leib. Er habe ihn bei Tage sehen wollen, da habe es aber geheißen: „Nein, der Mbafi läßt sich nur bei Nacht

sehen.“ Darauf sei er nächtlicherweile hingegangen, er habe lange warten müssen; endlich aber habe sich eine dünne Stimme hören lassen, die aber habe ihn ausgescholten mit Schimpfreden. Da habe er zu seinen Begleitern gesagt: „Bleibt hier, wenn ihr wollt, ich habe nicht Lust mich schelten zu lassen, ich gehe nach Haus“ und sei fortgegangen. Später sei er noch einmal hingegangen, er habe dort in seiner Hütte gefessen. Als es schon dunkel geworden sei, wäre plötzlich ein Mensch in der Hütte umhergesprungen, hätte die Leute geschlagen, das Feuer auseinandergeworfen und sei dann fortgesprungen, das hätte Mbaſi sein sollen. Nun wolle er sein Vieh wieder haben, ob aber Mbaſi ihm auch wirklich nichts anhaben könne, wolle er wissen. Wir redeten ihm nur von dem wahren Gott, an den er glauben solle, und zu dem solle er beten. Er wollte aber, wir sollten zu Mbaſi schicken und sein Vieh zurückfordern, was zu tun wir ihm jedoch abschlagen mußten.

Bald tat nun auch Muakabungira einen weiteren entscheidenden Schritt. Er ging und holte sechs Rinder, die zu der Herde des Mbaſi gehörten, nahm davon die, welche einst sein Eigentum gewesen waren und gab auch die anderen ihren früheren Eigentümern zurück. Der Muamabungubo war über den Rufirio geflohen; es war ihm aber gelungen, andere Rinder mitzunehmen. Die Weiber des Mbaſi aber kehrten zu ihren Vätern zurück; das Dorf, in dem der Spuk noch vor wenigen Monaten sein übermütig tolles Wesen trieb, stand verlassen; es war öde und leer geworden.

So hatten wir in kurzer Zeit einen Sieg erröchten gegen diese Ausgestaltung des uns gegenüberstehenden Heidentums und waren Gott dafür von Herzen dankbar. Dennoch war es uns wohl bewußt, daß der daran haftende Aberglaube des Volkes noch nicht wirklich überwunden sei und daß wir erwarten konnten, es werde der Mbaſi sein Haupt wieder erheben, sobald irgend welche Vorgänge im Volksleben seine Diener dazu ermutigten. Daß der Anlaß dazu aber so bald würde gefunden sein, daß schon die allernächste Zukunft schwere Kämpfe mit ihm bringen sollte, konnten wir freilich nicht ahnen. Alles ließ sich friedlich an, freudig taten wir unsere Arbeit, und freudig schauten wir in die Zukunft, als die schreckliche Rinderpest ihren Einzug hielt. Von Dorf sprang sie über zu Dorf, bald standen die zierlichen Ställe in ganzen Ortschaften leer, auf den Weideplätzen und Wegen suchte das Auge vergeblich nach den Herden schmucker Rinder, und das Ohr wurde nicht mehr durch den Klang der munter tönenden Ruhglocken erfreut. Auch unser Stationsvieh starb, trotzdem regte unter dem Volke sich der Verdacht, die Krankheit komme

von Weißen; war sie doch von Karongas Seite her in das Land gedrungen. Man sah uns mit scheuen Augen an, wie konnte es auch anders sein! Unser Kommen war das wichtigste Ereignis des Jahres gewesen; wir behaupteten, Männer Gottes zu sein, und nun folgte uns die furchtbarste Landplage auf dem Fuße! Wenn die Knechte des Mbaſi das Volk aufgeregt hätten wider uns und hätten uns als die einzige Quelle des Übels bezeichnet, wie hätte man sich wundern können, wenn die Menge ihnen gehorſam wäre und uns getötet oder aus dem Lande vertrieben hätte. Es ist den Miſſionaren ſpäter geſagt worden, man habe ihren Hunden heimlich Muiaktrauk eingegeben; ſie hätten den Trank erbrochen und damit ſei die Unſchuld ihrer Herren erwieſen worden. Wie dem auch ſei, man muß ſich wundern, daß in dem nun folgenden Streit mit dem Mbaſi von einer direkten Beſchuldigung der Miſſionare, daß ſie die Seuche herbeigeführt hätten, kaum die Rede war. So erſcheint es wirklich, als ob das Volk in ſeiner Mehrzahl ſchon damals gutes Vertrauen zu ihnen gefaßt hatte. Der Zorn und die Anklagen richteten ſich gegen Muiakutungira, der die Kinjorobi und die Kinder des Mbaſi genommen hatte. Um ſeinetwillen hatte die finſtere Macht nun das ganze Volk geſtraft. Wenn Mbaſi die Kinder alle getötet hätte, werde er zur Strafe auch die Frauen töten. Werde die Kinjorobi ihm zurückgegeben, ſo werde er dem Viehſterben ſofort Einhalt gebieten, ja auch die toten Kinder würden wieder auferſtehen am fünften Tage nach der Rückkehr jener Frau.

Die Häuptlinge unten am See hatten zuerſt und am ſchwerſten durch die Peſt gelitten, ſie ſtanden jezt am meiſten unter dem Einfluß jener finſteren Macht. Ich war meine Straſſe gezogen, man hatte mich der Seuche zum Opfer bringen wollen; nur durch die Klugheit und die Treue Kumogaſ, meines Führers, erreichte ich Karonga unbehelligt. Muanjabara hatte dann dem Mbaſi einen Elefantenzahn geſchickt mit der Bitte, er möge doch ein einziges Kind wiedererſtehen laſſen, der Zahn war angenommen worden; aber ein Kind war nicht erſtanden, ſo mußte man es nun mit der Rückgabe der begehrten Frau verſuchen. Darum ſchickten die Häuptlinge vom See herauf und drangen in den alten, ſchwachen Muiakaſura, er ſolle den Muiakutungira bewegen, die Kinjorobi dem Mbaſi wenigſtens für fünf Tage zurückzugeben. Bei der Ratsverſammlung, die nun in Gegenwart der beiden Miſſionare Bunk und Nauhaus ſtattſand, wurden merkwürdige Dinge erzählt. „Als Gott den Menſchen ſchuf, hat der Mbaſi aus Lehm Kinder gemacht, dabei hat Gott ihn überſajcht und ihn aus Reid geſcholten, deſhalb machte Mbaſi dann „unſicht-

bare Kinder“; aber nach jenem Vorbild schuf Gott die Kinder der Erde, die er den Menschen gab, die tötet Mbaſi jetzt.“ Sobald er die Kinjorobi wieder habe, wolle er aber die toten Kinder auferstehen lassen und aus-
teilen; die Folge sei dann ewiges Wohlergehen.

Es wurden aber auch verständige Fragen gestellt, so die: „Wenn Mbaſi Kinder schaffen kann, weshalb haben wir ihm früher solche schenken müssen? oder: „Wenn die Strafe dem Muakatungira gilt, weshalb ist die Seuche erst bei Merere und bei Karonga ausgebrochen?“ Auf die letztere Frage wurde die Antwort gegeben: „Ringsum mußte das Vieh sterben, damit alle Welt erzürnt werde auf Muakatungira!“ Der letztgenannte junge Häuptling gab nun unter Zustimmung der Missionare das Versprechen, auf fünf Tage die Kinjorobi ziehen zu lassen. Indessen kam sie bald wieder, der Mbaſi verlangte von Muakatungira obenein ein Kind. Ein krankes wolle er senden, sagt dieser, damit Mbaſi seine Kraft erproben könne. Bald erscheint die Frau wieder, nun soll sie Kürbisflaschen voll Fett mitbringen. Die Kinder aber stehen nicht auf. Muakatungira behält das Weib und seine Freunde jubeln: „„Sintobire Mbaſi“, d. h. „Mbaſi ist geschlagen“. Aber bald kommt Muaihojo mit neuer Klage. Bewaffnete Mannschaft sei vom See gekommen und bedrohe ihn in seinem Dorfe, die Angst triebe ihn zu den Missionaren, er wisse nicht, was er tun solle. Sofort machen sich die Missionare auf und finden in dem verlassenen Dorfe, wo früher der Spuk seinen Sitz hatte, eine große Zahl von Banjakjufa vom See in vollem Kriegszug, Federbüsche als Kopfschmuck, aus behaarten Schnüren bestehender Leibputz gaben den sonst so gemüthlichen Leuten ein wildes Aussehen, alle sind mit hohen Schilden wie blitzenden Speeren bewaffnet. In ihre Mitte aber treten unsere Brüder ohne Wehr, und ihr plötzliches Erscheinen läßt alle sichtlich staunen und erschrecken. Nachdem nun Muaihojo das Erscheinen der Weißen mit einer Beredsamkeit erklärt hatte, zu der er durch den Ernst der Lage Kraft empfing, erhob sich der Anführer des Haufens, der bei der Verhandlung stets nach seinem Herrn genannt wurde, wie die Sitte es verlangt, zur Verantwortung im Namen Muanjabaras. „Als diese Weißen in das Land kamen, verkündigten sie allgemeinen Frieden. Wir stellten unsere Speere an die Wand und waren glücklich. Jetzt ist der Mbaſi mir erschienen und mahnt, daß ich zu den Waffen greifen soll und ihm sein Weib wiedergeben. Ich habe mich loskaufen wollen von solcher Aufgabe, weil ich gern auf die Weißen höre und brachte dem Mbaſi einen Elefantenzahn, ohne daß ich ihn hätte zufriedenstellen können. So bin ich denn hierhergekommen, um die Sache zu untersuchen. Ich

finde, weißer Mann, daß du, der du uns den Frieden bringen wolltest, uns den Krieg gebracht hast. Du stehst dem Muakitungira bei, der Unglück über unser Volk gebracht hat.“ Mit Stolz und Selbstbewußtsein hatte der Redner sich seines Auftrags entledigt, aber Missionar Nauhaus war ihm gewachsen und konnte jetzt schon wagen, in freier Rede in der Landessprache ihm entgegenzutreten. „Wem gehört das Land hier, in das du, Muanjabara, mit den Waffen in der Hand gekommen bist?“ fragte er. Die Antwort lautete: „Dir gehört es!“ „Wenn dieses Land mir gehört, wer gibt dir das Recht, von Krieg zu reden?“ „Du hast gesprochen, weißer Mann,“ entschuldigte sich der Hauptmann, „ich bin geschlagen durch dein Wort, ich will nicht Krieg, ich bin nur zu Besuch gekommen.“ „Wozu dann aber die Rinderfelle, kommt man zu Besuch, so läßt man die daheim!“ Wieder gab man dem Missionar recht, und da die Sonne untergehen wollte, forderte man ihn auf, sein Endurteil über des Mbasi Sache abzugeben. „Zunächst,“ sprach Nauhaus dann, „das Land gehört nicht mir, sondern meinen Freunden, den Häuptlingen Muakiambo, Muaihojo, Muakafura und anderen. Diese haben auf einer großen Ratssammlung beschlossen, mit dem Mbasi zu verfahren, wie es geschehen ist; wenn es nötig werden sollte, werden diese Häuptlinge ihren Beschluß aufheben oder ändern ohne euch. Wir sind hier oben am Gebirge so weit noch nicht, daß andere Leute unsere Angelegenheiten ordnen müßten! Geht nach Hause, grüßt euren Freund Muanjabara und stellt eure Speere an die Wand. Wenn euer Häuptling fragt, was sein Bruder über die Rinderseuche gesagt habe, so meldet ihm das als mein Wort: „Mbasi, oder besser euer Gott Muamafungubo lügt, wenn er sagt, er habe die Krankheit gesendet.“ Zwischenrufe ertönten: „Sag doch nicht, daß Muamafungubo unser Gott ist,“ wurden aber von dem Missionar zurückgewiesen durch mutige Rede: „Ich werde es doch sagen, denn es ist so in der Tat, was der Muamafungubo euch vorschreit bei nächtlicher Weile, das hat Gott geredet. Er lügt aber! Gott selbst hat euch die Krankheit gesendet, ihr sollt wieder anfangen, nach ihm zu fragen, uns aber hat er hierher geschickt, euch von ihm zu sagen und euch in seinem Namen Antwort zu geben auf eure Fragen!“ „Die Worte des Weißen sind süß,“ hieß es nun. „Was aber wird aus der Frau?“ Zu seiner Verwunderung hörte Missionar Nauhaus, daß auch Muanjabara auf die Kinjorobi Aussprüche mache. Er hatte sie wirklich einmal besessen, hatte aber das für sie gezahlte Vieh zurückbehalten und somit kein Recht mehr, das er geltend machen konnte. Muakiambo aber, der schon bei der Versammlung auf Wangemannshöh als des Gegner Mbasi fest aufgetreten war, entbot

seine Unterhändler zu sich und schalt sie, daß sie sich von den Seefürsten einschüchtern ließen. „Verbiete ihnen, sich in eure Angelegenheiten zu mischen; aber laßt sie ruhig nach Hause gehen.“ Muanfenja aber schickte Boten und ließ den Missionaren sagen, er sei und bleibe ihr Freund, auch wenn andere sie mit Krieg bedrohten.

Der alte Muanjabara hielt sich nach dieser Versammlung still, er schickte sogar bald einen Boten nach Wangemannshöh mit der Entschuldigung, daß sein Gesandter, den er nach des Mbaßi Dorf geschickt habe, eigenmächtig gehandelt hätte. Nur einen Begleiter mitzunehmen, sei ihm gestattet gewesen, daß Krieger mitgezogen seien, habe er nicht gewußt. Indessen stand er immer noch unter dem Banne des Mbaßi-Aberglaubens. Als Missionar Rauhaus ihn in jenen Monaten besuchte (im Dezember 1892), erzählte er ihm mit geheimnisvoller Flüsterstimme, er habe in seinem Gotteshause einen umpti, einen Beter oder Mittler, der öfters den Kiara erscheinen lasse; er habe Kiara gesehen, seine eine Seite wäre Rind, die andere Kupfer gewesen.

Der Muamafungubo aber, der teuflische Kuhhirt, zog in dieser Zeit mehr nach dem Westen des Landes. An der Grenze des südlich von Manow in der Ebene gelegenen Waldes gehörten ihm mehrere Ortschaften, Missionar Schumann nennt diese seinen eigentlichen Sitz. Später aber setzte er sich fest bei dem Häuptling Muainjekura. Nur eine seiner Frauen war ihm dorthin gefolgt; er drohte nun, er werde dort mit seinem Wirt vereint Löwen schaffen, die er dann seinen Gegnern auf den Hals schicken wolle. Und das arme Volk sollte wirklich nicht zur Ruhe kommen; denn kaum war die Plage der Kinderpest ein wenig verschmerzt, da brach ein neues Unglück über das Land herein. Man hatte im Kondelande seit langen, langen Jahren keine Heuschrecken gesehen. Nur die ältesten Leute erzählten davon, wie durch diese Landplage in alten Zeiten eine furchtbare Hungersnot entstanden sei, so daß Tausende von Sterbenden und Toten an allen Wegen des Landes lagen. Und zu der Pest, die den Kunde ihr geliebtes Vieh weggenommen hatte, gesellte sich jetzt dieser neue Feind, der ihnen nun die unentbehrlichen Bananen antastete. Dicke Heuschreckenschwärme verdunkelten im Januar 1893 die Luft, ließen sich in den Pflanzungen und auf den Feldern nieder und verwüsteten alles, was fleißige Arbeit dort geschaffen hatte. Des Volkes bemächtigte sich große Aufrregung; durch Geschrei und Rauch suchten die Leute die Feinde zu vertreiben; doch zogen immer neue Scharen herbei. Mbaßi aber triumphierte, das seien die Löwen, die er gesendet hatte, seine Feinde, besonders den Muafatungira, aufzufressen. Gegen den jungen Mann standen nun seine

Nachbarn, ja seine eigenen Räte auf. Der alte Muafafura war krank und schrieb die Krankheit der Rache des Mbafsi zu, so verstärkte er durch seine Klagen das Drohen des Muaipopo und anderer Häuptlinge, die sich anschickten, dem Muafatungira die Kinjorobi mit Gewalt zu nehmen. Muafatungira aber blieb fest. „Als die Kinderpest wütete, dachte ich noch in meinem Herzen, wer weiß, wer hat recht, die Weißen oder Mbafsi. Ich stellte aber Mbafsi auf die Probe, und er bestand sie nicht. Da habe ich den Entschluß gefaßt, nie wieder auf ihn zu hören. Wollen meine Großen mich verlassen, so mögen sie es tun. Bin ich nicht von jeher gewohnt, von jedermann getreten zu werden? Ich will nach dem Worte Gottes leben, nicht nach den Lügen des Mbafsi!“ Trotz dieser männlichen Worte des Häuptling sorgten Muaijande, sein Bruder, und die Dorfältesten dafür, daß die Kinjorobi zunächst ihrem Vater, einem Unterhäuptling Muaihojos, zurückgebracht wurde, der sollte sie dann weiterbringen, bis sie endlich wieder in Muamafungubos Händen sei. Der Vater aber weigerte sich, die Tochter weiter zu schicken. „Ihr habt auch Töchter. Soll der Mbafsi Frauen haben, so gebt ihm eure Töchter. Weshalb soll meine Tochter das Weib eines Mannes sein, den sie nie gesehen hat; niemand darf mein Gehöft betreten, um meine Tochter fortzuholen, sonst behandle ich ihn wie einen Feind!“ Alles Drohen, alle Überredungskünste vermochten nichts; endlich stand man davon ab, denn der Mann sei wie ein wütender Löwe. Muafatungira aber empfand die ihm von seinen Räten angetane Schmach so tief, daß er im Januar 1893 sein Dorf verließ und bis Ende Februar bei Missionar Nauhaus blieb, der sich viele Mühe gab, den Freund mit seinen Räten wieder auszuföhnen. Sie folgten seinem Rat und lösten die Kinjorobi bei ihrem Vater durch Zahlung eines Kindes aus.

Eine Zeitlang war nun Ruhe und die Frage, ob der Mbafsi die Landplagen gesendet habe oder nicht, hätte vielleicht bald ihre brennende Schärfe verloren, wenn nicht gegen Ende des Jahres neues Unheil herein-
gebrochen wäre. Von Jangomjika her zogen wieder ungeheure Schwärme von Heuschrecken näher und näher, und dabei blieb der Frühlingsregen länger als gewöhnlich aus. Mbafsi aber ließ aufs neue seine Stimme ertönen, das sei die Strafe dafür, daß ihm die Kinjorobi genommen worden sei. Nur zu begreiflich ist es, daß diese Probe für die Geduld des armen, heimgesuchten Volkes zu schwer war. Die öffentliche Meinung, die Stimme des Volkes forderte, daß die Sache geordnet werde. Überall wurde die Rückgabe der Kinjorobi an den Mbafsi verlangt. Wenn auch die Häuptlinge bei jener Versammlung im April 1892 es gut geheißsen oder nicht getadelt hatten, daß die Kinjorobi bei Muafatungira blieb,

so hatten sie dabei doch unter dem Einfluß der Missionare gestanden. Weil wir so energisch erklärten: „Der Mbaßi ist nicht Gott, sondern ist ein Lügner,“ hatten sie Mut gewonnen, ihm die bürgerlichen Rechte abzuspprechen. Nun aber war unter dem Eindruck der furchtbaren Landplagen bei dem Volk wie bei den Häuptlingen wohl der Gedanke wieder aufgetaucht: „Wer weiß es, ob der Mbaßi nicht doch die Wahrheit sagt? Wer weiß, ob er nicht doch Gott ist und Krankheiten senden kann? Jedenfalls ist es besser und sicherer, daß man ihm den Willen tut!“

Die Missionare in Wangemannshöh spürten den schweren Druck, mit dem diese Stimmung des Volkes auf ihm lastete. Ja, Missionar Nauhaus schien es, als ob die Angelegenheit wie ein Bann auf seiner Arbeit ruhe. Wenn er zu den Gottesdiensten einlud, lautete die Antwort der Leute: „Niamba (Nauhaus) ist ja nur um Muatungiras willen in das Land gekommen.“ Sagte er den Leuten: „Eure Häuptlinge haben ja die Sache entschieden,“ so lautete die Antwort: „Nein, du tötest uns, denn in deiner Hand steht es, dem Mbaßi die Frau ferner vorzuenthalten oder sie ihm zu geben.“ Unter diesen Umständen trat er der Angelegenheit noch einmal nahe und suchte zu erkunden, wer nach dem Volksrecht eigentlich Anspruch habe auf das Weib. Der Kinjorobi Vater sagte aus, er habe die Vermählungsrinder vom Mbaßi erhalten; Muatungira aber behauptete, er habe sie bezahlt. Indes gab er zu, daß er dem Mbaßi die Rinder gegeben habe, als er ihm erschienen sei. Mbaßi sei nicht Gott und habe deshalb auch kein Recht gehabt, Rinder zu nehmen. Da den Missionaren es nun aber außer Zweifel zu sein schien, daß Mbaßi der rechtmäßige Besitzer der Kinjorobi sei, beschloßen sie auf einer Konferenz, daß der Stimme des Volkes Gehör zu geben sei und daß den Häuptlingen erklärt werden solle, sie seien in diesem Stück vollkommen frei und möchten in dieser Angelegenheit nach ihrem eigenen Willen und Ermessen handeln.

Es ist möglich, daß das Mbaßi-Drakel mit dieser Entscheid zufrieden, sich eine Zeitlang ruhig verhalten und von dem Versuche Abstand nehmen wird, das Volk gegen die Missionare weiter aufzuwiegeln. Aber der ganzen Natur der Sachlage nach wird man erwarten müssen, daß damit der Kampf noch nicht beendet ist. Er wird wieder aufleben und wird ausgekämpft werden müssen bis zum Siege des einen oder anderen Teils. Baal oder Jehovah, Christus oder Belial; einer wird dem andern weichen müssen. Wie Missionar Schumann schreibt: „Es ist bei dem Volk ein Hin- und Herchwanken zwischen der Lehre des Mbaßi und der Weißen; wessen Lehre die richtige sei, Gottes oder des Mbaßi, das ist die Frage!“

La Soledad

von

Carl Ferdinand Appun.*)

Auf Alexander v. Humboldts Empfehlung wurde der Naturforscher Appun im Jahre 1849 von dem König Friedrich Wilhelm IV. nach Venezuela entsendet. Nachdem er die Wildnisse dieses Landes zehn Jahre lang forschend durchzogen hatte, begab er sich im Auftrage der englischen Regierung als Botaniker nach Britisch-Guayana. Gelegentlich eines Besuches in der Heimat schrieb er sein größeres Werk „Unter den Tropen“, das eine ungewöhnliche Gabe für anschauliche Schilderungen bekundet und allgemein die günstigste Aufnahme fand. Im Jahre 1871 kehrte er abermals nach Guayana zurück, verunglückte jedoch auf seiner ersten Reise ins Innere durch Schwefelsäure, die sich ihm, während er schlief, durch einen unglücklichen Zufall über Kopf und Hals ergoß. Er starb nach wenigen Tagen auf der Sträflingskolonie Massarounie, wohin ihn seine Begleiter geschafft hatten.

Schon auf seiner ersten Reise durch Venezuela hatte er in höchster Lebensgefahr geschwebt; nur wie durch ein Wunder entrann er Mörderhänden:

„Aus der schaukelnden Hängematte springend, steckte ich den Kopf durch das in der Mitte befindliche Loch der Cobija,**) die mir während der Nacht als Schlafdecke gedient hatte; sie hing in langen, malerischen Falten um den Körper, und meine Morgentoilette war damit beendet.

*) Aus: „Unter den Tropen“. Wanderungen durch Venezuela, am Orinoko, durch Britisch Guayana und am Amazonenstrome in den Jahren 1849—1868. Von Carl Ferdinand Appun: Erster Band. Venezuela. Mit sechs vom Verfasser nach der Natur aufgenommenen Illustrationen. In Holzschnitt ausgeführt von R. Brand'amour u. Co. in Düsseldorf. Jena. Hermann Costenoble. 1871.

**) Zwei zusammengenähte, scharlachrote und blaue Decken von Fries, in deren Mitte ein Loch zum Durchstecken des Kopfes befindlich ist und die zum Schutze gegen Regen und Nachtkühle dienen.

Hemde, Weinkleid und ein um den Kopf geschlungenes Tuch, die übliche und passendste Tracht der Montana, wurden der Nachtkühle wegen in der Hängematte beibehalten und so beschränkte sich die in Gegenden der Zivilisation so zeitraubende Beschäftigung des Ankleidens hier nur auf das Überwerfen der Cobija und die dem Körper zu erweisenden Wohltaten des Waschens und Ordnenes der Haare.

Mein Schlafzimmer war von einer Größe und mit einer Pracht der Malerei ausgestattet, die man vergebens in den großartigsten Palästen Europas suchen würde.

Vollkommen rund, bildete die Decke desselben eine riesenhafte Kuppel, den Fußboden bekleidete ein großer Teppich von hellgrünem Sammet, an dessen zarten Haarspitzen kostbare Perlen von bewundernswürdiger Reinheit und Durchsichtigkeit hingen.

Was aber mein ganzes Interesse in Anspruch nahm, das war das kostbare Rundgemälde, das an den Wänden des ungeheuren Raumes sich umherzog!

Alle auf der Welt existierenden Galerien der Kunst können ein derartiges Gemälde nicht aufweisen, wie es hier meinen Blicken sich darbot! Es war ein Landschaftsgemälde im üppigsten Gebirgscharakter der Tropen und von kolossalen Dimensionen! Den Hintergrund der Landschaft bildeten großartige Gebirgsmassen, von denen ganz besonders zwei hohe, spitze, mit dichter Urwaldung bedeckte Berggipfel sich auszeichneten.

Einer der Pits fiel mit steiler, silberglänzender Granitwand schroff in das Tal hinab.

Minder große Höhenzüge wechselten im Mittelgrunde mit tiefen Schluchten, über denen lange, graue Nebelwolken lagerten; die gewaltigen Laubmassen, welche diese niederen Berge bedeckten, waren schon mit bloßem Auge genau zu erkennen; die vielen, von ihnen steil sich herabziehenden Schluchten ließen sich durch die dunkel schattierten Einsenkungen in dem Laubmeere sehr wohl verfolgen.

Deutlich unterschied man die einzelnen, kolossalen Blattkronen und die unter denselben herabhängenden, langen, gelblichweißen Blütenrispen auf den schlanken, grauen Stämmen der Palmen und in dem brillantesten Farbenschmuck prangende Blütenbüschel zahlloser Schlingpflanzen, die in den Laubgipfeln der Riesenbäume hingen.

Der Vordergrund, von dem man diese herrliche Aussicht genoß, war ein kleines Plateau, das nach zwei entgegengesetzten Seiten ziemlich steil in tiefe Täler, die von Gebirgsflüssen durchströmt waren, sich hinabsenkte und deren eine Seite eine Anpflanzung schlankstämmiger, lang-



Provisorische Hütte eines Naturforschers auf den Hüften-Anden von Venezuela.

blättriger Bananen zierte, während die andere eine hohe Barranca *) erblicken ließ, die an dieser Stelle die Fernsicht fast gänzlich verdeckte und mit dichtem Farngebüsch bekleidet war, aus dem sich einige weißgraue, alte Stämme der mit ihren quirlförmig stehenden, sonderbar gewundenen Ästen und den großen, gefingerten, grasgrünen, auf der unteren Seite silberweißen Blättern erhoben.

Die andern beiden, einander entgegengesetzten Seiten des Vordergrundes zeigten einen breiten, an steil abfallenden Abhängen in Zickzacklinien sich hinwindenden Gebirgsweg, der auf der vom Gebirge hinabführenden Seite von einem mit hohen Ruhbäumen und dem niederen Gebüsch wilder bewachsenen Hügel überragt wurde, während der das Gebirge hinaufführende Weg in dem Dickicht des düstern Urwaldes sich verlor.

Der bereits erwähnte grünsammetne Fußboden dieses großen Schlafsaales verband sich auf harmonische Weise mit dem, die Felsabhänge des Vordergrundes bedeckenden, saftigen Grün der Gräser, sowie eine breite, rotbraune, durch denselben sich ziehende Straße, die zwei entgegengesetzten Seiten des im Vordergrunde befindlichen Gebirgsweges vereinte.

Über das ganze Panorama wölbte sich die durchsichtige tiefblau gefärbte Riesenkuppel, an der die runde, volle Scheibe des Mondes wie zahllose Sterne prangten.

Die Beleuchtung des Rundgemäldes war die der Morgendämmerung; im Osten hatte das herrliche Blau der Kuppel bereits einen hellen gelbgrünen Ton durch die Strahlen der im Aufgange begriffenen Sonne angenommen und das hellglänzende Leuchten des silberweißen Mondes und der Sterne in ein mattes Weißgelb übergehen lassen.

Scharf zeichneten sich die Konturen der tief dunkelblauen Berge des Hintergrundes am helleren Horizonte ab.

In der Mitte des gewaltigen Raumes stand eine kleine, mit Palmenblättern gedeckte Lehmhütte ohne Fenster, die nur ein Zimmer barg; ihr Dach trat auf der Vorderseite weit hervor und bedeckte einen ziemlich großen, nach drei Seiten zu offenen Raum. An den Baumstämmen, die dem Dache zur Stütze dienten, war eine Hängematte angebunden, dieselbe, aus der ich mich soeben geschwungen hatte.

Die Staffage zu dem großartigen Rundgemälde bildete einzig und allein meine Person, in der blau und roten Cobija und dem bunten,

*) Felsiger Abstieg.

um den Kopf geschlungenen Tuche; im Vergleich zu dem erhabenen Charakter der Gebirgslandschaft eine sehr winzige Staffage!

Der Schöpfer aber dieses ungeheuren Raumes mit dem sammetweichen, perlenbesetzten Fußboden, der blauen durchsichtigen Riesenkuppel und des darin befindlichen, wundervollen Gemäldes war ein und dieselbe Person, es war — Gott! — und diese Schöpfung nur ein kleiner Teil der prachtvollen Natur, in deren Größe und Freiheit ich mein Nachtlager aufgeschlagen hatte.

Der Ort, wo ich mich befand und wo das herrliche Rundgemälde noch jetzt zu sehen ist, liegt auf der Küstenkordillere, die sich zwischen Puerto Cabello und Nueva Valencia in Venezuela hinzieht in der Höhe von 4000 Fuß, besteht nur aus der einen Hütte und heißt „La Soledad“.

Seinen Namen verdient der Ort mit Recht, ebenso gut aber mit ihm zugleich auch alle anderen Punkte des bis zu 5500 Fuß sich erhebenden Gebirges mit seinen unermesslichen Urwäldern, in denen man viele Meilen weit umherirrt, ohne auf menschliche Wohnungen zu stoßen und die wenigen derselben, die man etwa antrifft, der eben beschriebenen Hütte aufs Haar gleichen!

Die herrliche Umgebung von La Soledad hatte mich auf früheren Touren bereits so angesprochen, daß ich mir es schon öfter vorgenommen, einige Monate dort mich aufzuhalten, um in der von der Natur in jeder Beziehung überaus reich ausgestatteten Gegend meinen Studien der Naturwissenschaften und Malerei ungestört mich widmen zu können.

Endlich kam dieser Voratz im Oktober 1849 zur Ausführung; ich verließ das heiße, ungesunde Puerto Cabello in Begleitung eines Negerburschen, der die mit meinen sämtlichen Habseligkeiten beladenen Esel zu treiben hatte und wanderte fröhlich den kühleren, hohen Gebirgen zu.

Don Manuel Ramon, wie er selbst sich nannte, der Eigentümer der Hütte auf La Soledad, empfing mich mit freundlichem Lächeln und den bestgewählten spanischen Redensarten, erkundigte sich eifrig nach dem Befinden meiner Frau und den lieben Kleinen, welche beiden teureren Gegenstände mir bis heutigen Tages selbst noch unbekannt sind und warf ganz besonders neugierige Blicke auf mein mitgebrachtes Gepäck.

Dem Wunsche, einige Monate bei ihm zuzubringen, kam er mit größtem Vergnügen entgegen und begann sofort der Tiere ihrer Last zu entledigen und das Gepäck mit Hilfe des Negerburschen in das einzige, einer dunklen Höhle ähnliche Zimmer des Hauses zu bringen.

Während er damit beschäftigt war, fand ich Gelegenheit, ihn genauer in Augenchein zu nehmen.

Die hellbraune Färbung seines Körpers, die langen, etwas krausen, rabenschwarzen Haare, die schwarzen feurigen Augen mit dem überaus freundlichen, jedoch hinterlistigen Blick, der mir durchaus nicht gefallen wollte, das regelmäßige, schöne Profil des Gesichts verrieten, daß er nicht von reinem Indianerblute abstammte; er war nach meinem Dafürhalten ein Mulatte.

Seine Kleidung war die bereits erwähnte in der Montana übliche: ein paar sehr weite, nur bis zum Knie reichende Beinkleider mit darüber befindlichem Hemd; an den Füßen trug er Cortizas, *) und der Kopf war ohne jegliche Art von Kopfbedeckung, die ihm bei seinem vollen, dichten Haarwuchs überflüssig erscheinen mochte.

Indem ich noch in meine Betrachtungen vertieft war, kamen aus einer nahen Schlucht vier weibliche Wesen hervor, die, auf ihren Köpfen diverse Wassergefäße balanzierend, hintereinander her, gleich Orgelpfeifen nach ihrer Größe geordnet, direkt auf uns zuschritten.

Die Vorangehende, eine kleine untersekte Figur von indianischer Abkunft, die Lebensgefährtin Don Manuels, Senora Juana, war nicht sobald mir nahe gekommen, als sie mich mit einem Wortschwallde der höflichsten Redensarten überhäufte, so daß ich Mühe hatte, ihrem Redeflusse zu folgen, noch weniger aber an dessen Beantwortung denken konnte.

Sie übertraf an Freundlichkeit bei weitem ihren Mann, gefiel mir jedoch eben dadurch weniger als dieser; ihr vor Freude grinsendes Gesicht, wie die stechenden Blicke der tiefliegenden, kleinen Augen nahmen sich unter der seltsamen Kopfbedeckung, der mit Wasser gefüllten großen Tinaja,**) die sie bei all ihren Gesten und Körperverdrehungen immer noch flott auf dem Kopfe balanzierte, sehr unheimlich aus.

Die drei Begleiterinnen waren die Töchter des liebenswürdigen Ehepaares, deren ältere, Benita, fünfzehn Jahre zählte und der Mutter an Üppigkeit des Körperbaues nichts nachgab, von dieser jedoch durch ihre weiße Färbung und das jugendlich frische, schön geformte, mit großen schwarzen Augen gezierte Gesicht, das von schwarzen, lockig herabhängenden Haaren in ungemeiner Fülle umflossen war, bedeutend zu ihrem Vortheile sich unterschied.

Ihre jüngeren Schwestern, Anita von dreizehn und Mariquita von zehn Jahren, deren sammetweiche Haut von bräunlicher Färbung war, hatten liebliche Gesichtchen bei schlankerem, aber doch üppigem Körper-

*) Selbstgefertigte Sandalen von rohem Rindsleder.

**) Rundes, großes irdenes Wassergefäß von roter Farbe.

bau und versprochen, in wenigen Jahren ihre ältere Schwester an Schönheit und Grazie noch zu übertreffen.

Dies war die Familie, bei der ich längere Zeit zu wohnen gedachte.

So sehr mich die letzten drei Familienglieder durch Freundlichkeit und mehr noch durch ihre Schönheit ansprachen, so sehr mißfielen mir die Hauptpersonen derselben durch ihre im höchsten Grade widerwärtige, fast kriechende Höflichkeit.

Da ich aus Erfahrung wußte, wie kärglich der Haushalt solcher Familien beschaffen war, hatte ich, um nicht etwa offenbaren Mangel der nötigsten Lebensmittel erleiden zu müssen, einen kleinen Vorrat an Brot, Kaffee, Zucker, Rum usw. mitgebracht, den ich nunmehr aus meiner Kiste packte und der Senora, die mich während dieses Geschäfts mit ihrer ganzen Familie umstand und den weiteren Inhalt der Kiste mit gierigen Blicken prüfte, zur Benutzung für mich übergab.

Ich wunderte mich jedoch nicht wenig, als beim Abendessen die ganze Familie in Vertilgung eines großen Teiles der mitgebrachten Lebensmittel aufs eifrigste mir beistand, und mein Erstaunen wuchs noch mehr, als Manuel aus seiner dunklen Höhle, die er „sala“*) nannte, mit einer Flasche meines Rums in der Hand, von dem ich ihm, wie der Senora, oder wie sie lieber hörte, „Mina Juana“, bereits vorher zu kosten gegeben, heraustrat, ohne weiteres einige Gläser damit füllte und sogar geruhte, eines derselben mit echt spanischer Grandezza mir zu präsentieren.

Diese entschiedene Hinneigung zum Kommunismus, die das würdige Ehepaar so ungeniert zu erkennen gab, konnte meinen Beifall durchaus nicht erlangen; ich wünschte jedoch nicht bereits den ersten Tag meines Hierseins in Uneinigkeit mit der Familie zu geraten, beschloß aber, für die Folge alle weiteren Anschaffungen von Lebensmitteln meinerseits zu unterlassen, da sich über dies bei der nächsten Abrechnung herausstellte, daß ich für Beköstigung denselben Betrag zu zahlen hatte, als wenn ich nicht den geringsten Beitrag an Proviant lieferte.

Das kommunistische Benehmen der Leute erschien mir außerdem bedenklich, und ich gedachte, vor ihnen, besonders aber vor Manuel, auf der Hut zu sein, um so mehr, als der schwarze Burtsche, den ich von Puerto Cabello mitgebracht, am andern Tage mir erklärte, nicht ferner bei mir bleiben zu wollen, da ihm das Logement nicht gefalle und er die im Gebirge herrschende Kälte, wie er eine Temperatur von 15° R Wärme nannte, nicht ertragen könne.

*) Großes Zimmer, Saal.

Ich blieb demnach vorläufig allein in der Familie zurück, hatte jedoch bald alle Ursache, mit meinem Quartier, das nicht viel besser als unter freiem Himmel war, sehr unzufrieden zu sein.

Nicht nur, daß ich die Nächte außerhalb der Sala, in der die ganze Familie schlief, im offenen nur mit dürftigem Palindache versehenen Korridor*) zubringen mußte, wo ich, in der Hängematte liegend, der oft sehr empfindlichen Nachtkühle, etwaigen Regengüssen, Sturm usw. ausgesetzt war, so hatte ich auch öfters Schlafkameraden in den, zwar wenigen, diese Straße passierenden Reisenden, die meist in sehr verdächtig aussehenden schwarzen oder braunen zerlumpten Kerls bestanden und um meine Hängematte herum auf der Erde sich lagerten. Außerdem belästigten mich dieselben mit fortwährenden neugierigen Fragen, verdarben durch ungeschicktes Betasten die von mir gesammelten und zum Trocknen aufgehängten Naturalien, spielten gleich Kindern mit den mühsam von mir gesuchten Sämereien und Mineralien, kurz, setzten meine Geduld auf die höchste Probe, so daß, um nicht in offenbaren Streit mit ihnen zu kommen, der bei gegenseitigem hitzigen Temperament sehr leicht unglücklich enden konnte, ich Manuel ersuchte, eine aparte Hütte entfernt von der Straße mir bauen zu helfen.

Seinem Räte, auf der seiner Hütte gegenüberliegenden Barranca ein Rancho**) zu errichten, mochte ich nicht nachkommen, teils weil ich dann immer noch angeichts der Straße mich befand und von Neugierigen, die ihre Reise hier vorüberführte, trotz des Umweges, auf welchen sie nur zu mir gelangen konnten, dennoch belästigt worden wäre, teils, und dies war eigentlich der Hauptgrund, weil ich begann, Mißtrauen gegen Manuels freundschaftliche Absichten zu hegen.

Die Begriffe über das Mein und Dein schienen bei ihm, wie seiner Frau noch im höchsten Grade unklar; außerdem hatte ich in den wenigen Tagen meines Hierseins bemerkt, daß er ein leidenschaftlicher Spieler sei, der, im Fall er an das bei ihm einkehrende Volk Geld im Spiele verloren, den Verlust von mir zu leihen versuchte, was ihm jedoch nur das erste Mal glückte. Als ich später bemerkte, daß er sich in dieser Beziehung völlig auf meinen Geldbeutel zu verlassen schien, schlug ich ihm seine Bitte stets rund ab.

Überdies trieb sich seit einigen Tagen ein brauner, stämmiger Kerl von einigen zwanzig Jahren in der Familie herum, dessen einzige Be-

*) Offene Gallerie, Veranda.

**) Kleine Hütte.

schäftigung darin zu bestehen schien, der ältesten Tochter, und zwar, wie ich bemerkte, nicht ohne Erfolg den Hof zu machen.

Das Ansjinnen Manuela's, den faulen Burſchen, der den süßen Namen Ambrosio führte, jedoch ebenso tückisch als sein Schwiegervater in spe zu sein schien, als Diener zu engagieren, wies ich entschieden zurück, konnte jedoch nicht verhindern, daß er auf meinen Ausflügen in den Wald mich öfters begleitete und bei Erbauung des Rancho hilfreiche Hand, natürlich nur in dem Maße, als seine Bequemlichkeit erlaubte, mir leistete.

In der Entfernung eines Viertelstündchens von la Soledad wurde mein Rancho im dichten Urwalde, an dem mit üppiger Vegetation bewachsenen Ufer eines vom hohen Gebirge sich herabstürzenden Armes des Rio Esteban in der Zeit von zwei Tagen errichtet.

Die harten Stämme hoher Baumfarne dienten dem dicht mit Palmenblättern gedeckten Dache zur Stütze; nur an drei Seiten bildeten in die Erde gegrabene dünne Baumstämme, durch Schlingpflanzen zusammengehalten, die Wände; die vierte schmale Seite blieb als Eingang in dieses Waldschloß völlig offen.

Hierher zog ich nun sofort nach Herstellung dieses Prachtbaues mit all meinen bisher gesammelten Naturschätzen, die mit größter Vorsicht und ungemeiner Mühe teils an mit Mercurialsalbe bestrichene Drähte aufgehängt, teils auf künstliche Baue von mit Teer getränktem Lattenwerk gestellt wurden, um sie vor feindlichen Insekten und dem schädlichen Einflusse der im Walde herrschenden feuchten Temperatur zu sichern.

Nach wie vor schlief ich die Nächte in la Soledad; übernachteten jedoch daselbst mir unbekannt, verdächtig aussehende Reisende, so begab ich mich nach meinem Rancho, um die Nacht dort zuzubringen, nahm mir aber nebst meinen Waffen als sichere Wacht den großen schwarzen, sehr bösen Hund Emanuels, Arrogante, mit, um gegen etwaige nächtliche Besuche des Jaguar oder Puma geschützt zu sein, die ich außerdem durch ein vor dem Eingange des Rancho angezündetes großes Feuer, auf das vor dem Einschlafen noch Haufen grünen Holzes geworfen wurden, abzuhalten suchte.

Nachdem ich vorstehend die Verhältnisse, unter denen ich mich auf la Soledad befand, zu besserem Verständnis des Nachfolgenden kurz angedeutet, fahre ich in meiner Erzählung, die sich bis jetzt nur auf das Aufstehen aus der Hängematte und die Schilderung meines Schlafgemachs, wie meiner Morgentoilette beschränkt hat, weiter fort.

In der Hütte herrschte noch tiefes Schweigen; die in einer großen Holzplatte, aus den bretterartigen Wurzeln eines Fiquerote bestehende Thür des Zimmers war durch einen dagegen gestemmtten starken Knüppel verrammelt. Ambrosio lag am verglimmenden Feuer in der Küche noch in tiefem Schlafe auf der Erde hingestreckt.

Ich begab mich nach meinem Rancho, um in dem kalten Wasser des daran vorüberstürzenden Flusses ein Morgenbad zu nehmen.

Der Weg dahin führte einen steilen Abhang hinab, den früher eine Anpflanzung von Yuca und Ocuma bedeckt hatte, dessen Vegetation aber jetzt wiederum in den Zustand der Wildnis zurückgekehrt war, nur mit dem Unterschiede, daß sie den Waldcharakter verloren hatte und in niederem Gebüsch von strauchartigen Farnen, mit 16 Fuß hohen Stachelpalmen, am Stamme wie an den Nadeln mit zolllangen Stacheln übersät, Solaneen mit großen eingeschnittenen, bei der Berührung heftig brennenden Blättern, Bromeliaceen mit 12 Fuß langen, dornig gezähnten Blättern usw. bestand, über welches hellgraue Cecrobienstämme ihre Blätterkronen mit feurigroten Blattscheiden und jungen scharlachroten Blättern geschmückt, erhoben.

Große zylinderförmige, rotbraune Sandhaufen von mehreren Fuß Höhe und bedeutender Ausdehnung, oben mit trichterförmigen Eingängen versehen, erhoben sich in Unzahl in diesem Gebüsch: es waren die Wohnungen der, besonders den angebauten Pflanzenarten so schädlichen Bachacos, die in langen breiten Zügen aus ihren Bauen und in dieselben strömten, und von denen jede in ihren Zangen senkrecht emporgehalten, gleich einem Sonnenschirme, ein großes Stück von einem Blatte trug, das an Umfang das Tierchen zehnfach übertraf und von einer weit entfernt stehenden Lieblingspflanze, sehr künstlich abgefäht, herbeigeschleppt wurde.

Große Sprünge waren nötig, um aus dem Bereiche dieser in Unzahl den schmalen Weg bedeckenden Ameisen so schnell als möglich zu kommen, und trotzdem blieb es unvermeidlich, daß nicht mehrere der zornigen Tiere an meine Bekleidung sich hingen und mich von ihrer Anwesenheit sehr bald durch die heftigsten Bisse in Kenntniß setzten.

Ein starker, geradstämmiger Palo de vaca mit pyramidalen, dunkelgrüner Laubkrone stand gleichsam als Wächter am Eingange des Waldes; mit dem schlanken, rotbraunen Stamme dicht an ihn geschmiegt, breitete unter seinen Schatten ein hoher Baumfarn die grazios geschwungenen, fein gefiederten Riesenwedel aus.

Bald befand ich mich im dunkelgrünen, verworrenen Dickicht des düstern Urwaldes, umgeben von den verschiedenartigsten Baumstämmen



Gruppe von Makanillapalmen.

von kolossaler Dicke, bald schlank, an 100 Fuß kerzengrade emporsteigend, bald bauchig angeschwollen, mitunter auf hohen Stelzenwurzeln, einige auf bretterartigen Wurzeln, die erst in 50 Fuß Höhe über dem Boden mit dem Stamme sich vereinen, andere dagegen auf wändegleichen, vom Stamme nach allen Seiten hinauslaufenden Wurzeln ruhend.

An diesen Stämmen, oft von unten bis oben damit bedeckt, kleben große Büsche der üppigsten Parasiten, von Orchideen mit unvergleichlich schönen Blüten, Bromeliaceen mit karminrot oder ultramarinblau gefärbten, bereift erscheinenden Bracteen und großen gelbfarbigen Blütentrauben; großblättrigen Aroideen und Cyclanteen mit leuchtend weiß- oder rotgefärbten Blumenscheiden; großwedeligen Schlingfarren, untermischt mit zarten, in langen Bärten herabhängenden Moosen und den scharlachroten Blüten des Lorantus.

Von den Stämmen und Ästen herab und um dieselben herum, in allen Windungen und Richtungen laufen Tausende von Schlingpflanzen, von Mannesstärke bis zu Bindfadendicke, teils mit glattem Stengel, teils mit rauher, rissiger Rinde, bald einem breiten Bande gleich und mit Dornen versehen, bald wie von Drechslerhand auf das künstlichste gedreht.

Ihr Gewirr ist so dicht, daß man durch sie mit dem Waldmesser Bahn sich hauen muß, was bei der bedeutenden Zähigkeit ihrer Stämme und Stengel seine Schwierigkeiten hat.

Das Unterholz in diesem herrlichen Walddome bilden üppige Gebüsch und 50 Fuß hohe Bäume, langblättrige Leophrasten, prächtig blühende Melastomen mit jammethaarigen Blättern, schön gefiederte Bromneen mit großköpfigen, leuchtend karminroten Riesenblüten, kurz eine Fülle von Blättern und Blüten in schönster gelber, purpurroter und weißer Färbung.

Hoch über das Gewirr breiten sich die kolossalen, herrlich geformten Wedel schlanker Palmen mit leuchtend gelbweißen, herabhängenden Blütentrauben aus, und diese wiederum überschattet ein fast undurchdringliches Laubdach von 150—200 Fuß hohen Riesenbäumen des Urwaldes, den Lorbeerarten, Feigen, Cassien Jngas, Swientenien, Myrtaceen, Cäsalpinien und Hymenäen gebildet.

Ein enger Pfad führte zu meinem Rancho, das sehr malerisch inmitten des Waldes auf einem Abhange gelegen war, der das Bett des nahe daran vorüberströmenden Flusses begrenzte.

Kurze Zeit nur widmete ich der Inspektion der Hütte, und nachdem ich mich überzeugt, daß meine darin aufbewahrten Sammlungen noch unverfehrt waren, warf ich die Kleider von mir und begab mich in den Fluß hinab.

Der Fluß war hier nur von geringer Breite, da er eine Stunde oberhalb des Gebirges entsprang, in welcher Strecke er jedoch durch den Zufluß des Wasserreichtums mehrerer Quebradas, *) die in ihn ausmündeten, schon bedeutend verstärkt wurde.

Unzählige Felsblöcke und Steine, über die das silberhelle Wasser in unzähligen kleinen Kaskaden tosend sich stürzte, verengten sein Bett, das außerdem an vielen Stellen von üppig darin wuchernden Carludovicen mit großen palmähnlichen Blättern eingenommen war.

Nicht weit oberhalb des Badeplatzes, der durch ein freies tiefes Bassin gebildet wurde, hemmten höhere Felsmassen den Lauf des Flusses, der unter donnerndem Getöse über dieselben herabstürzte und dann schäumend in blendender Weiße seinen Lauf ruhiger fortsetzte.

Dichte Gruppen hoher Stachelpalmen ragten über die glatten, mit zierlichen Lycopodien und niedlichen Moosen völlig überzogenen, von Nässe triefenden Felsen des Wasserfalles und bildeten mit den langen Pfingstblättern der Heliconien, den großen herzförmigen, lederartigen Blättern, baumartiger Kaladien, den ovalen glänzenden Blättern der Maranten, die in dichten Gebüsch die Flußufer einfaßten und über welche zartgefiederte Riesenwedel baumartiger Chatheen und Hemitelien herabnickten, ein prachtvolles, im höchsten Grade malerisches Bild der üppigen Waldvegetation.

Über mir aus den hohen Baumgipfeln ertönten der pfeifende Ruf des goldgrünen Trogon und die knarrende Stimme des großen, gelbkehligen Tukan, die von dem herrlichen Wohlflange der glockenähnlichen Töne des schneeweißen Kampanero überboten wurden.

Pfeilschnelle, metallisch leuchtende Kolibris schwirren summend um die bei der schnell eintretenden Tageshelle sich öffnenden Blüten, und große Schmetterlinge, der herrlich stahlblaue Menelaus, der graublaue Curylochus und der atlasweiße Laertes schwebten langsam in auf- und niedertanzenden Bewegungen in der Quebrada dahin.

Länger als es bei der fühlbaren Kälte des Wassers dem Körper dienlich war, verweilte ich, im Anschauen und Bewundern meiner Umgebung versunken, im Flusse, als plötzlich dicht bei mir, unter den riesenhaften Blättern der Ufergebüsch der schwarze Kopf eines großen Säugetieres hervorschaute, das mit weit aufgerissenen Augen mich stier anlockte.

Der anfängliche Schrecken über diese unerwartete Unterbrechung meiner Betrachtungen legte sich bald, als ich in dem Tiere den großen Hund

*) Felschlucht.

Manuels, Arrogante, erkannte, der, sobald er von der Identität meiner Person sich überzeugt hatte, mit den Zeichen freudigster Ungeduld auf seinem beschränkten Standorte eifrig hin und her sich bewegte und durch lautes Gebell die gesamte höhere Tierwelt des Urwaldes rebellisch machte.

Menschenstimmen, die auf dem Wege nach dem Flusse herab dazwischen hörbar wurden, trieben mich in Eile aus dem Wasser in mein naheß Rancho; sie rührten von den Töchtern Manuels her, die, um Trinkwasser zu holen, hierher kamen und bald in weißer, leichter Kleidung aus dem Dunkel der Waldes hervortraten.

Als sie ihre Gefäße mit Wasser gefüllt hatten, trat ich mit ihnen den Rückweg nach ihrer Wohnung an.

Ich fand Manuel bereits wach und beschäftigt, sein langes, einläufiges, noch mit Feuerchloß versehenes Gewehr zu laden, um auf die Jagd zu gehen; er schien sehr erfreut, als ich ihm meine Begleitung zusicherte.

In aller Eile trank ich meinen Kaffee, steckte einen Taschenkompas, eine Anzahl Zigarren und eine Urepa*) in die aus Affenfell gefertigte Jagdtasche und versah meine Doppelflinte, nachdem ich die alten, durch die Feuchtigkeit der Luft unsicher gewordenen Schüsse abgefeuert hatte, mit frischer Ladung.

Einige Minuten darauf befanden wir uns bereits im dichten Urwalde und kletterten die steilen Höhen hinan.

Manuel, den ich vorausgehen ließ, war einzig und allein nur mit kurzen, weiten Beinkleidern bekleidet, und seine kräftige Gestalt in ihrer braunen Färbung zeichnete sich wenig ab von den im Halbdunkel des Waldes in tiefen Farbentönen erscheinenden Stämmen der Bäume.

Wohl über zwei Stunden mochten wir schweigend im dichten Walde fortwährend bergan geklettert sein, als aus der Ferne die tiefbrummenden kurzen Töne des Pauji uns zu Ohren kamen. Die willkommene Musik hemmte plötzlich unsere Schritte, um auf deren Wiederholung zu lauschen und zu erfahren, in welcher Richtung das Wild verborgen sei.

In größter Stille und Vorsicht schlichen wir weiter, und das näher und näher ertönde Brummen führte uns bald dem Orte nahe, wo die erste Beute gemacht werden konnte.

Im dichten Laubdache einiger hohen Bäume saß eine Anzahl von acht Stück dieser schwarzen, an Größe den Truthähnen wenig nachstehenden Vögel, deren weißer Bauch aber, trotz des gut gewählten Versteckes in der üppigen Laubmasse zu ihrem Verräter wurde.

*) Kleines, rundes Maizbrot.

Noch hatten sie uns nicht bemerkt und flogen in kleinen Strecken schwerfällig von Ast zu Ast, um Baumfrüchte aufzusuchen.

Wir wählten jeder sein Ziel, und beide Schüsse erschallten gleichzeitig im Walde. Zwei der großen Vögel stürzten sofort aus der Höhe herab, während die Überlebenden unter kurz abgestoßenen, lauten Angsttönen mit schwerem Flügelschlage durch das Dickicht rauschten.

Da Arrogante zur Jagd nichts taugte und deshalb zu Hause gelassen worden war, stürzten wir uns eiligst auf die daliegenden Opfer; das meine erfasste ich glücklich, da es völlig tot war, nicht so Manuel, dessen Beute, als er ihr nahe gekommen, sich aufraffte, eine kurze Strecke auf der Erde schnell hinlief und dann unter ängstlichem Geschrei in eiligem Flug über den Boden sich erhob, die von uns kurz vorher erstiegene Höhe hinabflog und in der Tiefe im niedrigen Gebüsch unseren sehnsüchtigen, nachschauenden Blicken entchwand.

Ich hing den erbeuteten Vogel an einer Schlingpflanze über den Rücken und so schnell, als es in dem Wirrwarr von Sträuchern und Schlingpflanzen nur möglich war, eilten wir dem Flüchtlinge nach, dem Gebüsch zu, in dem er verschwunden war. Hier fanden wir bald auch seine Spur, Blutstropfen und einige Flaumfedern, die bewiesen, daß er angeschossen war; er selbst jedoch entging unseren sorgfältigsten Nachforschungen.

Bereits eine halbe Stunde hatten wir überall nach dem Pauji umhergesehen, und mir war die Lust zu seiner ferneren Verfolgung bereits vergangen, als er plötzlich, nicht weit' von uns, von einem niedrigen, dicken, halb vermorcht dastehenden Stamme aufflog.

Im Nu hatte ich die Flinte am Backen und schoß hinter ihm drein.

Jedoch ohne Erfolg; ich hatte zu hastig abgedrückt, und der Vogel flog ungehindert weiter, nur daß ihn der neue Schreck einige kurze Angstschreie ausstoßen ließ. Manuel lief wie rasend hinter ihm drein, um ihn nicht aus den Augen zu verlieren, und ich sah mich genötigt, ihm so schnell als möglich zu folgen, da wir von unserem früheren Wege völlig abgekommen waren und die Verfolgung des Vogels uns in ein mir noch gänzlich unbekanntes Terrain geführt hatte. Mitunter ließ der Pauji in dichtes Gebüsch sich nieder, jedoch sobald wir nur in seine Nähe kamen, flog er sofort wieder auf und das Gebirge abwärts; ein Schuß ließ sich ihm nicht nachsenden, da unsere Flinten nicht wieder geladen waren, und dazu wollte es nicht kommen, denn sobald ich nur, bei einer kleinen Ruhe, die der Pauji durch sein kurzes Rasten mir, der ich das Amt des Suchens Manuel allein überließ, gewährte, mit dem Laden der Flinten mich zu beschäftigen anfing, flog der aufgeschreckte Vogel schon wieder auf

und ihm nach, gleich einem Wilden, Manuel, so daß mir nichts weiter übrigblieb, als eilig wiederum diesem zu folgen, wenn ich nicht den im Urwalde Verirrten spielen wollte.

So mochte diese wilde Jagd wohl anderthalb Stunden gewährt haben, als nach einer kurzen Ruhe, die der angeschossene Pauji sich wieder einmal gegönnt, derselbe nur noch mit großer Anstrengung weiter zu fliegen vermochte, uns aber seine Verfolgung durch eine 500 Fuß hohe, steil abfallende Felswand, an der wir plötzlich standen und an deren Fuße der Fluß rauschend dahinschoß, gänzlich abgeschnitten wurde.

Der Pauji flatterte mit schwerem Flügelschlage und im Fluge oft sich überstürzend, in die Tiefe hinab.

Wir durften sicher annehmen, daß seine Lebensfähigkeit endlich gebrochen und er nicht mehr von der Stelle, auf der er jetzt lag, sich rühren konnte, jedoch die fast ganz steile Felswand, die sich nicht umgehen ließ, seinetwegen hinunter und wieder heraufzuklettern, dazu hatte ich nicht die geringste Lust und überhaupt diese Heße recht herzlich satt. Manuel jedoch, wie alle Indianer, war in der Verfolgung des einmal angeschossenen Wildes unverwundlich und ich gern zufrieden, als er seine Flinte und seine Weinkleider, die ihm bei dem bevorstehenden Genuße des Kletterns hinderlich waren, bei mir zurückließ und auf vorsichtigste und behendeste die Felswand hinabglitt, sich etwaiger in derselben befindlichen Ritze, Wurzeln und Gebüsch zu seinem weiteren Fortkommen bedienend.

Ich benutzte die mir gebotene Rast dazu, meine Flinte zu laden, dann setzte ich mich auf einen daliegenden halb morschen Baumstamm und verzehrte die mitgenommene Arepa, nach deren Genuße ich eine Zigarre anzündete.

Wohl eine halbe Stunde mochte ich so in aller Ruhe, die mir nach der gehabten Anstrengung überaus wohlthat, zugebracht haben, als ich an dem Hin- und Herspringen in den Ästen über mir, wie an dem lebhaften Bewegen zu mir herabhängender Schlingpflanzen mich überzeugte, daß noch andere lebende Wesen in meiner Nähe sich befanden.

Indem ich die Blicke in die Höhe richtete, sah ich zu meiner Überraschung eine Herde Araguatos, die in den Ästen eines hohen, wilden Caimito hin- und hersprangen und von dessen Früchten begierig naschten.

Mit vielem Vergnügen sah ich den possierlichen Bewegungen der Affenherde zu, wie sie bald auf allen vieren, behende gleich Eichhörnchen, von Ast zu Ast sprangen, bald, an dem um einen Ast geschlungenen langen Wickelschwanz hängend, mit den menschenähnlichen Händen eine ihnen schwer erreichbare Frucht in der Schwebe zu ergreifen suchten.

Ihr hellrotbraunes, fast ins goldgelbe spielendes, auf dem Rücken ziemlich langes Haarkleid kontrastierte auffallend schön gegen das dunkelgrüne Laub des Baumes.

Statt des eigentümlichen, lauten, trommelnden Geheuls, das aus sehr weiter Ferne schon zu erkennen und das sie besonders vor drohendem Regenwetter lang anhaltend ertönen lassen, ließen sie während ihrer jetzigen Beschäftigung nur von Zeit zu Zeit ein tiefes, unterdrücktes Röcheln hören.

Es wäre mir nicht in den Sinn gekommen, die friedliche Versammlung zu stören, hätte ich nicht ein großes Affenweibchen erblickt, auf dessen Rücken ein Junges sich festgeklammert hielt. Mein längst gehegter Wunsch, einen jungen Brüllaffen lebend zu erhalten, weckte die Begierde, dieses Tier zu erlangen, in mir immer mehr, so daß ich mir nicht länger zu widerstehen vermochte.

So vorsichtig diese Affen in der Regel sind, hatten sie, da ich vollkommen ruhig mich verhielt, mich noch nicht bemerkt; im Sitzen zog ich die neben mir lehrende Flinte vorsichtig an mich heran, legte an und schoß nach dem Kopfe des ruhig dazuhenden Weibchens.

Das getroffene Tier stieß einen schmerzlichen Schrei aus, wannte einige Augenblicke taumelnd hin und her, bis es plötzlich sich wieder ermannte. Mit den beiden Händen zog die tödlich verwundete Mutter ihr Junges vom Rücken herab und trug es wanntend nach einem von zwei riesigen Ästen gebildeten Winkel, in dem es vor dem Herabfallen gesichert war. Behutsam setzte sie es hier nieder und stürzte kurz darauf, vom Todeskampfe ergriffen, zu meinen Füßen herab.

Noch höre ich das menschenähnliche Geschrei und Wimmern, welches das arme Tier im Verschneiden ausstieß und sehe noch die Verzerrungen, die der nahe Tod auf dem, dem Menschen nachgeformten Gesichte bewirkte, wie das krampfhaftes Pressen beider Hände auf die am Scheitel befindliche Schußwunde, aus der das Blut heftig hervorströmte. Nach kurzem Todesröcheln, das völlig wie bei einem im Sterben begriffenen Menschen klang, war das arme Tier verschieden.

Ich habe seitdem nie wieder auf Affen geschossen!

Den gewünschten Zweck hatte ich überdies nicht erlangt; denn der junge Affe auf dem hohen Niesenbaume war für mich unerreichbar.

Die Affenbande, die durch den Schuß keineswegs verscheucht war, sondern nur in den dichtesten Laubmassen momentan sich verborgen hatte, ließ sich wieder erblicken; ein anderes Weibchen nahte dem Jungen, das ohne weiteres den Rücken der Pflegemutter bestieg.

Auß neue begannen, wie früher ihre Sprünge auf den Ästen; durch das Geräusch beim Laden des abgeschossenen Flintenlaufes jedoch auf mich aufmerksam gemacht, suchten sie, nunmehr erschreckt, eiligst das Weite.

Kurze Zeit darauf bemerkte ich an dem Hinabstürzen abbröckelnder Steine und Sandes von der steilen Felswand zu meinen Füßen, daß Manuel sich nahte, und bald schwang er, den toten Pauji auf dem Rücken, behende zu mir sich empor.

Ich übergab ihm den getöteten Affen, den er eben auch auf den Rücken lud, und wir setzten unsere mühsame Jagd weiter fort.

Ein dichter Wald der Palma blanca umgab uns.

Die an 15 Fuß über die Erde emporragenden, im größten Wirrwarr durcheinandergesflochtenen Wurzelballen dieser Palmen erschienen gleich großen Erdhügeln von bedeutendem Umfange, und aus ihnen erhoben sich die schlanken, weißgrauen Stämme kerzengerade bis zur Höhe von 150 Fuß, bevor sie ihre großen Wedel, mit 2 Fuß langen, schmalen, am Blattstiele fast senkrecht herabhängenden Fiederblättchen geziert, ausbreiteten. Wohl acht bis zwölf der Stämme, teils sehr hohe, teils völlig niedrige, entsprossen, dicht aneinander gedrängt, ein und derselben Wurzel und bildeten dadurch, wie durch die unzähligen, jüngeren Palmen, die bereits sehr lange Wedel entwickelten, dichte, kaum durchdringliche Gebüsch, durch die wir uns nur mit dem Machete*) den Weg bahnen konnten.

Da erschallte in der Ferne der eintönige laute Pfiff der Gallineta del monte.**)

Rasch erhob Manuel die Hand zu den Lippen und ließ durch die Finger einen völlig ähnlichen Pfiff ertönen, dann winkte er mir, zu folgen, und wir suchten so schnell als es das Dickicht gestattete, einen etwas freieren Platz zu erreichen.

Bei der Eile, in der dies geschah, stolperte ich, kurz nachdem wir uns aus dem Palmengebüsch herausgearbeitet, über eine große Wurzel und fiel nieder.

Beim Aufstehen vom Boden entfiel mir mit klirrendem Geräusch meine gefüllte Börse, die ich am Tage wie in der Nacht immer bei mir führte und bis jetzt stets glücklich vor den Blicken Manuela's wie seiner Familie verborgen hatte. So augenblicklich ich sie auch wieder ergriff

*) Jagdmesser.

***) Großes Waldhuhn.



Im Urwald.

und in die Tasche steckte, konnte ich doch trotz aller Schnelligkeit nicht verhindern, daß Manuel, der bei dem Klange des Geldes im Nu sich umschaute, meine Bewegung in dieser Börjenangelegenheit erblickte, die er denn auch bis zu Ende mit lüfternen Blicken verfolgte.

Wir faßten bald darauf Posto hinter dem starken Stamm eines ungeheuren Fiquerote, der mit seinen hoch über die Erde gehenden Riesenwurzeln uns beide vollkommen verbarg.

Der pfeisende Ruf des Waldhuhns dauerte fort, und stets erwiderte Manuel denselben augenblicklich.

Bereits konnten wir das Tremulieren des Pfiffes deutlich unterscheiden, ein Beweis, daß es uns schon sehr bedeutend sich genähert habe.

Nach mehrfachen Locktönen Manuels zeigte sich endlich das graublaue große Huhn unseren Blicken, mitunter stehen bleibend und auf den Boden umherstarrend; eben richtete es den Kopf in die Höhe, um seinen Pfiff ertönen zu lassen, als es auch schon vom Schusse Manuels getroffen auf der Erde im Todeskampfe sich wälzte.

Während Manuel die Flinte wieder lud, äußerte er den Wunsch, nach Hause zurückzukehren, und ich war durchaus nicht willens, ihm in der Ausföhrung desselben irgendwie hinderlich zu sein.

Über sieben Stunden hatten wir bereits im Walde, durch Hindernisse aller Art aufgehalten, uns umhergetrieben und befanden uns überdies in einer Gegend, die selbst Manuel völlig unbekannt war. So schloß ich wenigstens aus den Blicken, die er wiederholt in die Höhe, der Gegend zu, wo er die Sonne vermutete, richtete.

Diese jedoch war hinter einer dicken, grauen Wolkenmasse verborgen, die sich bald in den Wald herabsenkte und unsere nächste Umgebung in dichten Nebel hüllte.

Es wäre jetzt durchaus unmöglich gewesen, den richtigen Weg nach Hause zu finden, wenn ich den Taschekompaß nicht bei mir geführt hätte, der uns aus der großen Verlegenheit rettete.

Wir hatten, nach diesem zu urteilen, bereits bei der eiligen und stets bergabwärts föhrenden Verfolgung des angeschossenen Pauji die Höhe von la Soledad längst passiert und mußten, um dahin zurückzukehren, nun wiederum bergaufwärts klettern.

Ich lud das Huhn auf meinen Rücken und so traten wir, mißbergnügt durch den fatalen kühlen Nebel, den Rückmarsch nach la Soledad an.

Die Unterhaltung auf dieser Tour war eine sehr spärliche, da ungeheurer Hunger sich bei uns einstellte und wir außerdem vollauf damit beschäftigt waren, das eng verworrene Gebüsch zu durchbrechen.

Es fiel mir unter diesen Verhältnissen desto mehr auf, als Manuel plötzlich die Frage an mich richtete, ob ich ihm sechs Pesos*) leihen wolle?

Da ich fest beschloß, ihm nie wieder Geld zu borgen, so schlug ich seine Bitte rund ab, ihm bemerkend, daß ich das wenige bei mir führende Geld einzig und allein nur zur Bestreitung meiner Lebensbedürfnisse bei ihm bestimmt habe, ihm dies also, da ich täglich meine Rechnung seiner Frau bar zahle, sicher sei, ich jedoch eine Vorausbezahlung auf einige Wochen, als die seine Anleihe betrachtet werden müsse, nicht eingehen könne.

Ich wußte nämlich sehr wohl, daß er das Geld nur zum Spiele benutzen und in dieser Absicht den nächsten Tag einen Ausflug nach der nächsten Ortschaft machen wollte; er hätte das ihm geliehene Geld jedenfalls nur verspielt und ich in der nächsten Zeit, in der ihm dann das Geld zum Einkaufen von Lebensmitteln fehlte, halb verhungern müssen.

Er schien meine abschlägige Antwort sehr übel aufzunehmen, was ich, obwohl er eine Gegenäußerung nicht zu tun wagte, aus seinen finsternen Mienen und dem entschiedenen Schweigen, das er bis zu Ende unserer Tour behauptete, entnehmen konnte.

Zwei Stunden unausgesetzten bergauf und bergab Kletterns in dem hügeligen Terrain des Urwaldes brachten uns endlich nach La Soledad.

Es mochte sechs Uhr sein; die Sonne war bereits hinter dem Picacho blanco**) verschwunden.

Ich war froh, als ich die keineswegs leichte Jagdbeute ablegen und in der Hängematte von dem anstrengenden Marsche ein wenig ausruhen konnte.

Eine gehörige Ration an Fleisch, mit Karaotas und einige Arepas, stellten den schon seit geraumer Zeit heftig zürnenden Magen zufrieden, und mehrere Tassen Kaffee löschten den brennenden Durst.

Die schnell eingetretene Dunkelheit erhellte bald die über dem schwarzgrünen Saume des düstern Urwaldes emporleuchtende silberweiße Scheibe des Vollmondes.

Von der heutigen Wanderung ermüdet, legte ich mich sofort nach der Mahlzeit, nachdem ich eine Zigarre angebrannt, wiederum in die Hängematte, da ich, weil heute keine Gäste zugegen waren, die Nacht über hier zuzubringen beschloß.

*) Spanische Taler.

**) So heißt der nächste der beiden hohen Berggipfel.

Manuel nebst seiner Familie und Ambrosio schienen in der Küche Familienrat zu halten; denn ich hörte sie, besonders den ersteren, fortwährend eifrig disputieren, konnte jedoch bei der Entfernung, in der ich von ihnen mich befand, nicht das geringste von ihrem Gespräch hören.

Hätte ich von dem Thema, über welches sie verhandelten, irgend eine Ahnung gehabt, ich wäre wahrlich nicht in aller Ruhe in der Hängematte geblieben!

Es wunderte mich daher nicht wenig, als Anita mit den größten Zeichen der Angst in ihren Zügen, an der Thür der Hütte erschien, an meiner Hängematte, die dicht bei letzterer hing, vorübereilte und, als sie eine kurze Strecke nach dem nahen Platanal zurückgelegt, sich umwendend, mir durch ängstliche Blicke mit den Augen und heftige Gestikulationen zu erkennen gab, daß ich ihr folgen möchte.

Ich hatte dem Mädchen, das trotz des zarten Alters, bei der schnellen Entwicklung der Körperbildung, die in diesen heißen Gegenden so gewöhnlich ist, bereits in ihren Körperformen vollkommen ausgebildet und von wirklicher Schönheit war, durch wiederholte kleine Geschenke und indem ich sie vor allen anderen der Familie in meinem Benehmen bevorzugte, Beweise gegeben, daß sie mir nicht völlig gleichgültig sei.

So wie jedes farbige Mädchen dergleichen Aufmerksamkeiten eines Weißen hoch aufnimmt, so geschah es auch hier, und ich durfte ihrerseits auf die Erkenntlichkeit meiner Huldigungen, soweit sie sich mit ihren Begriffen von Anstand und Sittlichkeit vertrug, sicher rechnen.

Eben im Begriff, aus der Hängematte zu springen, um ihren dringenden Aufforderungen Folge zu leisten, erblickte ich plötzlich Manuel in voller Wut bei mir vorüberlaufen und ihr naheilen; heftig ihren Arm ergreifend, zog er sie unter den größten Schimpfreden nach der Hütte zurück, ihr die schlimmsten Drohungen sagend, im Falle sie sich ferner aus der Hütte entfernen würde.

Seine sichtbare Verlegenheit, als er zu mir wiederum heraustrat und ich mich nach der Ursache seines heftigen Zornes, den ich früher nie an ihm beobachtet hatte, erkundigte, befremdete mich ein wenig; er gab vor, daß Anita ihm ungehorsam gewesen und in den Wald sich habe flüchten wollen.

Jedenfalls hatte sie eine wichtige Mitteilung mir zu machen gewünscht, an welcher er in irgend einer Weise beteiligt war; er hatte ihre mir gegebenen Winke belauscht und durch sein sofortiges barsches Einschreiten die mir zu machenden Eröffnungen vereitelt.

Die Vorkehrungen zum Schlafengehen wurden von Manuel und Ambrosio nun getroffen.

Was mich dabei befremdete, war, daß Ambrosio, der stets die Nacht über in der Küche zubrachte, heute in dem offenen Korridor, in dem ich in meiner Hängematte lag, eben auch schlafen zu wollen schien. Der in demselben stehende Tisch, auf dem ich meine Mahlzeiten einzunehmen pflegte, wurde dicht vor meine Hängematte gestellt, und Ambrosio legte sich, nachdem er vorher noch mit Manuel im Zimmer eine ziemliche Portion meines Rum zu sich genommen, das Gesicht nach unten gekehrt, wie es bei diesem Volke Brauch ist, auf denselben, um zu schlafen, indem er sich mit der Cobija zudeckte.

Bevor Manuel in die Hütte sich zurückzog, warf er einen großen Sack von Majaguabast unter meine Hängematte auf die Erde, dann verschwand er in der Thür, die er hinter sich zuzog, jedoch nicht, wie sonst immer, verammelte.

In blendender Helle hob sich der Vollmond am tiefblauen Himmelzeltte empor und beleuchtete grell das Innere des Korridors, nur den auf dem Tische ausgestreckten Körper Ambrosios hüllte der Schatten des Palmendaches in seine Rabenschwärze.

Das widrige, durchdringende Geschrei der großen *Harpyia* ertönte in der Stille der eintretenden Nacht von den hohen Wipfeln der nahen Ruhbäume, und der langgedehnte Schrei des Faultieres klang unheimlich aus dem nahen Urwalde zu mir herüber.

Von dem kurz zuvor reichlich genossenen Kaffee aufgeregt, konnte ich nicht sobald Schlaf finden; überdies beschäftigten meine Gedanken sich mit den seit der Zurückkunft von der Jagd wahrgenommenen Ereignissen, die zwar an und für sich unbedeutend, jedoch durch ihr Abweichen von dem gewohnten Benehmen Manuels mir seltsam erschienen.

Lechter selbst, wie seine Frau, schienen nicht zu schlafen; durch die Ritzen der dicht am Fußende meiner Hängematte befindlichen Thür erblickte ich Licht und hörte beide im Zimmer hin- und hergehen und flüsternd miteinander sich unterhalten, sowie das Klirren eines Machete und das öftere Eingießen einer Flüssigkeit, die aller Wahrscheinlichkeit Rum war, in ein Glas. Es mochten so wohl über zwei Stunden vergangen sein, in denen mir noch nicht der mindeste Schlaf in die Augen gekommen war; im Zimmer drin war alles still geworden und das Licht erlösch.

Meine Blicke schweiften noch immer unruhig umher und fielen zufällig auf die Thür.

Da kam es mir vor, trotz der Dunkelheit, in die der Schatten des Daches dieselbe einhüllte, als ob sie vorsichtig geöffnet würde.

Ein warmer Luftstrom, der aus dem Zimmer drang, machte sich an meinen Füßen bemerklich.

Immer deutlicher glaubte ich zu sehen, wie die Tür immer mehr und mehr sich aufthat, bis ich endlich außer allen Zweifel durch die Erscheinung Manuels, der in der gewohnten weißen Tracht in der Türöffnung stand, gesetzt wurde.

Leise und vorsichtig schlich er an mich heran, in seiner Rechten einen Machete haltend, den mir einige Streiflichter des Mondes, die durch die Öffnungen im Palmendache auf seine Klinge fielen, verrieten.

Daß er nicht in guter Absicht sich mir näherte, konnte ich daraus deutlich genug ersehen, jedoch kam mir der Überfall so unerwartet, daß in der kurzen Zeit, die mir zu meinem Entschlusse gelassen war, ich nichts Besseres zu tun wußte, als den langen Dolch, den ich während der Nacht an meinem Leibgurte stets bei mir führte, mit der vorsichtigsten Bewegung aus der Scheide zu ziehen und, unter der Cobija verborgen, fest in die Hand zu fassen.

Immer mehr näherte Manuel sich meinem Körper, noch einige Augenblicke und er mußte aus dem Schatten heraus in das helle Mondlicht treten, und in diesem Momente zugleich mit dem Machete den tödlichen Streich führen.

Länger durfte ich nicht zögern; in größter Eile richtete ich mich in die Höhe, um doch nicht völlig wehrlos mich morden zu lassen, da — wie ein Blitz war Manuel schon hinter der Türe verschwunden!

Mir zur Seite, auf dem Tische, sank der in die Höhe gerichtet gewesene Kopf Ambrosios in seine frühere ruhende Stellung zurück.

Alles war wieder still.

Jetzt erst durchschaute ich den Plan Manuels, wie den Zweck der von ihm vor dem Schlafengehen getroffenen Vorkehrungen und wußte nun, was mir bevorstand.

Das Familiengespräch in der Küche während des Abendessens betraf lediglich meine Ermordung und Beraubung.

Anita hatte mich davor warnen wollen.

Der vor meine Hängematte gestellte Tisch, auf den Ambrosio sich schlafen legte, sollte mich an schneller Flucht verhindern und letzterer im geeigneten Momente Manuel bei dessen Überfalle beistehen, der unter meine Hängematte geworfene Sack wahrscheinlich das Blut auffangen, damit die Flecken desselben etwa einkehrenden Reisenden nicht sichtbar

würden; oder auch beabsichtigten die Mörder, meinen toten Körper darein zu stecken und so auf leichtere Art in einen der vielen nahen Abgründe zu stürzen, in dem mich niemand, außer den Zamuros, aufgefunden haben würde.

Wie leicht auch konnte in dieser einsamen, wilden Gegend mein Verschwinden, ohne irgend Verdacht zu erwecken, damit gerechtfertigt werden, daß ich im Urwalde verunglückt sein müsse.

Die Idee, an mir einen Raubword zu begehen, war sicher bereits früher bei Manuel aufgetaucht, er allein hatte jedoch auf den mit mir unternommenen Jagdausflügen nicht gewagt, mich anzugreifen, da ich ihn stets vorangehen ließ und er überdies befürchten mochte, meiner nicht Herr zu werden; um vor Entdeckung und Strafe sicher zu sein, mußte er mich töten, ein bloßes Berauben oder gar Mißlingen seines Anschlages durfte nicht geschehen.

Jedenfalls hatte er, als ich ihn zur Herstellung eines Rancho für mich aufforderte, bereits in schlimmer Absicht mir geraten, dieses auf der hohen Baranca, seinem Hause gegenüber, zu erbauen, wo er mich bei Nacht noch bequemer und unbemerkter überfallen konnte, als in seiner Hütte; es war ihm daher sehr leid, daß ich auf seinen Bauplan nicht einging und in größerer Entfernung und zwar im Urwalde mich niederließ. Hierher bei Nacht zu schleichen, getraute er sich nicht, weil der mich hier stets bewachende Hund ihn gemeldet hätte und überdies der Weg dahin durch Raubtiere und die zu dieser Zeit besonders auf den Wegen ihre Beute suchenden Giftschlangen unsicher gemacht wurde.

Kurz, er war, wie die meisten seines Volkes, ein Feigling, der nur in hinterlistiger Weise und in Gesellschaft mit anderen seine Taten, deren Mehrzahl sicherlich nur schlechte waren, ausführte; deshalb hatte er Ambrosio, seinen Vertrauten, mit in das Komplot gezogen, das in dieser Nacht ausgeführt werden sollte.

Alles dies war mir jetzt klar und wirbelte mir mit dem zu fassenden Entschlusse, wie ich nunmehr operieren solle, im Kopfe umher.

Ein baldiger weiterer und wahrscheinlich auch ernsthafterer Angriff war vorauszusehen.

Ich basierte meine Rettung auf die Feigheit der Mörder; denn als feig bewiesen sich beide bei meiner Bewegung in der Hängematte, Manuel, indem er zurücklief, Ambrosio, indem er dabei untätig auf dem Tische liegen blieb und den bereits emporgehobenen Kopf vor meinen Blicken schnell verbarg.

Es mochte die erste nichtswürdige Tat in diesem Genre sein, die sie jetzt an mir vollbringen wollten.

Bevor ich meinen Rettungsplan ausführte, wünschte ich vorher doch genauer mich zu überzeugen, ob es die beiden Schurken wirklich auf mein Leben abgesehen hätten; ich legte deshalb die linke Hand über mein Gesicht, so daß ich dadurch meine lauernden Blicke ihnen verbarg, aber trotzdem durch eine zwischen den Fingern gelassene Öffnung jede ihrer ferneren Bewegungen beobachten konnte.

Als Ambrosio mich schlafend glaubte, sah ich, wie er, dessen Gesicht jetzt vom Mondlicht beleuchtet wurde, den Kopf öfter erhob und unverwandt nach mir stierte, um sich von meinem festen Schlaf zu überzeugen.

Ich suchte ihn in diesem Glauben zu bestärken und lag vollkommen ruhig, indem ich das langsame, regelmäßige Atemholen nachahmte, wie man es von einem ruhig Schlafenden zu hören gewohnt ist.

Mittlerweile war eine Stunde verstrichen, als die Tür wiederum vorsichtig geöffnet wurde und Manuel zum zweiten Male aus derselben schlich.

Diesmal hatte er, wie ich wahrnehmen konnte, außer dem Machete noch einen Lazo *) in der Hand, um ihn mir über den Kopf zu werfen, sobald ich mich erheben würde. Ein schneller Blick auf Ambrosio überzeugte mich, daß derselbe leise in die Höhe sich richtete.

Weiter durfte ich beide in der Ausföhrung ihres Planes nicht kommen lassen. Mit dem Ausrufe: „Caramba! que picaros!“ **) schleuderte ich die mich bedeckende Cobija von mir und sprang, den langen Dolch in der Hand, blitzschnell in der dem Tisch entgegengesetzten Seite aus der Hängematte. Dort stand in einem Winkel der Mauer meine Doppelflinte, nach der ich, ohne weiter auf beide Schurken zu achten, hineilte und sie glücklich erfaßte.

Im Nu spannte ich beide Hähne und legte an. Als ich mein erstes Ziel, Manuel suchte, war er verschwunden; er war wieder ins Zimmer zurückgeeilt.

Ambrosio lag, wie in tiefem Schlummer, ruhig auf dem Tische.

Nummehr hatte ich diese Art Mordspiel satt und beschloß, meine bessere Position nicht mehr aufzugeben.

Die Hängematte zurückwerfend, trat ich zu Ambrosio an den Tisch, rüttelte ihn aus seinem vorgebliebenen Schlafe und bemerkte ihm drohend,

*) Langer aus Rindsleder gewundener Strick.

**) „Zum Henker, welche Schurken!“

daß, da ich jetzt von hier mich wegbegeben würde, er so wenig als Manuel sich unterstehen möge, mir zu folgen, da ich sie beide sonst ohne weiteres niederschließen würde.

Nach dieser Mitteilung schritt ich langsam dem Wege zu, der das Gebirge hinabführte, ohne daß irgend Anstalt getroffen wurde, mich zurückzuhalten.

Die Strecke von einigen hundert Schritten, die ich noch angesichts der nunmehr meine Todseinde bergenden Hütte zu machen hatte, legte ich langsam zurück, um diesen kein Zeichen von Furcht blicken zu lassen; dann, als ich an eine Biegung des Weges gelangt war, die mich ihren Blicken entziehen mußte, schaute ich noch einmal rückwärts.

Der Mond warf seine hellen Strahlen auf die ruhig daliegende Hütte und ihre schönen Umgebungen; nicht eine Menschenseele war in oder vor derselben zu erblicken.

Noch einige Schritt weiter und ich befand mich außerhalb des Gesichtskreises der Mörder, im Dickicht des Urwaldes, durch den der breite felsige Weg nach der Tiefe hinabführte.

Alle meine Kräfte zusammentaffend, begann ich jetzt den rasendsten Lauf, den ich je in meinem Leben machte; durch ihn allein konnte ich mich vom Tode retten!

Denn mit aller Gewißheit war anzunehmen, daß einer oder beide der Schurken mich verfolgen würden, sobald ich nur im dichtern Walde mich befände, da sie meine Absicht, nach dem nächsten bewohnten, zwei Stunden entfernten Hause, Cumbre Chiquita, zu dem der Weg bergunter führte, von ihnen mich zu flüchten, jetzt klar durchschauen mußten.

Es mußte ihnen alles daran gelegen sein, dies zu vereiteln und unterwegs mich umzubringen, damit nicht die Bewohner der Cumbre Chiquita, eine rechtliche, mir befreundete Creolenfamilie, von ihren Schurkereien durch mich in Kenntnis gesetzt würden. Dies alles war leicht erklärlich, und meine einzige Rettung hing allein nur vom glücklichen Erfolg eines gefährlichen Wettlaufes ab, zu dem ich jetzt gezwungen war.

Wenn ich auch einen Vorsprung von 500—600 Schritten vor meinen Verfolgern hatte, so war ich doch bei weitem weniger als diese im Schnelllaufe geübt und überdies völlig ungewohnt, barfuß auf felsigem, mit Kollsteinen bedecktem Wege dahinzuspringen.

Die Eile, in der ich meinen Rettungsplan ausführen mußte, hatte mir bei der Entfernung aus der Hütte nicht gestattet, irgend Rücksicht auf meine Kleidung zu nehmen; in der sehr simplen Tracht, mit welcher ich in der Hängematte gelegen, im Hemde, kurzem Beinkleide, mit einem

Tuch um den Kopf und barfuß, sah ich mich gezwungen, meine Flucht auszuführen.

Die für einen Wettlauf etwas lange Strecke von einer sehr starken deutschen Meile mußte in größtmöglicher Schnelligkeit zurückgelegt werden; denn es galt jetzt mehr als eine Wette!

Ein Glück für mich war es, daß meine Flucht das Gebirge hinabführte, wobei die Tätigkeit der Lunge nicht in dem großen Maße als wie aufwärts in Anspruch genommen wurde.

Mehr in ungeheuren Sätzen springend als laufend, verfolgte ich meinen Weg.

Trotz des am Himmel hell glänzenden Vollmondes war der Weg völlig dunkel, da die hohe, zu beiden Seiten ihn begrenzende Wildnis, ihre tiefdunkeln Schatten darauf warf.

Die spitzen Steine und Felsblöcke, die meine bloßen Füße gewaltsam berührten, machten diese bald wund, und an der klebrigen Masse, die an ihnen sich einstellte, konnte ich merken, daß sie heftig bluteten.

Doch dies, wie die ungemainen Schmerzen, die meine Fußwunden mir verursachten, mußte ich jetzt völlig unbeachtet lassen.

Im Begriff, eine Vertiefung im Wege zu überspringen, fühlte ich plötzlich einen großen lebenden Körper an meinen Rücken springen, der an den Schultern mich erfassend bei meiner entschiedenen Bewegung nach vorn, durch den von mir unvorhergesehenen Anprall, mich niederstürzte.

Ich fiel glücklicherweise in die mit Sand angefüllte Vertiefung, die Flinte in der Linken zu rechter Zeit emporhaltend, damit sie durch die Heftigkeit des Schlages auf die Erde sich nicht entlud.

Der in der Rechten befindliche Dolch wurde durch den gewaltigen Sturz zur Erde aus meiner Hand geschleudert und flog klirrend den Felsenweg hinab. Schnell mich aufstehend, erblickte ich, wild um mich her springend, ein großes, dunkles Tier.

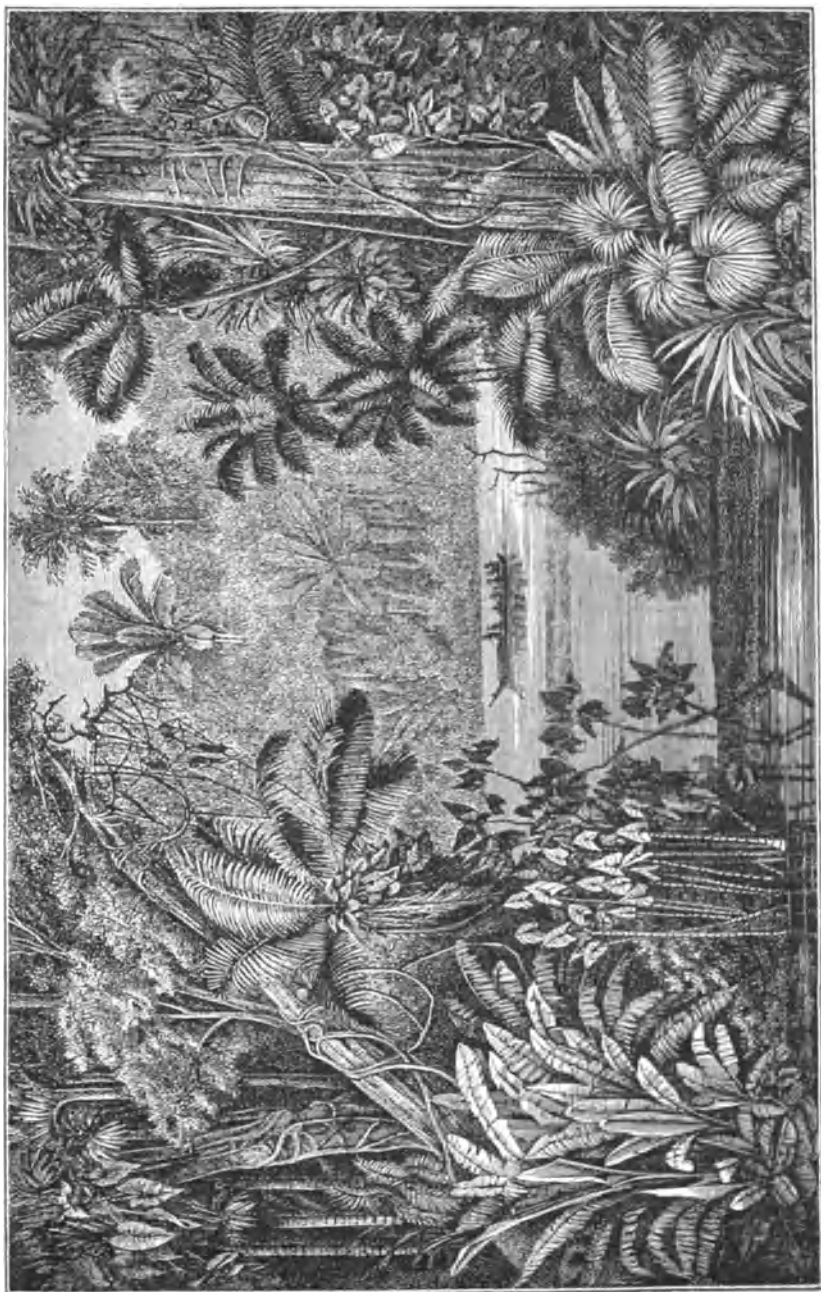
Es war Arrogante, der Hund Manuela's.

Ihn beim Namen rufend, gehorchte er mir augenblicklich, als er mich erkannte und rannte im Weiterjagen in großen Sätzen neben mir her.

Den Dolch, den ich beim Aufspringen nicht sogleich erblickte, mußte ich auf dem Wege liegen lassen.

Nicht eine Sekunde Zeit mehr hatte ich auf meiner Flucht zu verlieren, denn das Erscheinen des Hundes gab mir die Gewißheit, daß Manuel und wahrscheinlich Ambrosio mit ihm, mir nachsetzten.

Nur als ich auf der Hälfte des Weges den in einer Vertiefung rauschenden Fluß zu passieren hatte, hielt ich einige Augenblicke inne, um



Am Orinoko.

vermittelst der hohlen Hand, die durch das furchtbare Laufen gänzlich vertrocknete Kehle mit ein wenig Wasser anzufeuchten; noch einen Augenblick benutzte ich, um nach der Höhe des eben zurückgelegten Weges, die nur von niedrigem Gebüsch bestanden war, zurückzublicken.

Eine weiße Gestalt kam eben aus dem Schatten des dahinter liegenden hohen Dickichts in die vom Monde hell beleuchtete kahlere Fläche heraus und in vollem Laufe mir nachgeeilt.

Es war Manuel, der mich verfolgte und nur noch einige hundert Schritte von mir entfernt war.

In vollem Jagen setzte ich durch den Fluß, das andere Ufer hinauf und wiederum in den Wald hinein.

Wäre ich fest überzeugt gewesen, daß nur Manuel allein mich verfolgte, so wäre ich ohne weiteres vom Wege ab, in die Wildnis gesprungen, hätte am Rande derselben mich verborgen und ihn, sobald er meinem Versteck sich genähert, durch einen Schuß unschädlich gemacht; verfolgt mich jedoch beide, so konnte ich dies unmöglich riskieren, da der Hund jedenfalls mich ihnen verraten und meine durch den rasenden Lauf ermatteten Kräfte zum Kampfe gegen zwei wütende Menschen, denen außerdem der Hund hilfreich beigestanden, nicht hingereicht hätten.

Nur in der äußersten Not beschloß ich, in dieser Art zu agieren und so lange es mir möglich sein würde, die Rettung durch schnelle Flucht zu versuchen.

Meine aufs ärgste angestregten Kräfte begannen übrigens sehr nachzulassen, die Schmerzen an den blutenden Füßen wurden bei jedem Sprunge immer unerträglicher, das Athemholen von Minute zu Minute beschwerlicher und von heftigen Stichen in der Brust begleitet.

Die Hoffnung, mich zu retten, ließ ich jedoch nicht sinken und wäre lieber vor Erschöpfung tot niedergestürzt, als daß ich meinen Verfolgern mich übergeben hätte.

Unaufhaltsam eilte ich in dem in der herrlichsten Pracht tropischer Vegetation prangenden Urwalde dahin; ich bewunderte nicht die im vollen Mondlichte glänzenden Palmenkronen, nicht die schlanken Baumfarne, deren feingefiederte Wedel von den hohen Stämmen grazios herabnickten, nicht das herrliche Aroma nächtlich blühender Orchideen, nicht den zur Seite des Weges über große Felsblöcke herabstürzenden weißschäumenden Fluß, nicht die sanften Töne des Caprimulgus, die wie die zartesten Akkorde der Glasharmonika durch die Stille des Urwaldes erzitternd, leise dahingetragen wurden; alles Dinge, die unter anderen Verhältnissen mich in Wonne versetzt hätten!

Mein Atem wurde immer kürzer und glühender, die Zunge klebte vertrocknet am Gaumen, der Körper drohte zusammenzubrechen.

Da, an einem Abhange angekommen, vor Erschöpfung dem Tode nahe, erblickte ich in der Tiefe meine Rettung, das Haus der Cumbre Chiquita!

Jetzt, da meine Kräfte fast gänzlich dahin waren, bangte ich am meisten, die kurze Strecke nach dem Hause nicht erreichen zu können.

Laut wollte ich um Hilfe rufen, um die Bewohner auf mich aufmerksam und dadurch jetzt schon die Absicht meiner Gegner völlig zu nichte zu machen, jedoch meine Stimme versagte.

Wie ich noch bis zum Hause und in dessen Korridor gelangte, ist mir nicht bewußt; ich erinnere mich nur beim Eintreten in denselben über einige an der Erde liegende Menschen gestolpert und, völlig erschöpft, bewußtlos hingestürzt zu sein.

Als ich wieder zu mir kam, sah ich mich von dem Besitzer des Hauses, Don Chypriano und seiner Familie, in ihrer Nachttoilette umstanden, einige braune Kerle, Paleros, die Geflügel von Valencia nach Puerto Cabello gebracht und, von dort zurückgekommen, hier übernachteten, lagen auf der Erde umher.

Einige Schluck Rum mit Wasser brachten mich wieder zur Besinnung, und nun wurde ich von Chypriano mit Fragen, woher ich so spät in der Nacht komme, beströmt.

Auf Manuel, seiner Familie wegen, Rücksicht nehmend, verschwieg ich dessen Schurkenstreich und gab an, daß ich auf der Jagd befindlich, im Urwalde mich verirrt und soeben erst den hierher führenden Weg aufgefunden habe.

Vergebens suchte ich den Hund, der beim Eintritt in das Haus noch bei mir gewesen; er war verschwunden!

Vor allem sehnte ich mich nach Ruhe und legte mich auf einen im offenen Korridor stehenden Tisch, da eine bequemere Schlafstätte nicht zu haben war.

Chypriano mit seiner Familie zogen sich wieder in das Innere des Hauses zurück.

Am Schlaf war bei der gewaltigen, nervenerregenden Anstrengung, in der ich in den letzten Stunden mich befunden, nicht zu denken.

Die Tour von la Soledad nach Cumbre Chiquita, eine Strecke von einer sehr starken deutschen Meile, hatte ich in allerhöchstens einer halben Stunde zurückgelegt.

Es mochte nachts 1 Uhr sein.

Der Mond warf sein helles Licht auf die Umgebung des Hauses; nur in diesem selbst herrschte tiefer Schatten durch die umstehenden Bäume.

Meine wachen Augen waren fast unausgesetzt nach dem Wege, den ich von dem letzten Abhange herabgekommen war, gerichtet, um irgend etwas von meinen Verfolgern zu erspähen.

Da, hinter dem dichten Gebüsch hoher, agavenblättriger Fougrocronen tauchte eine weißgekleidete Gestalt hervor.

Das Mondlicht reflektierte auf dem langen Laufe der Flinte, die sie in der Hand hielt.

Ein großer Hund sprang an ihr empor.

Nur einen Augenblick, dann war sie, sich niederduckend, verschwunden. Ich hatte die Gestalt sofort erkannt; es war Manuel.

Der Hund war Arrogante.

Hier in der Hütte, umgeben von den Paleros, hatte ich von ihm nichts zu fürchten. So oft ich auch nach dem Fougrocronengebüsch ferner hinblickte, konnte ich nichts mehr von Manuel gewahren, und endlich schloß der wohlthätige Schlaf meine Augen.

Es mochte ungefähr 6 Uhr sein, als ich erwachte; die Paleros waren im Begriff, ihre Reise fortzusetzen, und ich befand mich bald mit der Familie Cypriano allein.

Ich fühlte mich im höchsten Grade unwohl, da mein Körper durch die Erlebnisse der vergangenen Nacht in jeder Beziehung allzusehr angestrengt worden war; vom Tische herabsteigend, trugen die Beine mich kaum, und das Auftreten der Füße verursachte mir die größten Schmerzen. Diese befanden sich allerdings in dem erbärmlichsten Zustande, dick angeschwollen, an vielen Stellen von den spitzen Steinen zerseht, über und über mit Blut bedeckt, war es mir unmöglich, eine weitere Fußtour zu unternehmen, und ich bat Cypriano, mir einen Esel zu leihen, um recht bald auf ihn meine Reise nach Puerto Cabello zu machen.

Während er den Esel aufzusuchen ging, trat Manuel aus dem Gebüsch hervor und auf mich zu.

Er begrüßte mich, als ob nicht das mindeste zwischen uns vorgefallen sei und hatte die unverkämpfte Dreistigkeit, mich zu fragen, warum ich seine Hütte in der Nacht verlassen habe.

Ich entgegnete ihm barsch, daß er wohl selbst am besten den Grund, der mich dazu bewogen, wissen würde und fragte ihn zugleich, ob er meinen Dolch und das Tuch, das mir während der eiligen Flucht vom Kopfe gestohlen, auf dem Wege gefunden habe?

Bestürzt verneinte er meine Frage und schritt in die Hütte, um die Familie Cyprianos zu begrüßen.

Reise schließlich ich ihm nach, um zu erfahren, ob er mit der Familie über mich sprechen würde. Seine erste Frage an diese war, was ich als Grund meiner Ankunft in später Nacht und in solchem Kostüme bei ihnen geäußert habe?

Als sie ihm meine deshalb angegebene Bemerkung, daß ich im Walde mich verirrt, mittheilten, schien er sehr befriedigt und erklärte, daß dies allerdings der Fall gewesen sein müsse, da ich gestern früh auf die Jagd gegangen und nicht zu ihm zurückgekehrt sei, so daß seine Besorgnis um mich ihn hierher geführt habe.

Ich wußte, was ich von seinen Bemerkungen zu halten hatte und begab mich, da ich erfahren, was zu wissen ich gewünscht, wieder hinweg.

Als Manuel zu mir heraustrat, fragte ich ihn, was er jetzt beginnen wollte und erklärte ihm zugleich, daß ich nach Puerto Cabello zurückkehren und die bei ihm zurückgelassenen Sachen in einigen Tagen mir abholen würde; er möge dafür gehörige Sorge tragen, daß bei deren Abholung nicht das mindeste daran fehle und alles noch in gutem Zustande befindlich sei.

Er antwortete, daß er, um Paujis zu schießen, eine Strecke mich begleiten würde.

Au seiner Begleitung war mir jedoch durchaus nichts gelegen, da ich dabei nur risikierte, er werde sein in der Nacht gegen mich beabsichtigtes Vorhaben jetzt ausführen.

Diese Meinung sagte ich ihm ganz offen mit der hinzugefügten Bemerkung, daß, wenn er nicht sogleich nach seiner Wohnung zurückkehren und darauf bestehen würde, mich zu begleiten, ich unter keinen Umständen von hier, wo ich vor seiner Schurkerei sicher sei, eher weggehen würde, bis ich nicht etwaigen nach Puerto Cabello Reisenden mich anschließen und unter deren Schutze meine Tour vollenden könne; außerdem würde ich in diesem Falle der Familie Cypriano seine gegen mich versuchte Nichtswürdigkeit ohne weiteres mittheilen.

Dies wirkte.

Er warf mir einen grimmigen Blick zu, lockte seinen Hund und trat die Rückreise nach la Soledad an.

Bald nachher brachte Cypriano den gefattelten Esel und ließ mir außerdem seinen hohen weißen Hut, die Cobija und ein Paar Paragatos,*)

*) Eine Art Sandalen.

um nicht in meiner einfachen Gebirgskleidung in zivilisierten Orten, nach denen ich mich begab, erscheinen zu müssen.

Am Abend langte ich glücklich in der Stadt an und logierte mich bei einem Freunde ein.

Kurze Zeit darauf verließ Manuel mit seiner Familie die Wohnung auf la Soledad, und ich fand dadurch Veranlassung, diese paradiesische Gegend wiederum zu bewohnen.

Bei meiner Ankunft daselbst fand ich die frühere Hütte auf la Soledad total niedergebrannt!"



Als Vorläufer des vorliegenden Bandes erschien:

Nus fernen Zonen

Originalberichte berühmter Forscher und Reisender

Herausgegeben von

Johannes Henningsen

Mit zahlreichen Abbildungen

Erster Band

Geheftet M. 5.—, elegant gebunden M. 6.—

Inhalt: Fridtjof Nansen, Ein harter Kampf. — Carl Peters, Durch die Massais über das Leikipia-Plateau zum Varingo-see. — Hermann von Wissmann, Die Araber und der Sklavenhandel in Innerafrika. — Ernst Haeckel, Sechs Wochen unter den Singhalesen. — Carl Chun, Die Nitobaren. — Otto E. Ehlers, Stromabwärts nach Sanoi. — J. J. Rein, Das japanische Volk. — Friedrich Naumann, Nazareth und Jerusalem.

Ein prächtiges, ebenso unterhaltendes wie zugleich auch belehrendes Jugendbuch. Hervorragende Forscher und Reisende erzählen darin von kühnen Abenteuern zu Wasser und zu Lande, die sie am Nordpol oder in den Tropen bestanden, von den uns oft seltsam erscheinenden Sitten und Gebräuchen mancher Völker, die in fernen Zonen leben, vom heiligen Lande und Innerafrika. Diese Berichte werden das Interesse der jugendlichen Leser wecken und ihre Herzen rühren, sind es doch die bedeutendsten Vertreter auf dem Gebiete der Erdforschung, die zu uns reden, Männer, die, vom edelsten Forschungstrieb befeelt, alle Kraft, ja das Leben einsetzten, das Dunkel zu entschleiern, welches noch weite Gebiete unserer Mutter Erde einhüllt. — Das Buch ist eine außerordentlich wertvolle Gabe für die Jugend, der damit ein unverfügbarer Quell der Belehrung und der edelsten Unterhaltung dargeboten wird. Aber auch der Erwachsene, ja der Hochgebildete wird in dem Bande mit derselben Teilnahme lesen. Zahlreiche künstlerisch wertvolle Illustrationen erhöhen den Wert des Buches, und die wahrhaft glänzende Ausstattung läßt es als ein Geschenkwert ersten Ranges erscheinen.

Verlag von Otto Spamer in Leipzig

Deutsche Briefe

Sür Schule und Haus

herausgegeben von

Johannes Henningsen

Mit Buchschmuck von Professor Hans Christiansen, Darmstadt

Geheftet M. 3.50

elegant gebunden M. 4.50



Während die bisher auf dem Gebiete der Briefliteratur erschienenen Werke sich vorzugsweise an den Gelehrten oder literarisch Gebildeten wenden, ist das Buch für den schlichten Mann des Volkes und für die Jugend bestimmt. Es ist ein Volksbuch im besten Sinne des Wortes. Der Herausgeber hat mit geschickter Hand aus der reichen Fülle des Stoffes eine Auswahl solcher Briefe getroffen, in denen Handlung vorhanden ist, und die dem Leser Einblicke in das Leben und den Charakter bedeutender Menschen aus den verschiedensten Zeiten und Verhältnissen gewähren.

Vertreten sind in dem Werke die Meister des deutschen Briefes von Luther bis auf unsere Zeit. Genannt seien von großen Dichtern und Denkern Gellert, Lessing, Goethe, Schiller, Körner, Grimm u. a., von Musikern Felix Mendelssohn, Robert Schumann und Richard Wagner. Die nachklassischen Meister sind vertreten durch Friedrich Hebbel, Theodor Storm, Eduard Mörike, Gottfried Keller, Klaus Groth und Fritz Reuter. Aus der Zeit des nationalen Aufwachens erwähnen wir die köstlichen Briefe Kaiser Wilhelms I., Bismarcks und Moltkes. In die Welt des Technikers führen uns die Briefe des Ingenieurs Max Eyth, in die des Arztes die Briefe des berühmten Chirurgen Theodor Billroth usw. Eine knapp gehaltene Geschichte des deutschen Briefes erhöht den Wert des Buches.

Die Ausstattung ist eine glänzende und eigenartig vornehme, hat doch die Meisterhand von Hans Christiansen-Darmstadt den Buchschmuck geschaffen.

Verlag von Otto Spamer in Leipzig

Erzählungen neuerer deutscher Dichter

Sür die Jugend ausgewählt

von

Johannes Benningfen

==== Drei selbständige, einzeln käufliche Bände ====

Geheftet je M. 2.—, fein gebunden je M. 2.50



Erfter Band. Sechste Auflage.

Inhalt:

Böhlau , Die Ratsmädel laufen einem Herzog in die Arme.	Leander , Von Himmel und Hölle.
Budde , Mannuckerle und Mannickerle.	Lilencron , Die vergessene Bortenjie.
Sontane , Ein Kapitel vom alt. Schadow.	Caroche , Ein Todesritt.
Srapan , Um zehn Pfennig.	Rofegger , Als ich Christtagsfreude holen ging.
Sebbel , Eine Nacht im Jägerhaufe.	Schäfer , Claus Hinrich Ringhoff.
Solzamer , Der alte Musikant.	Trojan , Die Aufter.

Zweiter Band. Dritte Auflage.

Inhalt:

Seiberg , Knabenstreiche.	Niese , Anfechtung.
Jacobowski , Liefe.	Obst , Stickers Gatt.
Riefel , Die Bandharmonika.	Schmidt-Bonn , Musikantentod.
Ryber , Giftmärchen.	von Schönaich-Carolath , Die Riesgrube.
— „ — Weihnachtsmärchen.	Villinger , Im Bahnwarthäuschen.

Dritter Band.

Inhalt:

Böhm , Das Meisterstück des letzten Schindinger.	Schmittenner , Friede auf Erden.
Srenffen , Der Brand der Uhl.	Söhle , Friede auf Erden.
Krüger , Unfriede.	Stinde , Die Fahrt ins Blaue.
Mörke , Die Band der Jezerte.	Telmann , Auf Posten.
	Ziegler , Schlangenköpfchen.

Unterhaltende und anregende Jugendbücher von ganz besonderer Eigenart. Hervorragende Meister der neueren Literatur haben sich darin vereinigt, um unsrer Jugend die besten Gaben ihres poetischen Schaffens darzubringen, und dürften die den Inhalt bildenden Geschichten, aus den verschiedensten Lebensgebieten geschöpft, als wahre Meisterstücke gedankenreicher und gemütvoller Erzählungskunst bezeichnet werden.

Verlag von Otto Spamer in Leipzig

Meistererzählungen fremder Dichter

Sür die Jugend ausgewählt

von

Johannes Henningsen

Nordische Dichter

==== Sein gebunden M. 2.50 =====

Inhalt:

Ein Schuß	von Sophus Baudiz
Thronö	von Björnstjerne Björnson
Nils Peters Abiturientenexamen	von Alfred von Bedenstjerna
Des Pastors Weihnachtsgast	von Alfred von Bedenstjerna
Der Tod, der Befreier	von Selma Lagerlöf
Das Kindlein von Bethlehem	von Selma Lagerlöf
Im Banne böser Mächte	von Jonas Lie
Der Weihnachtsstern	von Magdalene Thoresen

Es ist gewiß ein glücklicher Gedanke, die deutsche Jugend mit den **modernen Meisterwerken der Erzählungskunst der fremden Kulturenationen** bekannt zu machen. Jede der in dem hübschen Buche vereinigten Erzählungen ist ein kleines Kunstwerk, geeignet die Phantasie zu befruchten, Herz und Gemüt zu veredeln, wahre Lebensfreude zu wecken und für alles Große und Schöne zu begeistern. Der Band enthält acht mit feinem Takt ausgewählte Erzählungen hervorragender nordischer Dichter. Bei aller Abwechslung des Inhalts zieht sich wie ein roter Faden durch alle Geschichten hindurch das Streben nach sittlicher Vervollkommnung der Persönlichkeit, ein Thema, das ja allen bedeutenden Literaturerzeugnissen unserer nordischen Nachbarn eigentümlich ist.

Die „**Meistererzählungen fremder Dichter**“ bilden ein wertvolles Gegenstück zu des Herausgebers „**Erzählungen neuerer deutscher Dichter**“, die eine außerordentliche Verbreitung erlangten.

Verlag von Otto Spamer in Leipzig



Admiral Togo
auf der Kommandobrücke.

Seehelden und Seeschlachten

in neuerer und neuester Zeit

Geschildert von

Korvetten-Kapitän a. D. **v. Holleben**

Mit 60 Abbildungen

Elegant gebunden M. 6.50

In diesem neuen Werke bietet der Verfasser des bereits in 10. Auflage erschienenen Deutschen Flottenbuchs unserer Jugend eine Reihe fesselnd geschriebener Lebensbilder großer Seehelden der verschiedenen

Nationen neuerer und neuester Zeit, die uns durch ihre Seesiege, welche zugleich Wendepunkte in der Weltgeschichte bezeichnen, den Weg auf das Meer gewiesen haben.

Von Don Juan d'Austria, dem Helden von Lepanto, beginnend, bis zu Togo, dem japanischen Admiral, der erst jüngst wie ein Meteor in die Erscheinung trat, sind die gewaltigen Seekriege der Vergangenheit und Gegenwart in kurzen Zügen geschildert und bilden für die Jugend **eine ebenso belehrende wie unterhaltende Lektüre**. Der Band ist mit **zahlreichen vorzüglichen Abbildungen** versehen, er wird sicher, gleich dem Deutschen Flottenbuche, die Herzen der deutschen Jugend gewinnen und dem Flottengedanken immer breiteren Raum schaffen, durch den Hinweis auf das, was Völker groß machte und was unserm Vaterlande an der wahren Größe noch fehlt, auf **die Geltung zur See**.

Deutsches Slottenbuch

Erlebnisse eines See-Kadetten in Krieg und Frieden

Von Korvetten-Kapitän a. D. **von Holleben**

Elfte vermehrte und verbesserte Auflage

Mit 122 Text-Abbildungen und 4 Chromobildern

Geheftet M. 6.—

Gebunden M. 7.50

Seit das Deutsche Reich in die Reihe der Kolonialmächte eingetreten und in unmittelbarer Verbindung damit seine Flotte in raschem Aufblühen begriffen ist, hat sich naturgemäß auch das Interesse aller Kreise des deutschen Volkes der Marine zugewandt. Diese Anteilnahme zu hegen und zu pflegen, das Verständnis für die Aufgaben und die Tätigkeit der Kriegs- wie der Handelsflotte insbesondere bei der reiferen Jugend zu wecken und zu fördern, ist der vornehme Beruf des **Hollebenschen Slottenbuchs!** Der frische, lebendige Ton der Erzählung und der wohlthuende Humor, der die Schilderungen durchweht, machen das Buch bei allem sachlichen Gehalt zu einer außerordentlich anziehenden Lektüre, so daß man es immer wieder zur Hand nehmen wird. Die neue Auflage ist textlich wie illustrativ verbessert, vor allem wurde überall den Fortschritten und **neueren Errungenschaften auf dem Gebiete der Schiffstechnik** Rechnung getragen. Besondere Erwähnung verdienen die in Farbendruck ausgeführten, von Künstlerhand geschaffenen neuen Abbildungen, welche dem Buche zur prächtigsten Zierde gereichen.



Verlag von Otto Spamer in Leipzig



Christoph Kolumbus

Christoph Kolumbus

und die Entdeckung von Amerika

Für Jugend und Volk geschildert

von

Johannes März

Mit 46 Text-Abbildungen und einer
Karte der Reisen des Kolumbus

Geheftet M. 3.—, gebunden M. 4.—

Serdinand Cortez und die Eroberung von Mexiko

Für Jugend und Volk geschildert von

Johannes Kleinpaul

Mit 48 Text-Abbildungen. ~~www~~ Geheftet M. 4.50, gebunden M. 5.50

Francisco Pizarro und die Eroberung von Peru

Für Jugend und Volk geschildert von

Johannes März

Mit 42 Text-Abbildungen. ~~www~~ Geheftet M. 4.50, gebunden M. 5.50

Cook der Weltumsegler Leben, Reisen und Ende des Kapitäns James Cook

Für Jugend und Volk geschildert von

Johannes März

Mit 68 Text-Abbildungen. ~~www~~ Geheftet M. 3.—, gebunden M. 4.—

Verlag von Otto Spamer in Leipzig

Kane

der Nordpolfahrer

Arktische Fahrten und Entdeckungen
der zweiten Grinnell-Expedition zur
Aufsuchung des Sir John Franklin
unter

Dr. Elifba Kent Kane

Beschrieben von ihm selbst

Mit 67 Text-Abbildungen und einer Karte
Sein gebunden M. 4.—



Elifba Kent Kane

Dr. Kanes einfache, wahrheitsgetreue und zugleich überaus spannende Schilderung seiner Heldenfahrt versetzt uns lebhaft in die Regionen des ewigen Eises inmitten der Wunder und Gefahren des unwirtlichen und dabei doch so interessanten Nordens, und sie bietet damit zugleich eine anziehende Belehrung über diesen Gegenstand.

Franklin, Der Held des nördlichen Eismeeres

Sechste Auflage. Mit zahlreichen Textabbildungen sowie vier feinen Farben-
druckbildern nach Aquarellen von Albert Richter. Wohlfeile Ausgabe. Ge-
heftet 3.—. Gebunden M. 3.60.

David Livingstones Entdeckungsreisen

**im Süden und Innern des afrikanischen Kontinents während der
Jahre 1840—1873.** Nach David Livingstones Werken und hinterlassenen
Aufzeichnungen bearbeitet von **Richard Oberländer.** Sechste, umgearbeitete
Auflage. Mit 70 Textabbildungen und 4 Tonbildern. Geheftet M. 4.—. Sein
gebunden M. 5.—.

Livingstones Nachfolger

**Afrika quer durchwandert von Stanley, Cameron, Serpa Pinto,
Wißmann und anderen.** Mit besonderer Rücksicht auf die Congo- und
Angra-Dequena-Niederlassungen bearbeitet von **Richard Oberländer.**
Zweite, vermehrte und verbesserte Auflage. Mit 80 Textabbildungen und
einem Titelbilde. Geheftet M. 4.—. Sein gebunden M. 5.—.

Verlag von Otto Spamer in Leipzig

Das alte Wunderland der Pyramiden



Geographische, politische und
kulturgegeschichtliche Bilder

aus der Vorzeit,
der Periode der Blüte sowie des
Verfalles des alten Ägyptens

Von

Dr. Karl Oppel

Fünfte umgearbeitete
und vermehrte Auflage

Mit 250 Text-Abbildungen
und Karten,
sowie 4 Tafeln in Farbendruck

Geheftet M. 7.

Fein gebunden M. 8.50



Oppel hat sein Buch mit Begeisterung für das „Wunderland“ und seine alten Bewohner geschrieben; er wollte dadurch die Jugend und die weiteren Kreise der Gebildeten bekannt machen mit jenem merkwürdigen Lande und Volke, von dem die andern Völker am Mittelmeer einen großen Teil ihrer Kultur erhielten, und das dadurch auf die Entwicklung des Menschengeschlechts einen wesentlichen Einfluß ausübte, wenschon nicht einen so großen, wie früher angenommen wurde. Überdies darf Ägypten ein noch erhöhtes Interesse beanspruchen, seitdem seine engen Beziehungen zu Vorderasien bekannt geworden sind. Die schwere Aufgabe, dieses Buch der neuen Forschung entsprechend umzugestalten, ohne ihm zugleich seinen wesentlichen Reiz zu rauben, ist von dem Bearbeiter der fünften Auflage in vortrefflicher Weise gelöst worden, und das Buch liegt verjüngt und dem Stande der heutigen Wissenschaft entsprechend vor, ohne den Geist, in dem Oppel es schrieb, zu beeinträchtigen. Die prächtige Illustrierung, bei der tunlichst die Schöpfungen der Ägypter selbst zur Darstellung gebracht wurden, erleichtert das Verständnis für die Weltanschauung der ältesten Kulturvölker.

Das Buch eignet sich vorzüglich als **Geschenkwert** für die studierende **Jugend**, doch kann es auch jedem Freunde des Altertums warm empfohlen werden, insbesondere aber auch allen denen, die sich auf eine **Reise nach Ägypten** vorbereiten wollen.

Verlag von Otto Spamer in Leipzig



Hafen von New York

— | Buch | — **Berühmter Kaufleute**

Männer von Tatkraft und Unternehmungsgeist

Sür Jugend und Volk geschildert von

Wilhelm Berdrow

Mit 52 Text-Abbildungen ≡ Geb. M. 6.50, eleg. geb. M. 8.50

Das Buch berühmter Kaufleute zeichnet in kurzgefaßten Bildern das Leben und Schaffen der hervorragendsten Männer auf dem Gebiete des Handels und der Unternehmungstätigkeit. Von den Bardi und Peruzzi des alten Florenz, den Suggern und Welfern Augsburgs, den mittelalterlichen Handelsfürsten Englands, gelangt der Verfasser zu den Koryphäen des modernen Welthandels, den Siemens, Astor, Vanderbilt, Carnegie, Cecil Rhodes. Er sucht sie bei ihrer Arbeit auf und spürt den innern Triebkräften nach, die zum Erfolge führten. Aber nicht nur den königlichen Kaufmann, den weltumspannenden Unternehmer schildert er, sondern auch seinen Einfluß auf die Entwicklung des gesamten wirtschaftlichen Lebens der Völker.

Ein solches Werk ist für jeden **Gebildeten** hochinteressant und dürfte hervorragend geeignet sein als Geschenk für jüngere Kaufleute, für Söhne von Gewerbetreibenden, Kaufleuten und Industriellen.

Verlag von Otto Spamer in Leipzig



Joachim Nettelbeck

Bürger zu Kolberg

Eine Lebensbeschreibung von ihm selbst aufgezeichnet

Gekürzte Fassung von **Otto Zimmermann**

Gebunden M. 2.—

Die Erinnerungstage der schweren Zeit, die vor 100 Jahren unser Vaterland bedrückte, kehren wieder, und mit dieser Wiederkehr gewinnt die Lebensbeschreibung des geraden, ehrlichen und energischen Kernmenschen **Joachim Nettelbeck** ein erhöhtes Interesse. Sie liegt hier in neuem Gewande vor. **Otto Zimmermann** hat in seiner gekürzten Fassung an der schlichten Darstellung nichts geändert, um den ganzen Menschen, den alten Nettelbeck mit dem klugen Kopfe, mit dem warmen Herzen und der königstreuen Seele, den man trotz seiner Barockheit mit ganzer Seele lieben und achten muß, herauszubringen und besonders unserer Jugend wieder vor Augen zu stellen.

Verlag von Otto Spamer in Leipzig

Harriet Beecher Stowe

Onkel Toms Hütte

oder

Negerleben in den Sklavenstaaten
von Amerika

Bearbeitet von **Otto Zimmermann**

Gebunden M. 1.75.



Onkel Toms Hütte, dieses Lieblingsbuch unserer Jugend, erscheint hiermit in einer völlig neuen Form. Otto Zimmermann hat sich auch bei diesem Werke in gleicher Weise wie in seinen Bearbeitungen des „Robinson Crusoe“ und des „Nettelbeck“ die Aufgabe gestellt, die literarische Eigenart des Originals zu wahren, andererseits aber auch die Erzählung dem Geschmack unserer Zeit und den Absichten der heutigen Erziehung gemäßer zu gestalten. Der jugendliche wie der erwachsene Leser wird sich von der Lebens- und Leidensgeschichte Onkel Toms packen und rühren lassen durch die wunderbare Kunst der Verfasserin, Menschen zu zeichnen.

Es gibt kaum ein Buch, das einem verständigen Kinde tiefer ans Herz greifen könnte als diese vortreffliche Bearbeitung des alten „Onkel Tom“.



Robinson Crusoe

von

Daniel de Soe

Bearbeitet von **Otto Zimmermann**
Illustriert von **S. B. Nicholson**.

Große Ausgabe.
Mit 33 Abbildungen.
Fein gebund. M. 3.-

Kleine Ausgabe.
Mit 19 Abbildungen.
Fein gebund. M. 1.-

Otto Zimmermann, der Herausgeber
Hamburger Jugendchriften-Kommission ange-

regten und nach den Grundsätzen der „Vereinigten deutschen Prüfungsausschüsse“ bearbeiteten Ausgaben, hat sich mit tunlichster Treue an das Original des Dichters gehalten und unter Verzicht auf jenen schulmeisterlichen Ton, der das Kunstwerk De Soes nur zu zerstören geeignet ist, fast überall die schlichte, ans Herz greifende Sprache des Meisters selber reden lassen. Die vornehme Ausstattung, die vielen feinen Bilder Nicholson's und der niedrige Preis sichern diesen prächtigen Ausgaben die weiteste Verbreitung.

Verlag von **Otto Spamer** in Leipzig

Verlag von F. A. Brockhaus, Leipzig.

Abenteuer in Tibet.

Von Sven v. Hedin.

Ein starker Band m. 414 Seiten Text, 145 Abb., darunter 8 bunte Tafeln u. 4 Karten. Eleg. geb. in mehrfarb. Einbd. 6 M.

Der letzte Europäer, dem es vergönnt war, Tibet noch in Vollbesitz seiner Ursprünglichkeit kennen zu lernen, ist Sven v. Hedin gewesen. Der berühmte Forscher hat die Abenteuer seiner erfolgreichen großen Asienreise in ganz neuer Fassung, unter Wegfall alles entbehrlichen wissenschaftlichen Beiwerks veröffentlicht. Durch seine beiden großen Werke „Durch Asiens Wüsten“ und „Im Herzen von Asien“ ist Hedin in Deutschland so berühmt geworden als in seiner schwedischen Heimat. Die vorliegende vollstümliche Ausgabe, die sich ebenso durch ihre schöne Ausstattung als durch den überaus billigen Preis auszeichnet, bringt den berühmten Reisenden unserm Herzen noch näher. Die „Abenteuer in Tibet“ sind ein Volksbuch im besten Sinne des Wortes.

In ihm erhebt sich Hedin zu einer Höhe der Darstellungskraft, die geradezu hinreißend wirkt. Einer der erfolgreichsten Forscher aller Zeiten schildert hier die Abenteuer und Gefahren seiner Reisen, die ihn durch entsetzliche Sand- und Gebirgswüsten führten, auf denen der größte Teil seiner Karawanen einen grauenhaften Untergang fand. Mit leuchtenden Augen wird insbesondere die Jugend von den Triumphen zäher Forscher-Energie lesen, von fremdartigen Gegenden, die den Reiz des Geheimnisvollen haben, von Menschen und Völkern, die dem Europäer schwer begreiflich sind. Flott und frisch wird erzählt, und Schlag auf Schlag folgen die Abenteuer, so daß dieses reizende Buch mit Spannung gelesen werden wird.

Aus den Stimmen der Presse:

Ein in der Form unerreichtes Dokument von zäher Energie und Tatkraft. (Deutscher Reichsanzeiger, Berlin.) — Ein Werk, das Hunderte sogenannter Jugendschriften aufwiegt. (Dresdner Anzeiger.) — Eine Lektüre, die fesselt und lehrreich in einem ist. (Schwäbischer Schulanzeiger, Augsburg.) — Ein herrliches Buch, das unter der Jugend nur Segen stiften kann. (Schweiz. Protestantenblatt, Basel.) — Das Buch nimmt die Herzen von jung und alt gefangen. (Neue Preussische [Kreuz-] Zeitung, Berlin.) — Jugendliteratur im besten Sinne. (Hamburgischer Korrespondent.) — Die Schilderungen sind voll geschichtlichen und poetischen Reizes. (Allgemeine Zeitung, München.) — Ein geographisches Volksbuch ersten Ranges. (Literar. Jahresbericht f. kathol. Kreise.) — Gehalt und Wissenschaft in Fülle. Ein ganz ausgezeichnetes Geschenkwerk. (Literar. Rundschau f. d. evang. Deutschland.)

Hermann Costenoble, Verlag, Jena.

Fr. Gerstäckers
Volkstümliche Schriften.

Neue durchgesehene Ausgabe in 10 Bänden
für 27 Mark. Einzelne à 2.75 Mark.

Empfohlen zur Anschaffung

:: für Haus und Schule ::

Gediegene Lektüre für alt und jung.

Inhalt dieser Ausgabe:

Unter dem Äquator. Javanisches Sittenbild.

Gold. Kalifornisches Lebensbild.

Die Flußpiraten des Mississippi.

Die Regulatoren in Arkansas.

Im Busch. (Australische Erzählung.)

Unter den Pehuenchen. Chilenischer Roman.

Blau Wasser. (Skizzen aus See- und Inselleben.)

Matrosenleben. — Aus der See. — Aus zwei

Weltteilen. (Gesammelte Erzählungen.)

Aus Nord- und Südamerika.

**Streif- und Jagdjüge durch die Vereinigten
Staaten Nordamerikas.**

Im Eckfenster. Roman.

Bei Th. Grieben's Verlag (E. Fernau) in Leipzig
sind u. a. erschienen:

Indo-Malayische :: Streifzüge ::

Beobachtungen und Bilder aus Natur und
Wirtschaftsleben im tropischen Südasien.

Von **Dr. H. Preyer.**

Mit 50 Abbildungen.

Preis broschiert 5,50 Mk., in Ganzleinwandband 6,50 Mk.

21 Jahre in Indien.

Aus dem Tagebuche eines Militärarztes.

Von **Dr. H. Breitenstein.**

Erster Band:

Borneo.

Mit 1 Titelbild und 8 Illustrationen.

Preis: broschiert 5,50 Mk.,
gebunden 6,50 Mk.

Zweiter Band:

Java.

Mit 1 Titelbild u. 29 Illustrationen.

Preis: broschiert 8,50 Mk.,
gebunden 10 Mk.

Dritter Band: **Sumatra.**

Mit 1 Titelbild und 26 Illustrationen.

Preis: broschiert 6 Mark, gebunden 7 Mark.

Verlag von Dietrich Reimer (Ernst Vohsen) in Berlin SW. 48.

Wertvolle Reisebeschreibungen!

E. von Salzmänn: *Im Sattel durch Zentralasien.* 6000 Kilometer in 176 Tagen. Mit 185 Bildern, 1 Übersichtskarte und 8 Kartenskizzen. — **Siebente Auflage!** Preis elegant gebunden Mk. 5,—.

„Neue freie Presse, Wien“. Eines der interessantesten Reiselwerke — sowohl für die Jugend wie für den Sportsmann — ist „Im Sattel durch Zentralasien“, das soeben in sehr reicher und geschmackvoller Ausstattung im Verlage von Dietrich Reimer in Berlin erschienen ist. . . . Es war keine wissenschaftliche Forschungsexpedition, die Leutnant von Salzmänn unternommen, sondern vielmehr ein Sportunternehmen, um einerseits seine Leistungsfähigkeit als Reiter und andererseits die Tüchtigkeit und Ausdauer der mongolischen Ponies zu beweisen. Aber der kühne Reiter hat bei diesem Ritt so scharfe Beobachtungen gemacht, so viele Abenteuer bestanden und mit seiner Kamera so merkwürdige Volkstypen und malerische Landschaften aufgenommen, daß man sein frisch und lebendig geschriebenes Buch mit der lebhaftesten Teilnahme liest. . . .

Erich von Salzmänn: *Im Kampfe gegen die Herero.* Mit 196 Abbildungen und 14 Originalzeichnungen. Preis elegant gebunden Mk. 5,—.

„Leipziger Neueste Nachrichten“. . . . Mitten in die Wirksamkeit und Strapazen unserer Truppen verlegt uns eine Schrift eines jungen Offiziers, der aus Südwestafrika verwundet zurückgekehrt und fortan dem Dienst im bunten Rod entzissen worden ist. Es ist der durch seinen Vortritt durch China bekannt gewordene Oberleutnant Erich von Salzmänn, der seiner früheren Schrift (siehe oben) ein neues Buch „Im Kampfe gegen die Herero“ zugefellt hat, worin er in höchst fesselnder Weise über die Streifzüge seiner Feldartillerietruppe berichtet. Wir lernen so aus nächster Nähe das Leben unserer braven Afrikakrieger kennen und die großen Schwierigkeiten, die tagtäglich zu überwinden sind.

Andreas Gildemeister: *Auf einem Segelschiffe rund Kap Horn.* Mit einem Vorwort vom Vizeadmiral a. D. K. Werner. Mit einem Titelblatt und einer Übersichtskarte. Elegant gebunden Mk. 5,50.

Gen. Admiralsratsrat Koch in der Marinerundschaau: Wer die „große Fahrt“, wie sie in Wahrheit sich abspielt, kennen lernen, vielleicht ihr sein Leben weihen will, mag das Buch zur Hand nehmen; sein Verfasser hat, vielleicht sich selber unbewußt, in dieser schlichten Schilderung ein Werk von bleibendem Wert geliefert, das durch das Vorwort aus Reinhold Werners Feder mit Recht geehrt wurde.

Oswald Kunhardt: *Wanderjahre eines jungen Hamburger Kaufmanns I.* Eine Reise um die Erde in 1000 Tagen. Dritte erweiterte Auflage. Ein Prachtband in gr. 8^o mit über 220 Illustrationen, Voll- und Teiltbildern von Land und Leuten aus allen Teilen der Erde, einer Weltkarte zur Übersicht der Reiseroute und mehreren Kartenskizzen. Elegant gebunden Mk. 12,—.

Einen interessantesten Einblick in die Lebensanschauung und die Denkweise unserer hanseatischen Großhandelskreise gibt uns das vorliegende Werk des jungen Hamburger Kaufmanns. Eine dreijährige Wanderzeit hat seinen Gesichtskreis erweitert, sein Urteil geschärft, und daß er die reiche Gelegenheit zum Schauen und Schildern trefflich zu nützen verstand, beweist uns sein Buch, das jedem, der an Reisebeschreibungen Gefallen findet, eine angenehme Lektüre bieten wird.

Egon Kunhardt: *Wanderjahre eines jungen Hamburger Kaufmanns II.* Eine Reise um die Erde in 777 Tagen. Zweite erweiterte Auflage. Ein Prachtband in gr. 8^o mit 250 Illustrationen und zahlreichen Kartenskizzen. Elegant gebunden Mk. 12,—.

Eine gewisse Übereinstimmung der Entstehungsweise und der Tendenz mit dem „Bruderwerke“ weisen die „Wanderjahre“ Kunhardts des Jüngeren auf. Auch hier fällt ein bemerkenswerter Grad von Beobachtungsgabe und schriftstellerischem Talent, eine bei aller Frische und Unbefangenheit erstaunliche Frühreife des Urteils auf. Aber wie jede Blüte eines Zweiges durch die nur ihr eigene Färbung ihre Eigenart wahr, so fehlt auch diesem Buche nicht der Reiz persönlichen Denkens und Empfindens.

Curt Cramer: *Aus meiner Wanderzeit.* 100000 Kilometer zu Wasser und zu Lande. Zweite umgearbeitete Auflage. Ein starker Prachtband mit vielen Abbildungen und 1 Karte. Mk. 6,—.

Dieses bei seinem ersten Erscheinen von Presse und Publikum überaus günstig aufgenommenem Werk erscheint nunmehr in einer durchgesehenen neuen Auflage zu dem billigen Preise von Mk. 6,—. Die Anschaulichkeit der Schilderungen, der flotte Stil und die jugendfrische Ursprünglichkeit der Darstellung werden dem Buch auch in seiner neuen Gestalt viele Freunde erwerben.

Das Festland am Südpol

Die Expedition

zum Südpolarland in den Jahren 1898—1900 von

Carsten Borchgrevink

609 Seiten Lexikon-8°. * Mit 326 Abbildungen und
6 Karten in hochelegantem Originalband Mk. 15.—



Borchgrevink drang südlich über die bis dahin für unübersteiglich gehaltene große Eisbarriere hinaus bis 78° 50' südlicher Breite vor, dem südlichsten Punkte der Erde, den je eines Menschen Fuß betreten hat.

Über die Bedeutung dieses Werkes haben sich alle hervorragenden Blätter und Zeitschriften bereits in der lobendsten Weise ausgesprochen.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen, sowie direkt von
S. Schottlaenders Schlesischer Verlagsanstalt **Berlin W.**,
Schöneberger Ufer 32.

Woerl's Reisebücher-Verlag in Leipzig.

Kaisl. u. Königl. Oesterr.-Ung. u. Königl. Bayr. Hofverlagshandlung.

Verzeichnis der Werke Sr. K. u. K. Hoheit Erzherzogs Ludwig Salvator, die in Woerl's Reisebücher-Verlag in Leipzig erschienen sind:

Die Balearen in Wort und Bild. 2 Bde. gr. 4°. Eleg. geb. M. 60.—;
2 Bde. 960 S. In Liebhaber-Einband M. 65.—. 600 Illustrationen in
Holzschnitt, sämtlich nach Zeichnungen des hohen Autors ausgeführt.

Ein bewundernswürdiges und in seiner Art einzig dastehendes Werk, die Frucht eines
kaum zu überbietenden Fleisses, von Gewissenhaftigkeit und Wissen. Kaum dürfte sich
ein anderes Land einer Monographie rühmen, die so erschöpfend und vollendet wäre.

Paxos und Antipaxos im Jonischen Meere. Format gr. 4°. 480 S.
hochelegant ausgestatt. Mit 219 Illustrationen. — III. Ausgabe. Preis
in weiss Celluloid geb. M. 10.—.

Diese Inseln, klein und scheinbar unbedeutend, wurden nie selbständig geschildert,
sondern höchstens bei Beschreibung der grossen, schönen Nachbarinsel Corfu nebensächlich
behandelt, und doch sind diese reizenden Eilande voll grossartiger Naturschönheiten, die
eine bessere Würdigung verdienen.

Ramleh als Winteraufenthalt. Gr. 4°. XVII und 151 Seiten mit
77 Tafeln und einem farbigen Plan von Ramleh. Preis gebd. M. 20.—.

Allen Besuchern Ober-Aegyptens und namentlich allen denen, welche aus Gesundheits-
rückichten den Süden aufsuchen wollen, sei obiges Prachtwerk über die „Elysianische
Riviera“ aufs Wärmste zur Anschaffung empfohlen.

Bougie, die Perle Nord-Afrikas. Gross-Folio. VIII und 122 Seiten
mit 32 Holzschnitttafeln und einem farbigen Plan des Hafens und der
Stadt Bougie. Preis M. 30.—.

In bekannter Ausführlichkeit in geschichtlicher, wirtschaftlicher und kultureller Be-
ziehung schildert der hohe Autor Bougie, eine Stadt von ca. 10000 Einwohnern, darunter
4000 Europäer, deren Umgebung den Namen der afrikanischen Schweiz trägt.

Eine Yachtreise an den Küsten von Tripolitanien und Tunesien.

2. Auflage. 383 S. Mit 65 Illustrationen. Preis elegant gebd. M. 3.—.

Wie in den übrigen Werken zeigen sich auch in diesem Reisetagebuch die reichen
Kenntnisse des hohen Verfassers, seine Fähigkeit, nach kurzer Beobachtung das Wesent-
liche im Volkscharakter, in den sozialen Verhältnissen etc. herauszufinden, in hervor-
ragender Weise.

Spanien in Wort und Bild. Herausgegeben unter Mitwirkung von Er-
zherzog Ludwig Salvator, Mons. Prof. J. Graus, Domkapitular Kirchberger,
Freih. v. Bibra, Mrs. Will. Threlfall. Mit 157 Illustrationen u. 1 Karte
von Spanien. 19 Bg. Lex.-8°, gebd. M. 9.—.

Dieses Werk, das einige hochinteressante Kapitel aus der Feder Sr. k. u. k. Hoheit
des Erzherzogs Ludwig Salvator enthält, der als einer der gründlichsten Kenner Spaniens
längst bekannt ist, zeichnet sich durch frische, lebensvolle Darstellung aller Verhältnisse
aus, und dürfte zu dem Besten gehören, was je über Spanien geschrieben worden ist.

Märchen aus Mallorca. 271 S. 8°. Preis gebd. in Orig.-Einb. M. 5.—.

Für alle Abarten der mallorquinischen Märchen giebt der hohe Verfasser hübsche und
poetische Beispiele. . . . Wenn wirklich das allein Poesie ist, was sich nie und nirgends
begeben hat, so darf man dieses Märchenbuch als ein Dichterwerk I. Ranges bezeichnen.
Der grösste Dichter hat es geschrieben: das Volk. (Wiener Zeitung.)

Los Angeles in Südkalifornien. Eine Blume aus dem goldenen
Lande. Mit 15 Abbildungen und 2 Karten. Preis gebd. M. 1.50.

Das Buch bietet nach mehrfachen an Ort und Stelle vorgenommenen Beobachtungen
eine Übersicht über Klima, Bevölkerung, soziales Leben, Handel des Landes etc.

Um die Welt, ohne zu wollen. 22 Bogen Text mit 100 Originalzeich-
nungen. Preis gebd. M. 2.—.

In dieser Publikation bietet uns der Verfasser eine interessante Beschreibung seiner
Reise um die Welt.

Helgoland. Eine Reiseskizze. Verkehr, Aufenthalt. u. hyg. Winke üb. Kuren
auf Helgoland u. den Nordseebädern. Mit 18 Illustr. 2. Aufl. Preis M. —.50.

Vorrätig oder zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes

Vorrätig oder zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes.

Um Missionsinteresse zu wecken und zu beleben, empfehlen:

Dornen und Ähren vom Missionsfelde.

Missionsgeschichten, herausgegeben von der Missionskonferenz in der Provinz Brandenburg. 16 Hefte à 10 Pf.

Diese Missionsgeschichten — meist sind es Lebensbilder — sind in vortrefflicher Weise dazu geeignet, Interesse und Liebe zur Mission bei den Lesern zu erwecken.

Grundemann, D. R.: Vater Christliebs Abendunterhaltungen über die Heidenmission.

Heft 1. Das Missionswesen in der Heimat. 20 Pf. — Heft 2. Die Missionsgesellschaften. 20 Pf. — Heft 3. Leben und Wirken des Missionars. 20 Pf.

Ein Meisterstück volkstümlicher Belehrung über die Mission. Wir raten jedem Pastor, sich diese Schriftchen ja kommen zu lassen, und zweifeln nicht, daß diese Lektüre ihm Lutz machen wird, diese Schriftchen unter dem Volke zu verbreiten. Prof. D. Warnke. (Allg. Miss.-Zeitschr.)

Missionsbilder mit Versen für Kinder.

Herausgegeben von der Missionskonferenz in der Provinz Brandenburg.

10 Hefte à 5 Pf. 100 Hefte, gemischt, Mk. 4,—.

Missionsbilder mit Versen für Kinder werden auch diesmal den Missionsfreunden zur Verbreitung herzlich empfohlen. Sie sind frisch und packend geschrieben und können noch manchem das Herz für eine Sache erwärmen, die bei uns in Deutschland noch lange nicht genug Christensache, Volksache, Ehrensache geworden ist. (Christl. Bücherchatz.)

Missionsbilderbuch mit Versen für Kinder.

(Feine Gesamtausgabe der 10 Hefte Missionsbilder mit Versen für Kinder.)

80 farbige Bilder mit 80 Seiten Text. Hübsch gebunden 80 Pf.

Die Vereinigung dieser Hefte zu einem Bändchen mit gutem Papier und sorgfältigem Druck bildet ein hübsches Bilderbuch, welches Kinder ohne Zweifel mit derselben Begierde ergreifen werden, wie früher die einzelnen Hefte. Der Preis muß als ungewöhnlich niedrig bezeichnet werden. Pfr. Jul. Richter, Schwanebeck.

Missionsgeschichten mit Bildern für Kinder.

Herausgegeben von der Missionskonferenz in der Provinz Brandenburg.

Von D. R. Grundemann.

Heft 1. Südafrika. Ukoane, der gerettete Heidenjunge. 5 Pf. — Heft 2.

Indien. Minatschi, das Tamulenmädchen. 5 Pf. — Heft 3. Samoa. Der

große Mord in der Südsee. 5 Pf. — Heft 4. Nord-China. Wie das

Evangelium nach Tsimo kam. — 100 Hefte Mk. 4,—.

Diese Geschichten sind nicht direkt aus den Berichten einer besonderen Missionsgesellschaft entnommen, sondern es sind hier Tatsachen, wie sie häufig in den Berichten der verschiedenen, auf den betreffenden Gebieten tätigen evangelischen Missionen vorkommen, zu typischen Bildern verarbeitet.

Missionsgeschichten für Kinder

in farb. Umschlag, mit Bildern. 55 Hefte à 5 Pf., 100 Hefte, gemischt, Mk. 4,—.

Für das jüngere und mittlere Kindesalter sehr gut geeignet und Eltern und Sonntagsschulleitern und -heffern sehr zu empfehlen. (Mon. Anz. d. Chr. Ver. j. Männer, Berlin.)

Neue Missionschriften

in farbigem Umschlag mit Bildern. 87 Hefte à 5 bis 20 Pf.

Missionsfreunden sehr zu empfehlen zu eigener Erbauung und zur Verteilung, um das Missionsinteresse anderer zu wecken. (Mon. Anz. d. Chr. Ver. j. Männer, Berlin.)

Ein ausführlicher Verlagskatalog steht gratis u. franko zur Verfügung.

Buchhandlung

der Berliner evangelischen Missionsgesellschaft

Georgenkirchstraße 70. Berlin NO. 45 Georgenkirchstraße 70.